

UND WAS

SACHA BATTYANY

HAT DAS

EIN VERBRECHEN IM MÄRZ 1945.

MIT MIR

DIE GESCHICHTE MEINER FAMILIE

ZU TUN?

Kiepenheuer
& Witsch

WELCHEN EINFLUSS HABEN EREIGNISSE AUF UNS, DIE VOR SIEBZIG JAHREN STATTFUNDEN HABEN?

»Tante Margit war der Auslöser meiner Reise in die Geschichte, ihretwegen habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner Herkunft auseinandergesetzt. Es war ein Massaker an 180 Juden, das mich meiner Familie näherbrachte.«

»Ein glänzend geschriebenes Buch über Rechnitz und andere familiäre Abgründe, ein historisches Panorama, in dem sich die Geschichte seiner Familie mit der Geschichte Mitteleuropas verbindet – und nicht zuletzt ein großer Essay über die Gegenwart der Vergangenheit.« *Martin Doerry, Der Spiegel*



Sacha Batthyany's Großtante war in eines der schrecklichsten Nazi-Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkriegs verwickelt. Als er ihre Geschichte aufschreibt, stößt er auf ein altes Familiengeheimnis.

Wenige Wochen vor Kriegsende gibt Gräfin Margit Thyssen-Batthyány im österreichischen Rechnitz ein rauschendes Fest. Gegen Mitternacht verlassen die Gäste das Schloss und erschließen 180 Juden, die am Bahnhof auf den Weitertransport warten. Was genau in dieser Nacht geschieht, ist bis heute unklar. »Und was«, fragt der Schriftsteller Maxim Biller den Autor, »hat das mit dir zu tun?«

Sacha Batthyany beginnt, nach Antworten zu suchen. Seine Reise führt ihn ins alte Ungarn, ins Österreich der Nachkriegszeit, in die Schweiz der Gegenwart, in die Lager des Gulag nach Sibirien, auf die Couch eines Pfeife rauchenden Psychoanalytikers und bis ins Wohnzimmer einer Auschwitz-Überlebenden in Buenos Aires. Dabei entdeckt er ein Geheimnis, das seinen Blick auf seine Familie und sich selbst verändert.

Prägen vorangegangene Generationen die Art, wie wir leben? Dabei dachten wir doch, wir seien so aufgeklärt und modern und selbstbestimmt? Sacha Batthyany's Buch ist eine ungewöhnliche, gegenwärtig erzählte Familiengeschichte, ein Panorama Mitteleuropas, das nur vermeintlich verschwunden ist, und zugleich Psychogramm einer Generation.



SACHA BATTHYANY, geboren 1973, studierte Soziologie in Zürich und Madrid, war Redakteur bei der *Neuen Zürcher Zeitung* und arbeitet seit 2010 beim *Magazin des Tages-Anzeigers*. Er ist Dozent an der Schweizer Journalistenschule und lebt seit 2015 in Washington, D.C., wo er für den *Tages-Anzeiger* und die *Süddeutsche Zeitung* als Korrespondent über Politik und Gesellschaft berichtet.

Einschub von ulis bueckerecke.ch

Fortsetzung auf Seite 29

Massaker von Rechnitz: Die Gastgeberin der Hölle - Debatten - FAZ

Frankfurter Allgemeine

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

MASSAKER VON RECHNITZ

Die Gastgeberin der Hölle

VON DAVID R. L. LITCHFIELD - AKTUALISIERT AM 18.10.2007 - 17:06



Fast zweihundert Juden wurden in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945, kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee, im österreichischen Rechnitz erschossen. Die Täter waren Gäste eines Festes, das die Gräfin Margit Batthyány auf ihrem Schloss ausrichtete. Darüber wurde bis heute nicht gesprochen. Von David R. L. Litchfield.

Vor gut vierzehn Jahren - Francesca (Chessy) Thyssen, heute Erzherzogin von Habsburg, hatte mich gerade in London ihrem Vater Hans Heinrich Thyssen Bornemisza de Kászon vorgestellt, den alle Welt nur „Heini“ nannte - begann ich ein Buch über die Familie Thyssen zu schreiben, nachdem ein früherer Kandidat für die Abfassung von Heinis Biographie den Machenschaften Tita Cerveras, der fünften Frau des Barons, zum Opfer gefallen war. Beinahe wäre auch ich ein Opfer desselben „Titanischen“ Drucks geworden, doch Francesca und Heinis Schwester Gaby überredeten mich, meine Arbeit fortzusetzen.

Ich ahnte damals nicht, worauf ich bei meinen Nachforschungen stoßen würde, und unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu den meisten Mitgliedern der Familie, die insgesamt nur wenig unternahm, um mir zu helfen. Heini Thyssen, der sich selbst zum Schweizer Industriellen stilisiert hatte und einen legendären Ruf als Kunstsammler genoss, behauptete stets, seine

Wirklichkeit eine scheue, zurückhaltende Frau und ihr Schloss in Rechnitz sei während des Krieges von den Russen zerstört worden, so dass ein Besuch sich nicht lohne.

Ein schreckliches Geheimnis

Erstmals kam mir der Verdacht, dass er mich belog, als Heini Thyssens ungarischer Anwalt Josi Groh mir erzählte, Margit sei keineswegs scheu und zurückhaltend gewesen. Sie sei während des ganzen Kriegs auf Schloss Rechnitz geblieben, um die Aufmerksamkeit der SS-Offiziere zu genießen, die sich dort zur Erholung aufhielten. Doch erst sein wiederholter Hinweis, das Schloss oder was davon geblieben war, berge ein schreckliches Geheimnis, veranlasste mich schließlich, nach Rechnitz zu fahren. Leider zu spät, um den 2002 verstorbenen Heini noch mit den Tatsachen zu konfrontieren.

Dort erfuhr ich, dass Margit in den letzten Tagen des **Zweiten Weltkriegs** auf dem Schloss ein Fest für SS-Offiziere, Gestapo-Führer und einheimische Kollaborateure gegeben hatte, auf dem zur Unterhaltung der Gäste zweihundert Juden ermordet wurden. In den folgenden zweiundsechzig Jahren gelang es der Familie Thyssen, mit dieser Greuelthat nie in Verbindung gebracht zu werden und das Ausmaß ihrer NS-Vergangenheit zu verschleiern.

Heinis Vater Heinrich Thyssen, einer der Erben eines der größten industriellen Vermögen der Welt, aber ohne die, wie er meinte, angemessene gesellschaftliche Stellung, erwarb 1907 die ungarische Staatsbürgerschaft und den Titel eines Barons. Er kaufte sich ein Schloss in Rechnitz an der österreichisch-ungarischen Grenze, wo er sich ansiedelte und seine Kunstsammlung aufbewahrte. Später überschrieb der Baron das Schloss seiner Tochter Margit, nachdem er sich in aller Stille davongemacht hatte, um sich in der sicheren Schweiz niederzulassen, wo ihn das deutsche Management seiner Unternehmensgruppe regelmäßig besuchte.



Davos, den 2. Februar 1944.

ad D./

I. Kriegsschadenregelung für ungarische Staatsangehörige im Reich

Die Regelung der Kriegsschäden im Reich auch für ungarische Staatsangehörige erfolgt ohne Vorbehalt. Die Konzernbelange sind bestens gewahrt.

II. Kriegsgewinnabschöpfung

Die Kriegsgewinnabschöpfung wird Thyssengas nicht belasten. Im Zuge des Konzernumbaus wird auch PWR, RR über Mischrechnung ausgeglichen.

E. Gesellschafter.

I. Kassenlage 26.I.1944: Vorzugssperkonto M220.868,15
verkaufte Kuxen M639.165,25

Gesellschafter ist flüssig in Haag und Berlin und für 1944 infolge Verkauf Kuxe an Thyssengas auf Ausschüttungen nicht angewiesen.

II. Stadhouderslaan

Über Verhältnisse wird berichtet.

- 1) Fahrer soll von Arbeitgeber Mobiel bezahlt werden.
- 2) Kosten für Überführung Wein und dergleichen soll Nutznießer tragen.

III. Rechnitz

Rechnitz wird von Thyssengas weiterhin betreut. Graf B wird um die Beschaffung eines Ersatzgutes für Grundbesitzer Lüps zum Ausgleich für Verkauf der Grundstücke im Werksinteressenbereich bemüht bleiben. Nur im äußersten Fall soll eigener Grundbesitz außerhalb des Bergbaubelangs herangezogen werden,

IV. Schenkungen

Schenkungen an Dr.St.B.T.B. und Rechnitz erfolgt auf vorgetragener Grundlage.

Blatt 6

THEATER STÜCK ÜBER MASSAKER

Zuschauer bespucken aus Wut Theaterangestellte

Veröffentlicht am 13.10.2010 | Lesedauer: 3 Minuten

Von Stefan Keim



Spuckfreudig wie Alpakas zeigten sich Zuschauer bei der Aufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus. Das hat eine Regieassistentin zu spüren bekommen

In Düsseldorf sorgt die Inszenierung von Elfriede Jelineks "Rechnitz, der Würgeengel" für wütende Reaktionen unter den Zuschauern.

Endlich mal wieder ein echter Theaterskandal. Fast schien es so, als könnten Nacktheit, Kunstblut und Spaghettigematsche nur noch bühnenunerfahrene Schriftsteller samt Intellektuellengefolge aufregen. Das Publikum ist inzwischen hart im Nehmen. Und es sind auch keineswegs eklige Bilderwelten, die in Düsseldorf für Krawall sorgen. Es ist eine Toneinspielung, ein purer Text im dunklen Raum: das Ende von Elfriede Jelineks „Rechnitz (Der Würgeengel)“.

Hier hat die Autorin auch die Geschichte des „Kannibalen von Rothenburg“ verarbeitet. Ein Mann stellt sich dem Menschenfresser zur Verfügung, will verspeist werden, empfindet Lust dabei. Die Stimmen sind unangenehm, drängeln sich ins Ohr. Das scheint den meisten Zuhörern zu viel, laut schimpfend verlassen sie in der zweiten Vorstellung den Saal. Ein Besucher sagt

draußen zur Regieassistentin, sie täte ihm leid, weil sie bei so etwas mitmachen müsse. Sie antwortet selbstbewusst: im Gegenteil, sie sei stolz auf diese Aufführung. Darauf wird sie von dem älteren Herrn angespuckt.

Elfriede Jelinek zeigte sich auf Anfrage erstaunt. „Der größte Teil des Stückes handelt von der Ungeheuerlichkeit des Mordes an fast 200 hilflosen Menschen“, schreibt sie. „Die Mörder gehen vom Besäufnis direkt zur Menschenjagd. Dass dann ein Lustmord, ausgerechnet, die Leute mehr schockiert, hätte ich nicht gedacht.“ Der Vorfall erinnere sie an die Empörung über Guillaume Apollinaires Roman „Die Elftausend Ruten“: Der „kleine, handgemachte Sexualmord schockiert, der vieltausendfache des Ersten Weltkrieg, das massenhaften Töten, wird zur Normalität.“

Elfriede Jelineks „Rechnitz (Der Würgeengel)“ erzählt von einem Massaker an völlig erschöpften jüdischen Zwangsarbeitern auf einem burgenländischen Schloss am Ende des Zweiten Weltkriegs. Jelinek lässt Boten davon berichten, macht das Erinnern selbst, die vergebliche Suche nach der Wahrheit zum Thema. Sie verweigert eine „Bewältigung“ der Vergangenheit, Betroffenheitsformeln, Distanzierungen. Mit boshafter Ironie fragt sie, warum die Leichen nie gefunden wurden. So kommt der Kannibalismus ins Spiel. Vielleicht sind die Toten in einer Zeit von Krieg und Hunger ja einfach gegessen worden...

Jossi Wieler hatte genau diesen Punkt bei seiner poetisch-genauen Uraufführungsin szenierung an den Münchner Kammerspielen in den Hintergrund gedrängt. Regisseur Hermann Schmidt-Rahmer betonte ihn nun in Düsseldorf als zentrales Element. Seine Produktion ist fantasievoll, böse, unberechenbar. Und sehr nah dran am Geist der Jelinek. Hinter finsternen Scherzen brodeln die Wut, beharrlich umkreisen die ausgezeichneten Schauspieler das Thema, lassen sich auf die erotischen Aspekte der Bestialität ein, entfernen sich wieder davon.

Der Abend regt auf, befremdet, man spürt die eigene Verführbarkeit und erschrickt darüber. Wenn sich viel aufgestaut hat, kann Spucken Erleichterung sein. Insofern gebührt der Regieassistentin eine Tapferkeitsmedaille. Als Theatersoldatin im Dienste der Katharsis.

Die Batthyánys wehren sich gegen die Regisseurin Elfriede Jelinek

Mitreden

Sehr geehrte Frau Jelinek!

22.05.2010 um 18:05

von **Dominik**

und **Ladislaus E. Batthyány**

Warum lässt Elfriede Jelinek in ihrem bei den Festwochen aufgeführten Stück »Rechnitz (Der Würgeengel)« Realität, Wahrheit und Dichtung verschwimmen? Ein gefährliches Spiel.

In Ihrem Stück „Rechnitz (Der Würgeengel)“, das dieser Tage im Rahmen der Wiener Festwochen aufgeführt wird, nehmen Sie direkt Bezug auf ein geschichtliches Ereignis: die Ermordung von 180 jüdischen Zwangsarbeitern in Rechnitz im März 1945. Für viele Menschen ist Ihr Stück ein wichtiges literarisches Beispiel der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und mit dem Holocaust.

Tatsächlich scheint die Frau unseres Großonkels, Margit Batthyány, geb. Thyssen-Bornemisza, zwei Hauptverdächtige dieser Tat, den SS-Hauptscharführer und Gestapobeamten Franz Podezin und ihren damaligen Geliebten, den Gutsverwalter Hans Joachim Oldenburg, nach dem Krieg bewusst gedeckt zu haben.



Gedenkstätten-Wahnsinn in Rechnitz...

Es geht uns in diesem Brief nicht darum, die Frau unseres Großonkels zu verteidigen. Dies wollen und können wir nicht tun. Wir fühlen uns jedoch als entfernte Verwandte - durch ihre Verstrickung in die Geschehnisse - besonders aufgefordert hinzusehen und womöglich das eine oder andere ins richtige Licht zu rücken.

Seit unserem Erfahren der Geschehnisse in den letzten Jahren sind wir zutiefst betroffen - so sehr dieses Wort selbst bereits abgenutzt und heute oft zu leicht dahergesagt wird. Und wir fragen uns: Wie konnte es dazu kommen? Was ist damals wirklich geschehen? Wie ist mit den ungeklärten Fragen zu Täter und Tathergang umzugehen? Und: Was wusste Margit Batthyány tatsächlich? Hätte sie, wenn sie wollte, die Ermordung verhindern können? Und noch viele andere Fragen stellen sich uns. Auf sie wissen wir keine Antworten. Dieses Massaker aber legt uns eine Wunde offen. Sie zeigt auf die tausenden Opfer des Südostwallbaus, auf die Todesmärsche von Ungarn nach Mauthausen. Wir hoffen, dass das Gedenken an diese Opfer immer mehr gepflegt wird und das Grab der Ermordeten von Rechnitz, das bis heute unentdeckt geblieben ist, eines Tages gefunden wird.

ungarische Zwangsarbeiter in Rechnitz umgebracht wurden. Auch feierten an jenem Abend in einem Wirtschaftsgebäude des von der SS requirierten Schlosses unserer Großtante Gestapo-Führer und einheimische Getreue des Nazi-Regimes ein „Gefolgschaftsfest“.

Der Historiker Walter Manoschek fasste im Vortrag „Rechnitz, März 1945- Taten und Täter“ (23.4.2009) im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Elfriede-Jelinek-Forschungszentrums, bei dem wir selbst anwesend waren, die geschichtlichen Hintergründe folgendermaßen zusammen: „Am (...) 24.März wurden 600 ungarische Juden per Bahn von Kőszeg ins burgenländische Burg transportiert. (...) Im Bahnhof Burg wurden etwa 200 der Deportierten ausgesondert und per Bahn nach Rechnitz umgeleitet. Sie waren zu schwach oder zu krank, um zu arbeiten oder den Marsch nach Mauthausen anzutreten. (...) Mit Sicherheit steht fest, dass der Bahnhofsvorstand von Rechnitz am frühen Nachmittag des 24.März 1945 von der Kreisleitung Oberwart den Auftrag erhielt, eine Zugsgarnitur nach Burg zu schicken, um etwa 200 arbeitsunfähige Juden nach Rechnitz zu transportieren. (...) Ob zu diesem Zeitpunkt bereits deren Ermordung geplant war, bleibt hingegen ungewiss.

Am frühen Abend begann das Gefolgschaftsfest im Schloss Batthyány. Es fand nicht im großen Festsaal des Schlosses, sondern in einem Raum der Gutsverwaltung im Erdgeschoß statt, in dem auch die Kanzlei des Stellungsbaus untergebracht war. Als Festgäste fand sich die lokale NS-Elite ein. Organisiert wurde das Fest vom Unterabschnittsleiter Josef Muralter. (...) Was von Beginn des Festes am Abend des 24. März bis zur Ermordung der Juden in den frühen Stunden des 25. März im Einzelnen vor sich gegangen ist, konnte das Gericht nicht zweifelsfrei klären. (...)

Faktum ist, dass Franz Podezin im Laufe des Abends einen Anruf erhalten hat. Daraufhin beauftragte er Hildegard Stadler, die als Kanzleikraft bei der Abschnittsleitung tätig war, etwa zehn bis 13 Festteilnehmer in ein Magazin zu führen, wo ihnen Podezin eröffnete, dass die am Bahnhof befindlichen Juden von ihnen erschossen werden würden. Podezin verteilte Munition, und die Männer verließen das Schloss in bereitstehenden Pkw. Welche Personen mit Podezin und Stadler im

Eine undurchsichtige Rolle spielte der Gutsverwalter Hans Joachim Oldenburg. Er war nach Zeugenaussagen am Nachmittag des 24. März mit Podezin am Bahnhof, um die Juden in Empfang zu nehmen. Ebenso dürfte er beim Gefolgschaftsfest anwesend und nach (widerrufenen) Zeugenaussagen auch bei der nächtlichen Erschießung dabei gewesen sein. (...) Die Verstrickung von Oldenburg lässt allerdings nicht automatisch darauf schließen, dass das Grafenpaar Batthyány in einem direkten Zusammenhang zu den Mordaktionen stand.“ - So weit, vereinfacht und verkürzt, die Wiedergabe einiger Fakten zur Mordnacht.

Wie wurde und wird heute mit diesem Wissen und Nichtwissen tatsächlich umgegangen? Wie wird darüber geschrieben?

Neben vielen seriösen, sich ernsthaft mit dem Thema auseinandersetzenden Berichten finden sich auch Schlagzeilen wie: „180 Tote als Partyeinlage“, „Das Mordfest auf Schloss Batthyány“, „Gräfin bläst zur Menschenjagd“ oder „Thyssen-Gräfin ließ auf Nazi-Party 200 Juden erschießen“. „Es war unbestritten ein Massenmord“, sagt Winfried Garscha vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, „aber nicht aus einer Partylaune heraus. Überall wurden damals Marschunfähige umgebracht“ („Der Spiegel“, 22.10.2007).

Wir nehmen wahr, dass hier der eine oder andere Bericht - oftmals an den Fakten vorbei - zu einem Boulevardjournalismus geführt hat, der Gefahr läuft, das Verbrechen selbst zu missbrauchen. Und tatsächlich trägt der Fokus auf „Schloss“, „Fest“, „Gräfin“ zum Sensationswert dieses Geschehens bei. „Die Toten, denen so Furchtbares angetan wurde“, schreibt etwa Silvia Stammen in der „Zeit“ vom 6.12.2008, „sind auch jetzt wieder nur namenlose Objekte einer Berichterstattung, deren Newswert erheblich steigt angesichts der möglichen Beteiligung einer schießlüsternen Gräfin an den Verbrechen.“ Erfassen solche Schlagzeilen, erfasst ein solcher Blick auf das Geschehen, fragen wir, das Wesentliche? Ist eine gewissenhafte Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit dem Geschehenen und mit der Geschichte- die auch der Opfer würdig ist - so möglich?

Wir schreiben Ihnen, da Ihr Stück „Rechnitz (Der Würgeengel)“ sich, in unserer Wahrnehmung, ebenso dieser Inszenierung und eines gewissen Sensationalismus bedient. Und wir wissen, dass jedes Wort von Ihnen als Nobelpreisträgerin sehr ernst genommen wird. In Ihrem Stück ist beispielsweise zu lesen: „Erst als sich die Frau Gräfin selber auch ein Gewehr nahm“, „Diese Männer werden zur Abwechslung einmal anders vernichtet. Die Frau Gräfin richtet das Richtige ordentlich an“, „die Frau Gräfin teilt ja schon die Waffen aus“, „Die Frau Gräfin trat mit ihrer Flinte vor ihn hin“, „Auch dass die Frau Gräfin sich die Haare der von ihr Erschossenen in ein Kissen hat stopfen lassen, ist ein Gerücht“, „die Frau Gräfin Margit, (...) den Fuß stemmt sie in seine Rippen, das darf sie, schließlich hat sie ihn ja auch geschossen, sie reißt ihm die Schulter aus dem Arm (...). Nicht durch Leibeskraft hat sie den Mann da erledigt, (...) sondern durch Feuerkraft (...)“ etc. Auf dem Umschlag der Veröffentlichung des Stückes „Rechnitz (Der Würgeengel)“ ist zu lesen: „In ‚Rechnitz (Der Würgeengel)‘ feiert kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs eine elegante Gesellschaft ein Fest, in dessen Verlauf, aus einer Laune heraus, fast 200 jüdische Zwangsarbeiter erschossen werden - ein Verbrechen, das bis heute nicht aufgeklärt wurde.“- Kann ein solches Verbrechen, fragen wir, nur wahrgenommen werden, wenn es - verfälscht - als „Partylaune“ auf einem Schloss und mit einer Gräfin als Massenmörderin inszeniert wird? Wird nicht dadurch ein Mythos geschaffen, der das tatsächlich Geschehene, die Opfer und die Täter und die Ohnmacht, dass wir weniger wissen, als uns lieb ist, unter sich begräbt? „Was Jelinek bei aller - bewusst enervierenden - Geschwätzigkeit, Redundanz, Wortwitz- und Leerlaufrhetorik virtuos vorführt“, schrieb Christine Dössel in der „Süddeutschen Zeitung“ über „Rechnitz (Der Würgeengel)“ (30.11.2008), „sind die Abgründe unseres Sprechens, ist das beredte Verschweigen, das Darüberhinwegreden, die Kunstfertigkeit, sich die Wahrheit diskutierend und scheinbar reflektierend vom Leib zu halten.“

Warum haben wir das Gefühl, dass Ihr Stück genau das tut: dem Leser oder Zuschauer die Wahrheit vom Leib zu halten? Es macht uns nachdenklich, dass die Art und Weise, wie Sie hier ein geschichtliches Ereignis verarbeiten, Menschen, die sich ernsthaft mit diesem Massenmord auseinandersetzen möchten, womöglich auf eine falsche Fährte führen kann. Im Blick bleiben: ein Schloss, ein Fest, ein Massaker und

Das Eintreten gegen Rassismus und für Menschenwürde hat doch auch zu tun mit dem Kampf gegen Mittel der Vereinfachungen, der Vorurteile und der Klischeebilder. Sollten wir nicht bei der Aufarbeitung der Geschichte ebensolche Mittel vermeiden? Das Verschwimmen von tatsächlichem Realitätsbezug, von Wahrheit und Dichtung ist ein gefährliches Spiel, das womöglich verführerisch eher zu mehr Nebel als zu mehr Klarheit führt. Ihr Stück macht gewiss auf etwas aufmerksam, es lenkt den Blick auf etwas Reales, Schreckliches. Das Wichtige aber- und die Fakten - verschwimmen vor den Augen. Das aber ist traurig und gefährlich. Bitte helfen Sie mit, nicht nur Aufmerksamkeit zu bewirken, sondern auch Klarheit.

Mit freundlichen Grüßen

Dominik Batthyány

Ladislav E. Batthyány

Dominik Batthyány (geboren 1971) und Ladislav E. Batthyány (geboren 1970) leben und arbeiten in Wien.

("Die Presse", Print-Ausgabe, 23.05.2010)



Margit Batthyány-Thyssen, daughter of Heinrich Thyssen-Bornemisza, collecting prizes from National Socialist officials for the Thyssens' winning horse at the Austrian Derby held in Vienna in 1942, thus legitimising the Nazi regime on behalf of both families (photo Menzendorf, Berlin; copyright Archive of David R L Litchfield)

Die Gastgeberin der Hölle

- K.-H. F.
- 19.10.2007 – 01:28

Ich halte diese wirklich grausame Geschichte von Litchfield für ein «Ammenmärchen». Er hat doch überhaupt keine Beweise für seine Behauptungen. – Die Vorstellung, die Gräfin B. – wie von L. insinuiert – sei eine geile SS-Hure gewesen, die sich als Höhepunkt ihrer Party die Ermordung von 200 jüdischen halbverhungerten Zwangsarbeitern einfallen liess um anschliessend wieder zu Tanz und Champagner überzugehen ist absurd. Das klingt wie «Tanz auf dem Vulkan.» Der «Vulkan» war die ROTE ARMEE, die nach dem Bericht 10 km vor dem «Tatort» stand. – Im zarten Knabenalter von 8 habe ich diese Armee 30 km vor Prag erlebt, mit voller Feuerkraft. Das war sehr beeindruckend! Ich habe keinen Zweifel, dass die Sowjets diese Feuerkraft vor dem «Tatort» auch eingesetzt haben mit dem Erfolg, dass alle flugs das Weite suchten, ohne jemanden zu erschiessen und ganz ohne jedes Allotria. – Die ganze Geschichte dürfte eine derbe Propagandalüge eines kleinen sowjetisch-jüdischen Politruks gewesen sein, der sich wichtig machen wollte. – Dafür spricht, dass die SU diesen «Fall» nie mehr aufgegriffen hat.

(Noch) mehr Fakten, bitte!

- T. R.
- 18.10.2007 – 18:49

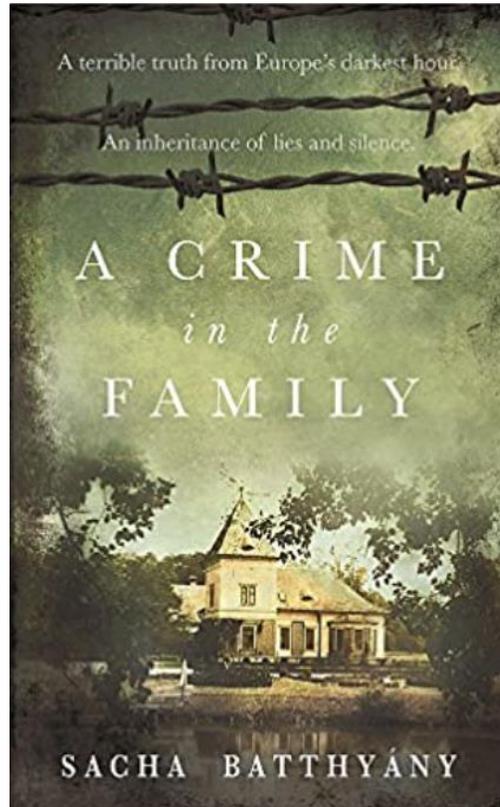
Die Geschichte ist so unglaublich, als Film-Handlung würde man sie wohl als überzogen und bizarr abtun.

Umso dringlicher wäre es, wenn ein paar Aspekte genauer genannt würden: Unter welchen Umständen wurden die Hauptbelastungszeugen ermordet? Welche weiteren Informationen gibt es hierzu? Und ist es wirklich belegbar, dass der österreichische Staat aktiv an der Verschleierung der Tat mitgewirkt hat?

Hier wird der Artikel leider etwas karg. Und in diesem Zusammenhang fallen unstimmmige Formulierungen, in denen es z.B. heisst, 1907 sei die ungarische Staatsbürgerschaft (gemeint ist wohl K.u.K.-Staatsbürgerschaft) erworben worden. Ferner sei ein Schloss an der österreichisch-ungarischen Grenze gekauft worden, die es zu diesem Zeitpunkt bekanntlich nicht gab. Auch gehörte das Burgenland – seinerzeit noch Deutsch-Westungarn genannt – nicht zum 'deutschsprachigen' Teil Österreichs, erst 1920 wurde die Grenze so verlegt, dass Rechnitz Grenzstadt zwischen den dann unabhängigen Staaten Österreich und Ungarn wurde.

Kurzum: ich wünschte, der Autor hätte in den entscheidenden Stellen etwas mehr Genauigkeit walten lassen. Wie auch immer, wenn es spät, aber dennoch zu einer vollständigen Aufarbeitung des Verbrechens kommt, hat er Bedeutendes geleistet.





Das Buch auf Ungarisch...

... und ein ähnliches auf Englisch...



Was vom Schloss noch übriggeblieben ist



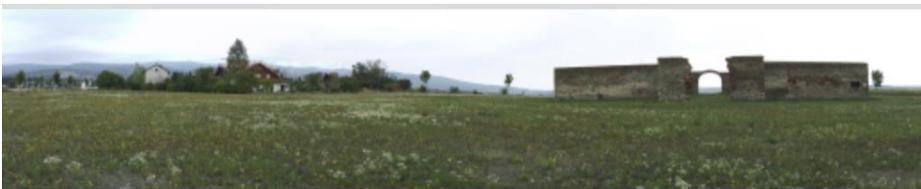
Die Österreicher haben Holocaust Gedenkstätten vor allem über Uns (sagen die Ungarn)



Paul Gulda



...hier soll es gewesen sein...



Das Massengrab in Rechnitz

Die bislang erfolglose Suche nach den Opfern

Seit Jahrzehnten wird nach dem Massengrab der zu Kriegsende ermordeten 180 bis 200 ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter gesucht, um die Opfer in gebührender Weise und nach jüdischer Zeremonie bestatten zu können. An der Suche nach dem Massengrab beteiligen sich seit Anfang der 1970er Jahre neben dem Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge die Israelitische Kultusgemeinde Wien, der Verein Schalom, das Bundesministerium für Inneres (Abteilung für Kriegsgräberfürsorge und Gedenkstätten), das Institut für Ur- und Frühgeschichte, das Institut für Geographie und Regionalforschung sowie das physio-geographischen Labor der Universität Wien. Die Ergebnisse der zuletzt durchgeführten Erdbohrungen und Bodenuntersuchungen im Jahr 2005 und 2006 stehen bis dato noch aus.

Holocaust-Tourismus in Rechnitz



Das Massaker an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern in Rechnitz und seine gerichtliche Ahndung

www.nachkriegsjustiz.at



Das Massaker an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern zu Kriegsende in Rechnitz (Burgenland) und seine gerichtliche Ahndung durch die österreichische Volksgerichtsbarkeit

Einsatz der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter beim «Südostwallbau»

Das Massaker von Rechnitz

Am 24. März 1945 wurden 600 ungarische Juden von Güns (Ungarn) per Bahn nach Burg (Burgenland) transportiert, wo sie beim «Südostwallbau» als Zwangsarbeiter eingesetzt werden sollten. 200 der deportierten, völlig erschöpften Menschen wurden jedoch wieder zum Bahnhof Rechnitz rückgeleitet, da sie für den Arbeitseinsatz teils zu krank, teils körperlich zu stark geschwächt waren. In der Nacht darauf wurden rund 180 dieser Juden von Teilnehmern des im Schloss Batthyany abgehaltenen Kameradschaftsfestes beim sogenannten Kreuzstadel in Rechnitz ermordet. Zu den Festgästen zählten die «zuverlässigsten Getreuen des nationalsozialistischen Systems», darunter unter anderem Franz Podezin, Ortsgruppenleiter von Rechnitz, Funktionäre der Kreisleitung (zwei davon wurden später angeklagt) und die Mitarbeiter der Leitung des «Südostwallbaus», unter ihnen die Sekretärin von Podezin (die spätere Angeklagte Hildegard Stadler). Ebenfalls anwesend waren Graf und Gräfin Batthyany, welche ihr Schloss für das Fest zur Verfügung stellten, und deren Gutsverwalter. Dem Beweisverfahren zufolge wurden die Juden von Franz Podezin und ungefähr weiteren neun Personen ermordet. Notdürftig verscharrt wurden sie vom späteren Angeklagten Ludwig Groll und einer zweiten Person. Am Abend des darauffolgenden Tages (25. März 1945) wurden beim Schlachthaus ungefähr weitere 18 Juden ermordet, welche am selben Morgen Totengräberdienste geleistet und sich seither unter Bewachung beim sogenannten Kreuzstadel befunden hatten.

Die gerichtliche Verfolgung des Massakers von Rechnitz

Das Verfahren «Rechnitz I»

Die Voruntersuchung im ersten Verfahren wurde durch den Antrag der Staatsanwaltschaft Wien vom 12.10.1945 gegen Eduard Nicka (ehemaliger Kreisleiter von Oberwart), Franz Podezin und sieben Personen wegen Ermordung, Misshandlung und Verletzung der Menschenwürde von beim «Südostwallbau» in Rechnitz eingesetzten ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern eingeleitet. Die Voruntersuchung wurde in der Folge auf weitere Verdächtige ausgedehnt, Anklage am 27. November 1947 jedoch nur gegen fünf Personen, darunter Ludwig Groll, ehemaliger Bürgermeister der Stadt Oberwart, Josef Muralter, Leiter des Unterabschnittes «Rechnitz II» und die Hildegard Stadler, Kanzleikraft im Einsatzstab, erhoben. Das Verfahren gegen die übrigen Beschuldigten war mangels Zusammenhanges ausgeschieden, eingestellt (in zwei Fällen wegen des Todes des Beschuldigten) bzw. ausgeschieden und unter der neuen Gerichtszahl LG Wien Vg 11d Vr 190/48 («Rechnitz II») weitergeführt worden. Die Anklage lautete auf vielfachen vollbrachten gemeinen Mord, vielfachen vollbrachten gemeinen Mord als Mitschuldiger, Misshandlung und Quälerei bzw. Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Hauptverhandlung wurde jedoch gegen sechs Angeklagte durchgeführt, da am 3. Mai 1948 im Verfahren «Rechnitz II» Anklage gegen einen weiteren Beschuldigten erhoben, mit Beschluss vom 13. Mai 1948 das Verfahren gegen den Angeklagten auf Antrag der Staatsanwaltschaft ausgeschieden an das gegenständliche Verfahren («Rechnitz I») rückabgetreten worden war. Der Beschuldigte war bei der Gutsverwaltung des Schlosses Rechnitz als Kutscher beschäftigt gewesen. Die Anklage gegen ihn lautete auf mehrfachen, vollbrachten gemeinen Mord als Mitschuldiger und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Von den 12 Tagen der Hauptverhandlung in diesem Verfahren (durchgeführt vom 28. Juni bis 12. Juli 1948) wurden nur acht Verhandlungstage am Landesgericht Wien abgehalten. Für vier Tage übersiedelte der Gerichtshof ans Bezirksgericht Oberwart bzw. nach Rech-

nitz, was durch die Abhaltung von Lokalausweisen bedingt wurde. Der Grossteil der Angeklagten und der Zeugen stammte aus der näheren Umgebung von Rechnitz. Dem Gericht ging es während der Hauptverhandlung in erster Linie darum, die subjektive Schuld des einzelnen Angeklagten festzustellen, d. h. von Relevanz war, wer zu welcher Zeit das Fest verlassen hatte und ab welchem Zeitpunkt der jeweilige Beschuldigte über die (bevorstehende) Ermordung informiert war. Der Frage, ob die ermordeten Juden an Flecktyphus erkrankt gewesen waren, wurde im Laufe der Verhandlung, beginnend bereits mit der ersten Beschuldigtenvernehmung, immer wieder nachgegangen, vor allem deswegen, weil die Angeklagten die Erkrankung der Juden immer wieder als «Erklärung» für deren Ermordung angaben und dadurch ihr eigenes Verhalten rechtfertigen wollten. Durch die Befragung der Zeugen versuchte das Gericht das Verhalten der Angeklagten den «Schanzern» gegenüber zu klären; dieser Frage wurde jedoch nicht so viel Bedeutung beigemessen wie dem Hauptvorwurf der Anklage, nämlich der Ermordung der Juden, sondern diente vielmehr als Abrundung des Gesamteindrucks vom jeweiligen Angeklagten. Auf den «Südostwallbau» wurde insoweit eingegangen, als es notwendig war, um die Rolle und Funktion des betreffenden Angeklagten zu klären. Im gegenständlichen Prozess kamen drei überlebende Juden zu Wort; in zwei Fällen wurde jedoch nur das Protokoll der Einvernahme verlesen, da die Zeugen nicht bei der Hauptverhandlung anwesend waren, obwohl das Gericht sich um ihr Erscheinen bemüht hatte. Ein «direktes Echo» innerhalb der Bevölkerung auf die Morde, d.h. eine «Beurteilung» derselben geht aus den Zeugenvernehmungen nicht hervor und war eine Frage, der das Gericht in der Verhandlung überhaupt nicht nachging. Sehr wohl geht aber aus einzelnen Aussagen hervor, dass das Massaker am darauffolgenden Tag Hauptgesprächsthema im Ort war und zumindest zum Zeitpunkt des Prozesses einige Personen noch Angaben zu der bis zum heutigen Tage nicht gefundenen Grabstelle hätten machen können. Der Umstand, dass die Zeugen zum grössten Teil aus der unmittelbaren Umgebung von Rechnitz stammten lassen den Schluss auf Einschüchterung durch Terror zu.

Besonders erwähnenswert ist die Vernehmung des ehemaligen Kreisleiters von Oberwart, Eduard Nicka, am 5. Verhandlungstag (2. Juli 1948), da sie stellvertretend für die Rechtfertigungen von vielen anderen, die Positionen vergleichbar seiner Rangordnung innehatten, steht. So entlastete Nicka den Angeklagten M., welcher in der Verbotszeit nicht für die NSDAP tätig gewesen sei:

«In Rechnitz gab es überhaupt keine Illegalen. [...] Ich möchte hier noch sagen, dass er [sic!] gerade im Burgenland sehr schwer war, Mitarbeiter überhaupt zu finden und Leute zur Mitarbeit zu bewegen.»

Bezüglich des Stellungsbaus gab er zu Protokoll, dass zwar einzelne Misshandlungen vorgekommen seien; ihm sei aber nicht bekannt, dass Juden oder Ostarbeiter durch die Angeklagten misshandelt worden wären. Die erste Verständigung über die «Vorfälle» in der Nacht von 24. auf 25. März 1945 hätte er vom Einweisungsstabführer erhalten: «Am Sonntag morgen so um 8 oder 9 Uhr wurde ich von ihm angerufen, er sagte mir, dass in der Nacht Schiessereien waren und zwar bei der Grenze. [...] Er sagte mir weiters, dass er bereits Rückfragen gehalten habe und festgestellt hätte, dass Erschiessungen stattgefunden hätten. [...] Ich habe schon viel darüber nachgedacht, wieso ich von diesen Vorfällen nichts erfahren hatte. Ich wusste weder von Weisungen noch Befehlen über solche Liquidierungen, noch bin ich befragt worden oder rückgefragt worden.» In der Folge wurde Nicka ausführlich zu Übergriffen gegenüber Juden und zur Kompetenzaufteilung beim Südostwallbau befragt:

«Mir persönlich sind nicht viel Übergriffe bekannt. [...] Bei solchen Dingen, wenn wirklich so etwas vorkam, bin ich sehr scharf vorgegangen, weil wir es ja nicht riskieren konnten, dass sich die Bevölkerung gegen uns stellte. [...] Ich möchte jedoch sagen, dass mir nicht alles berichtet wurde. Ich wundere mich überhaupt, dass Erschiessungen in Rechnitz stattfanden, denn ich möchte in diesem Zusammenhang darauf verweisen, dass ich vom Gauleiter vertraulich und geheim eine Mitteilung bekam, welche lediglich an die Kreisleiter durchgegeben wurde, es war dies um die Zeit gegen den 20.3.45, dass die Juden ordentlich zu behandeln wären, weil irgendwelche Verhandlungen diesbezügl. gepflogen wurden.» Über Befragen durch den Staatsanwalt gab Eduard Nicka bezüglich seines weiteren Verhaltens an:

«Als ich von den Judenerschiessungen hörte habe ich sofort in Rechnitz rückgefragt. [...] ich bekam jedenfalls keine Verständigung. [...] Ich habe dann sofort Montag den Gauleiter angerufen [...] Ich habe ihm sofort Mitteilung gemacht. Dieser gab mir darauf zur Antwort, dass er diesen Vorfall nicht glauben könne, auch wäre das zu überraschend und gab er mir

bekannt, dass er der Sache nachgehen werde. [...] Er kam auch richtig am 26. oder 27. März heraus [...] es gab damals bereits ein grosses Durcheinander. Im Schachendorfer Zollhaus hielt sich der Gauleiter einige Tage in Zivil auf [...] In der Liquidierungsangel sagte er jedoch, dass die Sachen erhoben werden. Er sagte mir ferner, dass dieser Vorfall restlos bereinigt wird [...] Ich glaube es würde heute niemand hier stehen, wenn damals die Angelegenheit ausgetragen hätte werden können.» In der Strafanzeige der Sicherheitsdirektion für das Burgenland vom 15. April 1945 gegen Podezin und andere war bezüglich Nicka noch folgendes festgehalten worden:

«Obwohl Nicka zur Zeit der Judenerschiessung in Rechnitz nicht anwesend gewesen ist, hat es sich auch nicht einwandfrei klären lassen, ob nicht er derjenige gewesen, der damals vor seinem Abgang aus Rechnitz die Erschiessung angeordnet hat. In Bezug auf die Mitschuld bzw. Hauptschuld des Nicka könnte in erster Linie wohl nur der Gestapobeamte Podezin aussagen. Möglich wäre es jedoch gewesen, dass Podezin, ohne das Einvernehmen mit Nicka hergestellt zu haben, im eigenen Wirkungskreise die Erschiessungen durchgeführt hat.»

Am 6. Verhandlungstag (3.7.1948) trat die Staatsanwaltschaft von der Anklage gegen zwei Beschuldigte zurück, welche in der Folge gemäss § 259/2 StPO freigesprochen wurden. Am 15. Juli 1948 wurden die beiden Angeklagten Stefan Beiglböck und Hildegard Stadler gemäss § 259/3 StPO einhellig freigesprochen, ihnen aber – genauso wie den bereits am 3. Juli 1948 freigesprochenen ehemals Beschuldigten – eine Haftentschädigung einhellig abgesprochen. Der Angeklagte Ludwig Groll wurde zu acht Jahren schweren Kerkers und Vermögensverfall, der Angeklagte Josef Muralter zu 5 Jahren schweren Kerkers und Vermögensverfall verurteilt.

Die Unterstützungserklärungen der einzelnen Parteien und von Privatpersonen in Zusammenhang mit Gandengesuchen der beiden Verurteilten gibt deutlich die Haltung der Bevölkerung zur Ahndung der nationalsozialistischen Verbrechen wieder. Im November 1948 stellte der Verurteilte Muralter einen Antrag auf Überprüfung und Aufhebung des Urteils sowie Verweisung der Strafsache zur neuerlichen Verhandlung an das Volksgerecht, da mehrere Strafgesetze zu seinem Nachteil ungünstig angewendet worden wären. Diesem Antrag waren «Befürwortungen» der zwei anerkannten demokratischen Parteien SPÖ und ÖVP beigelegt. Die Gross-Lokalorganisation Köflach (Steiermark) der SPÖ begründete ihr «Politisches Gutachten und Befürwortung» vom 26. Juli 1948 damit, dass «wir den Genannten seit seiner Geburt kennen und dadurch bezeugen können, dass derselbe schon als Kind, als Jüngling und späterer junger Mann sich stets in jeder Hinsicht höchst korrekt benommen hat und wir ihm absolut nicht zutrauen können, sich jemals eine strafbare Handlung zuschulden kommen lassen könnte. [...] Auf Grund der guten Charakterveranlagung des Genannten und auch aus Mitteilungen seiner Mutter und näheren Verwandten während der Nazistenzeit wissen wir und nehmen wir an, dass Herr Josef Muralter noch während der Nazistenzeit einsehen gelernt hat, dass dieses Regime zum Verbrechen an allen Völkern geworden ist und dass er bitter bereut hat, an diesem grauenhaften Geschehen durch seine legale Mitgliedschaft der NSDAP sich eine Kollektivschuld aufgeladen zu haben. [...] Wir können noch festhalten, dass die Bevölkerung von Köflach und Umgebung, die, wie eingangs bemerkt, den Genannten Jahrzehnte hindurch kennt, mit tiefstem Bedauern und zum Teil mit Verständnislosigkeit das Urteil über den Genannten aufgenommen hat.»

Der Stadtleitung der ÖVP Köflach, die in dieselbe Kerbe schlug, erschien es in ihrem Unterstützungsschreiben vom 26. Juli 1948 unfassbar, «eine so schwere Verurteilung auszusprechen. Die Eltern des oben Genannten sind alte, ehrsame, ansässige Bürger der Stadt Köflach und trifft dieses Urteil die Mutter des Verurteilten so schwer. [...] Die Stadtleitung Köflach kennt ihn als einen der tüchtigsten Fachmänner in seiner Berufsgruppe und würde es schwer vermissen, diesen tüchtigen Menschen vom Wiederaufbau des so schwer geprüften Österreich ausgeschaltet zu wissen.»

Abschliessend wird im Schreiben gebeten, «dass [...] ein menschenwürdig tragbares Urteil ausgesprochen wird.» Der Bürgermeister von Köflach bestätigte schliesslich in seinem Schreiben vom 26. Juli 1948, dass Muralter, der seine Jugend- und Lehrjahre in Köflach verbracht hatte, «sich in jeder Hinsicht korrekt und anständig seinen Mitmenschen gegenüber verhalten» hat. Wiederum wird der Täter als das eigentliche Opfer hingestellt, der Tausch der Opferrolle perfektioniert und gleichsam Sinnbild für den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Österreich.

Der Verurteilte Groll stellte im August 1949 ein Gesuch um gnadenweisen bedingten Strafrestrnachlass, welchem eine Unterstützungserklärung sowohl der Lokalorganisation Oberwart der SPÖ (mit Datum vom 17. Mai 1949) als auch der Bezirksparteileitung Ober-

wart der ÖVP (mit Datum vom 28. März 1949) angeschlossen war. Neben den Befürwortungen durch die Parteien enthielt das Gesuch natürlich auch Schreiben von Privatpersonen, in denen Groll unter anderem als «die Güte selbst [...] und immer bestrebt [...] anderen zu helfen» sowie «durch das Zusammentreffen irgendwelcher unglücklicher Umstände in diese Angelegenheit verwickelt» beschrieben wurde. Der öffentliche Verwalter der STEWEAG [= Steirische Wasserkraft- und Elektrizitäts-AG] und Obmann der Sektion Industrie der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für die Steiermark hielt in seinem Schreiben vom 17. Dezember 1947 fest, dass «Gutmütigkeit und menschliches Verständnis zu den Grundzügen seines Wesens gehören. [...] Ich bin [...] der Meinung, dass provinzielle Verhältnisse, Mangel an politischer Einsicht, Hoffnung auf geschäftliche Vorteile, ein gewisses Geltungsbedürfnis und missverstandener Idealismus ihn seinerzeit verleiteten, sich dem Nationalsozialismus anzuschließen, Motive, die ihn der Mitwirkung an Mord und Raub nicht fähig erscheinen lassen.»

Das Verfahren «Rechnitz II»

Dieses Verfahren wurde nach Antrag der Staatsanwaltschaft vom 24. November 1947 mit Beschluss vom 10. Dezember 1947 aus dem Verfahren LG Wien Vg 2f Vr 2832/45 («Rechnitz I») ausgeschieden und gegen acht Beschuldigte geführt, und zwar wegen §§ 3, 4 KVG, § 134 StG, wegen §§ 5, 134 StG, § 1 KVG bzw. wegen §§ 1, 134 StG. Die Erhebungen konzentrierten sich im Laufe des Verfahrens jedoch immer mehr auf die Person des ehemaligen Kreisleiters von Oberwart, Eduard Nicka, gegen den wegen §§ 3, 4 KVG, § 134 StG und § 166 StG ermittelt wurde. In den anderen sieben Fällen erfolgte die vorläufige Einstellung des Verfahrens gemäss § 412 StPO, die Einstellung des Verfahrens gemäss § 109 StPO bzw. die Zurücklegung der Anzeige gemäss § 90 StPO.

Eduard Nicka wurde am 11. Mai 1946 durch einen Beamten des Gendarmeriepostens Lebring in der Steiermark verhaftet und noch am selben Tag in das Gefängnis Leibnitz eingeliefert. In der Anzeige des Gendarmeriepostenkommandos Lebring vom 11. Mai 1946 wurde festgehalten, dass Nicka im «Staatspolizeilichen Fandungsblatt des Bundesministeriums für Inneres Nr. 3, Art. 333/46 wegen § 11 des Verbotsgesetzes zur Verhaftung aufscheint» und gegen ihn «unter Aktenzeichen Vg ad Vr 2059/45 das Strafverfahren wegen mehrfachen Kriegsverbrechen [sic!], begangen wie folgt, anhängig ist.» Das Gendarmeriepostenkommando Lebring bezog sich auf die Anzeige des Gendarmeriepostenkommandos Oberwart vom 26. September 1945, in welcher Nicka (laut Gendarmeriepostenkommando Lebring) der Befehl zur «Erschiessung von ungefähr 80 ungarischen Juden [in DeutschSchützen], die dort beim Ost-wallbau eingesetzt waren, im März 1945» und die Beteiligung «an einem anderen Massenmord von ca. 220 ungarischen Juden vom Ostwallbau in Rechnitz [...], weil er anfangs März 1945, als dort die Juden erschossen wurden und nach der Erschiessung derselben, an einem Zechgelage der Mörder im Schlosse Rechnitz teilnahm und [...] deshalb als Urheber dieser Massenmorde beschuldigt [wird]» zur Last gelegt wurde. Daraus geht hervor, dass gegen Nicka spätestens ab Herbst 1945 wegen des Verdachts, dass er Hauptverantwortlicher oder zumindest Mitverantwortlicher für die Morde von Deutsch-Schützen und Rechnitz gewesen sei, ermittelt wurde.

Am 28. Juni 1946 wurde Eduard Nicka vom Bezirksgericht Leibnitz in das Gefängnis des Landesgerichtes Graz überstellt. Das Gendarmeriepostenkommando Oberwart erstattete am 1. August 1946 beim Bezirksgericht Oberwart Anzeige gegen Nicka, in welcher ihm zur Last gelegt wurde, dass er: – «am 5. April 1945 gegen 20 Uhr, – kurz vor dem Einmarsch der russ. Truppen in Oberwart [...] das Gemeindeamt in Brand gesteckt [hat] oder stecken [hat] lassen» (§ 166 StG). – beabsichtigt habe, den evangelischen Pfarrhof und die evangelische Kirche in Stadt-Schlaining im Zuge der Verteidigungsmassnahmen im März 1945 sprengen zu lassen. – die erpresserische Verpachtung eines Gasthauses im Jahre 1938 veranlasst habe («verwerfliche Handlung»).

- im Jahre 1942 die Unterstützung für einen wegen Hochverrates zum Tode verurteilten Oberwarter verweigert habe (dieser wurde in der Folge hingerichtet), (§ 3 KVG). – sich am 24. Jänner 1945 einen PKW zuweisen lassen und diesen nicht zurückgestellt habe (§ 6 KVG).

- er am 30. März 1945 aus Gehässigkeit einen Gendarmerierayoninspektor wegen Fahnenflucht habe festnehmen lassen; diesen habe er vor ein Kriegsgericht stellen lassen wollen, was nur durch das rasche Vorrücken der russischen Armee unterblieben sei («verwerfliche Handlung»). – am 15. Oktober 1944 aus Anlass der Proklamation des ungarischen Reichsverwesers Horthy einen Journalisten verhaften lassen und diesem mit der Ver-

schickung in ein KZ gedroht habe (§ 4 KVG). befohlen habe, «in der Gemeinde Harmisch, Bezirk Oberwart die Hütten der in das Konzentrationslager verschleppten Zigeuner abzureissen und sämtliche Einrichtung an die Bevölkerung zu verteilen. Weiters verfügte er auch die Überstellung der Zigeunerfamilie [...] Die aber in ein KZ eingewiesene Zigeunerfamilie [...] ist bis heute nicht wieder zurückgekehrt» (§§ 3, 6 KVG).

Am 4. Februar 1947 wurde Nicka in das Gefängnis I des Landesgerichtes für Strafsachen in Wien eingeliefert. In der Vernehmung durch den Untersuchungsrichter des Landesgerichtes Wien gab Nicka am 26. Februar 1947 zu Protokoll, im Jahre 1938 vom «damaligen Reichskommissar Bürckel über Vorschlag des Gauleiters Dr. Tobias Portschy zum Kreiswahlleiter des Bezirkes Oberwart bestellt» und anschliessend zum Kreisleiter ernannt worden zu sein. Im Jahre 1939 oder 1940 sei er ehrenhalber zum SA-Sturmchef ernannt worden und im März 1940 freiwillig zur Waffen-SS eingerückt, wo er als Kriegsberichterstatler in Frankreich, Serbien, Russland und Finnland eingesetzt worden wäre. Im Jahre 1942 habe er wieder die Leitung des Kreises Oberwart übernommen und sei 1944 von Gauleiter Uiberreiter mit «dem Ausbau des sogenannten Südostwalles bezüglich des Unterabschnittes VI betraut» worden.

«In Wirklichkeit hatte ich nur die Oberleitung des Baues im Kreise Oberwart. im [sic!] Kreis Fürstenfeld (Bez. Güssing) hat tatsächlich der Kreisleiter Meissl aus Fürstenfeld die Arbeiten geführt. [...] Mein Abschnitt erstreckte sich tatsächlich von Rechnitz nach Süden bis Deutsch-Schützen einschliesslich der Gemeinden Höll und St. Kathrein. [...] Mein Abschnitt wurde in die Abschnitte Rechnitz I und Rechnitz II, Burg und Deutschschützen untergeteilt. [...] Im März 1945 kamen aus Ungarn im Fussmarsch Juden in den Bezirk Oberwart, welche in einem sehr schlechten Zustand waren, [...] diese Juden wurden von uns so weit als möglich ausgestattet und in den Abschnitten Rechnitz I, Burg und Deutschschützen [sic!] eingesetzt. [...] ich bestreite ganz entschieden, dass ich einen Befehl zur Ermordung dieser Juden gegeben hätte.» Wie nicht anders zu erwarten bestritt er auch die übrigen, ihm zur Last gelegten Delikte und sagte schliesslich in der Vernehmung vom 13. Jänner 1948 aus, nie ernannter Kreisleiter gewesen zu sein.

Am 11. Februar 1948 (über Verfügung vom 16. Jänner 1948) erging vom Landesgericht Wien an die Gemeinde Oberwart das Ersuchen, «in ortsüblicher Weise (Austrommeln) bekannt zu geben, dass sich jene Personen, denen Nachteiliges über die Tätigkeit des Beschuldigten als Kreisleiter bekannt ist, bis zum 29. Feber 1948 beim Bezirksgericht Oberwart [...] zu melden haben, um dort nähere Angaben zu machen. – Es wird um Benachrichtigung von der Durchführung der Bekanntgabe ersucht.» Am 2. März 1948 verfügte das Landesgericht das neuerliche Ersuchen um Benachrichtigung von der Durchführung des Ersuchens, da «dies [...] bis heute unterblieben [ist]». Am 14. April 1948 meldete das Bezirksgericht Oberwart schliesslich, dass sich bis zu diesem Datum keine Zeugen gemeldet hätten.

Rechtzeitig vor der Anklageerhebung (13. Juli 1948) stellte Eduard Nicka am 3. Februar 1948 einen umfangreichen Beweis Antrag, in welchem er die Vernehmung von weiteren Zeugen forderte und der vor allem aufgrund der ihm beigelegten eidesstattlichen Erklärungen von elf Personen zugunsten des ehemaligen Kreisleiters interessant ist. Aus diesen lässt sich leider nur allzu deutlich die Haltung der burgenländischen Bevölkerung dem Nationalsozialismus gegenüber herauslesen. Nicka wird dort unter anderem als « [...] gerechter, hilfsbereiter Mann, der immer zum Guten trachtete», welcher «von unserer grausamen Behandlung wahrscheinlich nichts erfahren konnte», beschrieben. Auch der Pfarrer von Unterschützen fand nur gute Worte für den (ehemaligen) Kreisleiter, der «[...] vom ersten Tage seiner öffentlichen Tätigkeit als guter Mensch gewirkt [hat]. Niemandem, ob arm oder reich, blieb die Tür vor ihm verschlossen. [...] In seinen Entscheidungen liess er sich von keiner Parteidoktrin leiten, sondern von seinem guten Herzen.»

Für eine ehemalige Kanzleikraft der Kreisleitung Oberwart war Nicka ein Mensch, der «sich zu sehr in das harte Los des Einzelnen hineinfühlte und sich dabei gesundheitlich nicht wenig aufrieb. Nicht selten trat er völlig erschüttert aus seinem Kanzleiraum heraus, um uns mitzuteilen, wie hart das Schicksal wiederum einen Menschen angefasst hat. [...] Die Vorsprachen beim Kreisleiter waren daher sehr beliebt.»

Ein Abgeordneter zum Burgenländischen Landtag (ÖVP) erklärte hinsichtlich Nicka, dass

dieser sich «sowohl politisch wie auch als Privatmensch stets korrekt und anständig benommen [hat]. [...] Es ist meine Überzeugung, dass sich manches im Bezirk Oberwart viel schlimmer entwickelt hätte, wäre nicht ein Mann wie Nicka, der stets um die politische Befriedung seines Kreises besorgt war, in dieser entscheidenden politischen Stellung gestanden.»

In einer anderen Unterstützungserklärung heisst es, dass Eduard Nicka «bei den Schanzarbeiten am 'Südostwall' sehr viele Leute von der Schanzarbeit befreite, wenn diese weinend darum vorstellig wurden. Er sagte, die Leute sollen heimgehen, weinen kann er halt niemanden sehen!»

Am 13. Juli 1948 erhob die Staatsanwaltschaft Wien Anklage gegen Eduard Nicka wegen §§ 10, 11 VG (Hochverrat, Illegalität, Kreisleiter von Oberwart ab dem Jahre 1935, SA-Sturmabteilführer) und § 1/6 KVG (Nicka sei von 1938-40 und 1942-45 Kreisleiter von Oberwart gewesen). In der Anklagebegründung wurde Nicka als «[...] überzeugter Nationalsozialist „der sich auch [...] bis zum letzten Augenblick mit aller Energie für die Aufrechterhaltung des zusammenbrechenden Regimes einsetzte» bezeichnet. Der Staatsanwalt forderte die Bestrafung nach §§ 1 Absatz 6 KVG 1947 und 34 StG.

Am 19. Juli 1948 erfolgte die Einstellung des gegen Eduard Nicka wegen der Paragraphen 134 StG, 166 StG sowie 3 und 4 KVG geführten Strafverfahrens gemäss § 109 StPO. Hinsichtlich des Mordvorwurfes [Massaker von Deutsch-Schützen und Rechnitz] erklärte die Staatsanwaltschaft Wien am 12. Juli 1948, dass in der Hauptverhandlung des Prozesses «Rechnitz I» keinerlei den Beschuldigten Nicka belastenden Umstände hervorgekommen waren. Für die anderen Beschuldigungen, die in der Anzeige gegen Nicka vom 1. August 1946 angeführt worden waren, gab es jeweils nur ein oder zwei Zeugen, welche als Grundlage für eine Anklageerhebung nicht ausreichten. Bezüglich der Inbrandsteckung des Oberwarter Rathauses wurde Nicka zwar von einigen Zeugen belastet; Entlastungszeugen sagten jedoch aus, dass auswärtige SS-Männer dafür verantwortlich gewesen wären, wodurch verschiedene Aussagen einander gegenüberstanden und die Staatsanwaltschaft die Frage der Verantwortlichkeit nicht klären konnte. Die Stadt Oberwart hatte mit Eingabe vom 11. September 1946 zwar den Antrag auf Privatbeteiligung gestellt; bei Ausscheidung des Verfahrens hätte sie aber nur ein Verfahren gegen die Republik Österreich anstreben können, was nicht stattfand. Nicka wurde schlussendlich nur wegen der Delikte, bei denen der Staatsanwalt von einer sicheren Nachweisbarkeit ausgehen konnte – nämlich wegen Illegalität und seiner Funktion als Kreisleiter von Oberwart – angeklagt. Hinsichtlich der §§ 10 und 11 VG handelte es sich dabei um ein sogenanntes Formaldelikt, d.h., der Gerichtshof musste ihm keine konkreten Taten in seiner Eigenschaft als Mitglied der illegalen NSDAP nachweisen, sondern nur die Tatsache, dass er der Partei zwischen Inkrafttreten ihres Verbotes am 1. Juli 1933 und dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Österreich am 12. März 1938 angehört hatte.

Am 1. Oktober 1948 wurde Nicka bezüglich §§ 10, 11 VG gemäss § 259/3 StPO einhellig schuldig gesprochen. In der Urteilsbegründung gegen Nicka, der zu drei Jahren schweren Kerkers und Vermögensverfall verurteilt wurde, stellte das Gericht fest, «dass Nicka als besonders verlässlicher und vertrauenswürdiger Nationalsozialist in den Kreisen der illegalen Parteigenossen gegolten habe». Die Verantwortung von Nicka, dass eine Ernennung, die nach dem Organisationsstatut nur von Adolf Hitler selbst hätte erfolgen können, niemals vorgenommen worden sei, war laut Urteilschrift nicht zu widerlegen.» Weiters heisst es:

«Es steht somit fest, dass Nicka Illegaler ist, dass er der SA mit dem Rang eines Sturmabteilführers angehörte und dass er zumindest von 1938 bis zum Zusammenbruch mit der oben erwähnten zweijährigen Unterbrechung eine Funktion ausgeübt hat, die der eines Ortsgruppenleiters übergeordnet war. Daraus ergibt sich also, dass Nicka dem Personenkreis des § 10, Abs. 1 VG. zuzurechnen ist und dass er sich darüber hinaus nach § 11 VG strafbar gemacht hat. [...] von der wider ihn nach § 1, Abs. 6 KVG erhobenen Anklage [war er] mangels eines sicheren Schuldbeweises freizusprechen.» Neben dem Geständnis des Angeklagten, seinem guten Leumund und seiner Sorgspflicht war vor allem der Umstand mildernd, «dass er sich nach den Angaben mehrerer, verschiedenen Parteirichtungen angehöriger Zeugen, in jeder Weise einwandfrei benommen hat und dass er in seinem Amte sowie auch politische Gegner nach Tunlichkeit und Kräften unterstützt hat sowie der Umstand, dass er weder aus seiner Stellung als Kreisleiter noch als SA-Führer den geringsten persönlichen Vorteil gezogen hat. [...] Im Hinblick auf die überwiegenden Milderungsgründe wurde das ao. Milderungsrecht angewendet.» In Hinblick auf die ursprünglich Nicka zur Last gelegten Delikte muten die Strafbemessung und die Urteilsbegründung

sowie die äusserst zügig durchgeführte Vorerhebung und Hauptverhandlung mehr als seltsam an. Diese Linie wurde in der Folge jedoch konsequent weiterverfolgt: Mit Entschliessung des Bundespräsidenten vom 17. Dezember 1948 erfolgte die bedingte Begnadigung von Nicka, am 20. Dezember 1948 wurde er aus der Haft entlassen.

Am 25. September 1956 stellte Eduard Nicka Antrag auf Erstattung des im Urteilsspruch für verfallen erklärten Vermögens, welchem am 25. November 1956 stattgegeben wurde. Am 26. Juli 1957 wurde gemäss § 14 der NS-Amnestie 1957 der noch nicht vollstreckte Strafreis zur Gänze nachgesehen, gemäss § 15 NS-Amnestie 1957 die noch nicht bezahlten Kosten des Strafverfahrens und des Strafvollzuges nachgelassen und die Verurteilung gemäss § 15 (1) Absatz 2 NS-Amnestie 1957 getilgt. Von 5.1.1958 bis 31.8.1958 war Nicka schliesslich Landesparteiobmann der FPÖ Burgenland. Welch grosses Ansehen Eduard Nicka in Oberwart selbst noch im Jahre 1971 hatte, beweist ein Artikel der Lokalzeitung «Oberwarter Zeitung» zum 60. Geburtstag von Nicka, in welchem allzuviel Verständnis für den «Kreisleiter a. D.» gezeigt wird:

«Eduard Nicka stand – im Gegensatz zu vielen anderen – für seine Entscheidungen im Landkreis Oberwart als dessen Kreisleiter der NSDAP gerade und half den Menschen seines Landkreises mit Verständnis und Tatkraft über eine schwere Zeit hinweg, Eduard Nicka trat – wie viele andere nicht – hin, als eine verständnislose Hetzjagd einsetzte und Eduard Nicka blieb seinem Leben, seiner Aufgabe und seiner Familie treu. Gerade dieses aufrechte Wesen, die Anerkennung und Dankbarkeit im nachmaligen Bezirk Oberwart liessen ihn nie zum Synonym des negativen Nationalsozialismus werden. Und heute steht Eduard Nicka als «graue Eminenz» im positiven Sinn des Wortes, politische Fäden in seiner Hand haltend, dem österreichischen Staate zugetan, da.»

Das Verfahren «Rechnitz III»

Das Verfahren «Rechnitz I» bildete den Grundstock für die Ermittlungen in diesem Verfahren. Nach Antrag der Staatsanwaltschaft vom 13. Juli 1948 war das Verfahren gegen sechs Beschuldigte, darunter Franz Podezin und der ehemalige Gutsverwalter des Schlosses Batthyany in Rechnitz, mit Beschluss vom 13. August 1948 aus dem Verfahren «Rechnitz II» ausgeschieden worden. Das neue Verfahren erhielt die Geschäftszahl LG Wien Vg 5b Vr 5731/48 (beendet unter der Geschäftszahl LG Wien Vg 8e Vr 70/54), wurde laut Aktendeckel des ersten Bandes als «Rechnitz III» bezeichnet und gegen Franz Podezin (Hauptbeschuldigter bezüglich des Massenmordes), den ehemaligen Verwalter des Schlosses Batthyany, den ehemaligen Hundertschaftsführer Br. (von Dezember 1944 bis Ende März 1945 in Rechnitz eingesetzt) sowie gegen drei den SA-Angehörige geführt.

Das Verfahren gegen die sechs Beschuldigten wurde zunächst gemäss § 412 StPO vorläufig abgebrochen, da in jedem Falle der Aufenthalt unbekannt war. Im Aktenvermerk vom 13. August 1948 wurde bezüglich Podezin und O. festgehalten, dass sich die beiden laut mündlicher Mitteilung des Gendarmerieabschnittskommandos Oberwart zusammen mit der Gräfin B. in der Schweiz befänden und gemeinsam mit dieser beabsichtigen würden, dem bereits nach Südamerika ausgewandertem Mann nachzuzufolgen. Die Erhebungen konzentrierten sich in der Folge weiterhin auf die Ausforschung von Podezin und des ehemaligen Gutsverwalters.

Der ehemalige Hundertschaftsführer Br. war einer der zwei Beschuldigten in diesem Verfahren, deren die Behörden überhaupt habhaft wurden: Am 27. November 1950 wurde nach Antrag der Staatsanwaltschaft vom 16. November 1950 die Fortsetzung der Voruntersuchung gegen Br. wegen § 1 (2) KVG 1947 und Verhängung der U-Haft im Anschluss an die Verbüssung seiner Strafhaft in Garsten beschlossen. Dort verbüsste er eine Zuchthausstrafe in der Höhe von 15 Jahren, zu der er wegen Ermordung eines französischen und zweier russischer Kriegsgefangenen in Murau im April/Mai 1945 am 13. Dezember 1947 vom französischen Obergericht in Innsbruck verurteilt worden war. Am 17. Dezember 1953 wurde das Verfahren gegen Br. wegen §§ 1 (2) KVG, 3 und 4 KVG 1947 sowie § 134 StG jedoch gemäss § 109 StPO eingestellt, da die Beweise und Zeugenvernehmungen für eine Anklageerhebung nicht ausreichten.

Das Verfahren gegen den ehemaligen Gutsverwalter, dessen Aufenthalt erst 1963 in Deutschland ermittelt worden ist, wurde über Antrag der Staatsanwaltschaft vom 21.9.1965 mangels an Beweisen gemäss § 109 StPO eingestellt. Franz Podezin ist vermutlich im Mai 1963 von Kiel entweder über Kopenhagen oder unmittelbar in die Schweiz und von dort zunächst nach Spanien und dann nach Südafrika geflüchtet. Mit Beschluss vom 19. Oktober 1962 war das Verfahren gegen die drei SA-Angehörigen wegen §§ 3 und 4 gemäss § 13 NS-Amnestie 1957 eingestellt worden. Das Verfahren wegen §§ 5, 134 StG

bzw. § 134 StG blieb gemäss § 412 StPO vorläufig abgebrochen.

Zur Bekanntheit von Rechnitz trugen nicht zuletzt die noch immer andauernde Suche nach dem Massengrab sowie ein Theaterstück und ein Film, welche sich mit dem Massaker auseinandersetzen, bei. Das «Phänomen Rechnitz» ist wohl in Zusammenhang mit der Ermordung zweier vermutlicher Tatzeugen im Jahre 1946 zu sehen.

Volksgerichtsbarkeit

Die Grundlage für die Ahndung der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen in Österreich in den Jahren 1944 bis 1955 und somit auch für die Rechnitz-Verfahren, bildeten das Verfassungsgesetz über das Verbot der NSDAP («Verbotsgesetz», VG) vom 8. Mai 1945 und das Kriegsverbrechergesetz (KVG) vom 26. Juni 1945. Für die Verfolgung der durch diese Gesetze neu geschaffenen strafrechtlichen Tatbestände wurde eine besondere Gerichtsbarkeit in Form der sogenannten «Volksgerichte» eingerichtet, weil die bestehenden Strafgesetze für die Ungeheuerlichkeit der nationalsozialistischen Verbrechen nicht ausreichten. Charakteristisch für die Gerichtsbarkeit war, dass zwischen den Tätern und jenen, die nicht aktiv an den Verbrechen der Nationalsozialisten teilgehabt haben, unterschieden wurde. Die Reintegration der sogenannten «Mitläufer» sollte im Laufe der Zeit eine immer grössere Rolle spielen. Dies wurde in der Folge am Verlauf der Gesetzgebung und der immer grösser werdenden Bedeutung der Amnestiegesetze bis hin zur Aufhebung der Volksgerichtsbarkeit im Jahre 1955 deutlich sichtbar und fand ihren Abschluss im Amnestiegesetz des Jahres 1957, durch welches das Kriegsverbrechergesetz aufgehoben wurde. Die wichtigsten Paragraphen des Kriegsverbrechergesetzes – darunter auch jene, welche im Falle des Verbrechens von Rechnitz Anwendung fanden – waren unter anderem: § 1 KVG (Kriegsverbrechen im engeren Sinn – Verbrechen, die den natürlichen Anforderungen der Menschlichkeit und den allgemein anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts oder des Kriegsrechts widersprechen), § 3 KVG (Quälereien und Misshandlungen), § 4 KVG (Verletzungen der Menschlichkeit und der Menschenwürde aus politischer Gehässigkeit oder unter Ausnützung dienstlicher oder sonstiger Gewalt), § 5a KVG (Vertreibung aus der Heimat), § 6 KVG (Missbräuchliche Bereicherung, unter diesen Tatbestand fallen vor allem die «Arisierungen» in den Jahren 1938 und 1939) sowie § 7 KVG (Denunziation). Die Volksgerichte waren durch Artikel V (§§ 24-26) des VG in der Fassung 1945, StGBI. 13/1945 als neue Gerichtsform geschaffen worden, welche gemäss § 13 Abs. 1 KVG auch für die Ahndung der im KVG benannten Straftatbestände zuständig war. Die besonderen Verfahrensbestimmungen wurden sowohl in diesen beiden Gesetzen als auch in einem eigenen Gesetz, dem «Volksgerichtsverfahrens- und Vermögensverfallsgesetz», festgehalten. Die Senate der Volksgerichte wurden bei den Landesgerichten am Sitz der Oberlandesgerichte Wien, Graz, Linz und Innsbruck gebildet. Aussensenate wurden auch an anderen Gerichtsorten, wie in Klagenfurt und Leoben, gegründet. Das Volksgericht setzte sich jeweils aus zwei Berufsrichtern, von denen einer den Vorsitz führte, und drei Schöffen zusammen. Die Bestimmungen der Strafprozessordnung über die ordentlichen Rechtsmittel (Einspruch gegen die Anklageschrift, Berufung und Nichtigkeitsbeschwerde sowie Beschwerde gegen Beschlüsse des Gerichts) wurden in den Volksgerichtsverfahren, in denen die Volksgerichte grundsätzlich in erster und einziger Instanz entschieden, ausser Kraft gesetzt. Die verhängten Strafen waren sofort zu vollstrecken. Auch die Bestimmungen über die Umwandlung der Strafe und in der ursprünglichen Fassung sogar über das ausserordentliche Milderungsrecht fanden in Volksgerichtsverfahren keine Anwendung. Gemäss § 26 Abs. 2 VG konnte auf Antrag des Anklägers gegen Personen, deren Verfolgung nicht durchführbar oder deren Verurteilung nicht möglich war, ein selbständiges Verfahren vor dem Volksgericht auf Verfall des gesamten Vermögens der betreffenden Person geführt werden. Um allfällige krasse Fehlurteile pro oder contra zu vermeiden, wurde mit 30.11.1945 noch von der Provisorischen Staatsregierung ein Verfassungsgesetz beschlossen (kundgemacht im BGBl. 4/1946, «Überprüfungsgesetz»), durch welches dem Präsidenten des Obersten Gerichtshofes (OGH) ermöglicht wurde, im Falle erheblicher Bedenken gegen ein Urteil dasselbe zur Überprüfung einem Dreirichterssenat des OGH zu übergeben. Der Senat konnte das Urteil aufheben und zur neuerlichen Verhandlung an das gleiche oder an ein anders zusammengesetztes Volksgericht verweisen. Gemäss § 3 Absatz 1 des Volksgerichts- und Vermögensverfallsgesetzes konnte das Volksgericht seine Unzuständigkeit hinsichtlich eines Tatbestandes mit Urteil aussprechen und die Strafsache in

das ordentliche Verfahren verweisen.

Der schrittweise Übergang zur ordentlichen Gerichtsbarkeit war zum Teil bereits durch Amnestiebestimmungen eingeleitet worden. Zu diesen zählten das Bundesverfassungsgesetz vom 21.4.1948 (BGBl. 99/1948) über die vorzeitige Beendigung der im Nationalsozialistengesetz vorgesehenen Sühnefolgen für minderbelastete Personen, das Bundesverfassungsgesetz vom 22.4.1948 (BGBl. 70/1948) über die vorzeitige Beendigung der im Nationalsozialistengesetz vorgesehenen Sühnefolgen für jugendliche Personen, das Bundesverfassungsgesetz vom 17.12.1951 über die Befreiung der Spätheimkehrer von der Verzeichnungs- und Sühnepflicht sowie die Einstellung von Strafverfahren und die Nachsicht von Strafen gegen dieselben (BGBl. 159/1953), des Weiteren das Bundesverfassungsgesetz vom 18.7.1956, Vermögensverfallsamnestie, durch welches Gruppen ehemaliger Nationalsozialisten in Ansehung der Strafe des Vermögensverfalls amnestiert werden (BGBl. 155/1956, mehrfach novelliert, zuletzt am 13.6.1962, BGBl. 173/1962). Den Abschluss der Amnestiebestimmungen stellte das Bundesverfassungsgesetz vom 14. März 1957 dar, «womit Bestimmungen des Nationalsozialistengesetzes, BGBl. Nr. 25/1947, abgeändert oder aufgehoben werden (NS-Amnestie 1957)». Dieses Gesetz enthält Bestimmungen über die Aufhebung der Registrierungspflicht, über die Beendigung der Sühnefolgen sowie strafrechtliche Bestimmungen. Letztere normierten, dass ein Strafverfahren wegen Tatbeständen nach dem VG und anderen Spezialgesetzen nicht einzuleiten bzw. ein bereits eingeleitetes Verfahren grundsätzlich einzustellen sei. § 13 Absatz 2 hebt das KVG (BGBl. 198/1947) auf; fällt aber eine nach diesem Gesetz mit Strafe bedroht gewesene Handlung auch unter eine andere strafgesetzliche Vorschrift, so ist sie nach dieser zu verfolgen. Durch die nachfolgenden Paragraphen wurde in gewissen Fällen Strafnachsicht erteilt bzw. die Tilgung der Verurteilung ausgesprochen.

Die Jahre 1946 und 1947 stellten die Phase der intensivsten Auseinandersetzung der österreichischen Justiz mit den nationalsozialistischen Verbrechen dar. Der einsetzende Kalte Krieg war mit Amnestierungen und einer zunehmenden ReIntegration der ehemaligen Nationalsozialisten verbunden.

Erinnerung bewahren trotz Corona – Massaker von Rechnitz

📅 30. März 2020

Eisenstadt, 30. 3. 2020

Auch die Gedenkveranstaltung beim Rechnitzer Kreuzstadl muss aufgrund der der Landtagspräsidentin Verena Dunst ruft trotzdem zum Erinnern auf.



LT-Präs. Verena Dunst, SPÖ

Das Massaker von Rechnitz jährt der Corona-Krise kann die Geden werden. „Der Kreuzstadl ist ein M Grausamkeit auf burgenländisch mir ein besonderes Anliegen, das hier ermordeten Opfer erinnert w Dunst.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

2. Auflage 2016

Die Tagebücher von Maritta Batthyany und Agnes Kupfermine wurden vom Autor aus dem Ungarischen beziehungsweise dem Spanischen ins Deutsche übertragen und für die Veröffentlichung bearbeitet.

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlag- und Vorsatzmotiv: © privat

Autorenfoto: © Maurice Haas

Gesetzt aus der Stone

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04831-5

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Für Ayno, Milos & Uma

Prolog

Agnes kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie hatte sich geschminkt, frisiert und schön gemacht für mich. Ihre Töchter standen um sie herum und waren glücklich, ihre Mutter so zu sehen.

«Das ist der Besucher aus Europa», sagten sie zu ihr, «der Enkel.»

«Wer?», fragte sie ein wenig zu laut.

«Der Enkel, du weisst doch.» Nein, Agnes wusste nicht, das sah ich ihr an.

Wir begrüßten einander und setzten uns an ihren runden Wohnzimmertisch irgendwo in Buenos Aires. Ich kannte Agnes aus dem Tagebuch meiner Grossmutter, das ich in meiner Tasche bei mir trug. Sie sind zusammen in einem winzigen Dorf im Westen Ungarns aufgewachsen, haben sich als Kinder täglich gesehen, obwohl sie verschiedene Leben lebten. Agnes' Eltern hatten einen Feinkostladen, die Eltern meiner Grossmutter ein kleines Schloss mit einem kiesbestreuten Hof, in dessen Mitte ein Kastanienbaum stand. *Es war ein ruhiges Leben auf dem Land*, schrieb meine Grossmutter über ihre Kindheit, *ein Leben von den Jahreszeiten bestimmt*. Bis zum Krieg.

Bis zu jenem Tag im Frühjahr 1944, als die jahrhundertealte Ordnung in diesem Dorf verschwand und mit ihr eine Welt. Erst kamen die Deutschen, dann die Russen. Das Schloss brannte ab, die Familie meiner Grossmutter verlor ihr ganzes Land, ihren

Status, ihren Platz in der Gesellschaft.

Und Agnes kam nach Auschwitz.

Ich sei auf Durchreise, so hatte man Agnes auf mein Kommen vorbereitet, ich hätte in einem Tagebuch Informationen über sie gefunden. «Über deine Eltern», sagte man ihr, über eine Zeit vor siebzig Jahren. Jetzt sei ich hier, um ein wenig daraus vorzulesen.

«Wie wunderbar», sagte sie.

Ich sass neben Agnes und konnte die Tätowierung sehen, die ihr ein Wärter in Auschwitz gestochen hatte und die nun in den Runzeln ihrer Haut verschwand. Die Ziffern waren kaum mehr lesbar: 802 ... 6? Oder war das eine 8?

«Apfel oder Quark?», wurde ich gefragt.

«Was?»

Agnes war achtzehn, als sie ins Konzentrationslager deportiert wurde, heute ist sie über neunzig. Ihr Rollator stand griffbereit neben ihrem Stuhl. Auf einem kleinen Regal sah ich Fotos, ihr verstorbener Mann, die Hochzeit ihrer Töchter, ein ganzes Leben.

«Apfel», sagte ich und streckte meinen Teller hin. Und als jeder sein Stück Strudel fertiggegessen hatte, fing ich an vorzulesen: von dem Zug aus Budapest, den man an seiner Russwolke schon von Weitem kommen sah – und Agnes nickte; von den Kranichen am Dorfeingang; den in Zuckerwasser eingelegten Kirschen, die im Laden ihrer Eltern neben der Kasse standen; und von ihrem Vater, Herrn Mandl mit den roten Wangen.

«Oh ja, die hatte er», unterbrach sie mich fröhlich, und wir freuten uns mit ihr, obwohl uns allen nicht danach zumute war. Weil wir die Wahrheit kannten.

Haben wir das Richtige getan?, fragte ich mich einen Tag später in der Abflughalle des Flughafens. Abgesehen von einem Mann auf einem Reinigungswagen, der von einem Ende des Terminals zum anderen fuhr und auf dem Teppich mal einen dunkleren, mal einen helleren Streifen hinterliess, war niemand da, keine Menschenseele.

Ich bin nur der Bote, hatte ich mir eingeredet, bevor ich herge-
reist war. Ich habe etwas, das Agnes gehört, deshalb war ich her-
gekommen, doch jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Bloss ein
Kurier?

Sieben Jahre waren vergangen, seit ich mich auf die Spuren der
Kriegsgeheimnisse meiner Familie begeben hatte. Ich war mehr-
mals nach Ungarn gefahren, nach Österreich, war nach Moskau
gefliegen und nun bis nach Buenos Aires, vor allem aber wurde
ich Vater dreier Kinder, wodurch sich alles vermischte: Ich
lernte, Windeln zu wechseln und Breie anzurühren, und alles über
meine Wurzeln; ich verbrachte Tage in einem kleinen Ort namens
Rechnitz, um mehr über ein Massaker an 180 Juden zu erfahren,
stapfte durch sibirischen Schnee auf der Suche nach Überresten
eines Arbeitslagers und landete schliesslich in Südamerika. All
dies besprach ich wöchentlich mit meinem Psychoanalytiker in
Zürich, wir sprachen über Stalin, den Holocaust und Massengrä-
ber, während andere über Mittag Pizza assen. Erst neulich hatte
ich ihn gefragt: «Sagen Sie, bin ich eigentlich krank?» Worauf er
antwortete: «Woher soll ich das wissen?»

Als würde ich in einer Zeitmaschine leben, so fühlte es sich an,
das Gestern und das Heute verschmolzen. Ich sprang von der Ver-
gangenheit in die Gegenwart und sah mir von oben zu, wie ich
auf meiner biografischen Achse spazieren ging. Sieben Jahre.
Das ist ungefähr die Lebenserwartung europäischer Maulwürfe,
von denen ich im Tagebuch meiner Grossmutter so viel las, weil

sie sich immer wieder mit diesen Tieren verglich.

So sass ich da und blickte hinaus, sah Landepisten, schwarz vor Gummi, dahinter schmutzige Felder, die unendliche Weite Argentiniens.

Agnes' Töchter hatten mir zum Abschied ein schmales Buch in die Hand gedrückt, die Erinnerungen an die Kriegsjahre, das nun neben dem Tagebuch meiner Grossmutter in meiner Tasche lag. Die Lebensgeschichten zweier ungleicher Frauen, die miteinander verwoben waren und bis in die Gegenwart strahlten, und in denen ich nun blätterte. Fehlt noch meine Geschichte, dachte ich, nahm mein Notizbuch aus der Jacke, strich eine neue Seite glatt und schrieb das Datum oben links in die Ecke: *Oktober 2013*.

Was wird das, ein Brief? An wen, an mich? Wie beginnt man so etwas?

Dann wurde mein Flug aufgerufen.

1.

Begonnen hatte alles an einem Donnerstag im April, rund sieben Jahre vor meiner Reise nach Buenos Aires. Ich arbeitete damals bei der Sonntagsausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*. Es war früh am Morgen, noch war kaum jemand da, alles ruhig. Ich schrieb einen Text über einen Samenspender aus Holland, als mir eine ältere Kollegin, die sonst nie viel mit mir sprach, eine Zeitungsseite auf den Schreibtisch legte und fragte: «Was hast du denn für eine Familie?»

Ich sah hoch und lächelte sie an, erst dann blickte ich auf den Artikel, den sie für mich ausgerissen hatte. Ich erwartete etwas aus dem 19. Jahrhundert, mit Rüschenkleidern vielleicht oder mit Pferden. Irgendeine Brücke, die nach einem meiner Vorfahren benannt worden war, einem Âdâm, Zsigmond oder Ladislaus Batthyany, mein Nachname ist in Ungarn bekannt. Die Batthyany-ans waren Grafen, Fürsten, Bischöfe. Einer wurde 1848 Ministerpräsident des Landes, ein anderer, Ladislaus Batthyany-Strattmann, 2003 von Papst Johannes Paul II. für seine Verdienste als Arzt in Rom seliggesprochen. Die Familiengeschichte kann bis zu den Feldzügen gegen die Türken im 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden, bei uns im Westen allerdings kennt man den Namen kaum, warum sollte man auch? Die meisten halten ihn für einen tamilischen Namen, die vielen Ypsilons klingen nach Sri Lanka. Nur an den Weihnachtstagen werde ich auf ihn angespro-

chen, weil dann die *Sissi*-Trilogie im Fernsehen läuft, morgens um elf Uhr, in der die Kaiserin, gespielt von Romy Schneider, mit einem Grafen Batthyany tanzt, der eine babyblaue Uniform trägt und viel Brillantine im Haar.

So etwas erwartete ich also, als ich auf die Zeitung blickte, etwas Harmloses, stattdessen las ich den Titel: «Die Gastgeberin der Hölle», den ich nicht verstand, die Frau auf dem Foto aber erkannte ich sofort. Tante Margit. Im März 1945 soll sie beteiligt gewesen sein an einem Massaker an 180 Juden in der österreichischen Grenzstadt Rechnitz. Sie soll ein Fest gefeiert, getanzt und getrunken und um Mitternacht, aus Spass, den nackten Männern und Frauen die Pistole an den Kopf gehalten und abgedrückt haben.

«Danke», sagte ich, legte den Text zur Seite und sah wieder auf das blinkende Zeichen am Bildschirm. Ich hatte noch zwei Stunden für meinen Text über den holländischen Samenspender.

Tante Margit? Die mit der Zunge?

Als ich ein Kind war, gingen wir dreimal im Jahr mit Tante Margit essen, immer in die teuersten Restaurants Zürichs. Mein Vater fluchte schon auf der Hinfahrt und rauchte in unserem weissen Opel eine Zigarette nach der anderen, meine Mutter kämmte mir die Haare mit einem Plastikamm. Wir nannten sie Tante Margit, nie Margit, als wäre Tante ein Titel. Sie hatte den Onkel meines Vaters geheiratet, doch die Ehe war von Anfang an ein Desaster. Margit war die deutsche Thyssen-Milliardärin, er der verarmte ungarische Graf. Sie war gross, ein gewaltiger Oberkörper auf dünnen Beinen. In meiner Erinnerung trägt sie immer ein Kostüm, zugeknöpft bis zum Hals, und Seidenfoulards mit Pferde-

motiven, ihre Krokodilledertasche ist bordeauxrot und hat goldene Verschlüsse, und wenn sie erzählt, von der Rehbrunft oder von Schiffsreisen in die Ägäis, dann streckt sie in den Pausen zwischen den Sätzen ihre Zungenspitze heraus, wie eine Eidechse. Ich sitze so weit wie möglich von ihr entfernt, Tante Margit hat Kinder gehasst, und während ich in der geschnetzelten Kalbsleber herumstochere, schaue ich immer wieder zu ihr hin. Ich will diese Zunge sehen.

Nach ihrem Tod sprachen wir nur noch selten von ihr und meine Erinnerungen an die Mittagessen verblassten, bis zu dem Tag, als ich in der Zeitung von diesem österreichischen Ort las. Rechnitz. Von einem Fest. Von einem Massaker. Von 180 Juden, die sich erst nackt ausziehen mussten, bevor sie erschossen wurden, damit ihre Leichen schneller verwesen. Und Tante Margit? Sie war mittendrin.

Ich rief meinen Vater an und fragte ihn, ob er davon gewusst habe. Er schwieg, und ich hörte, wie er eine Weinflasche entkorkte. Ich sah ihn vor mir auf diesem abgewetzten Sofa, das ich so mag, in seinem Wohnzimmer in Budapest.

«Margit hatte ein paar Affären mit Nazis, das hat man sich in der Familie erzählt.»

«In der Zeitung steht, sie habe ein Fest organisiert und als Höhepunkt, als Nachspeise, 180 Juden in einen Stall gelockt und Waffen verteilt. Alle waren stockbesoffen. Alle durften mal ran. Auch Margit. ‚Gastgeberin der Hölle‘ wird sie genannt. In englischen Zeitungen heisst sie ‚killer countess^ Und die Bild titelte: ‚Thyssen-Gräfin liess auf Nazi-Party 200 Juden erschliessen^»

«Das ist Quatsch. Es gab ein Verbrechen, aber dass Margit da-

mit etwas zu tun hatte, halte ich für unwahrscheinlich. Sie war ein Monster, aber dazu war sie nicht in der Lage.»

«Wieso war Margit ein Monster?»

Vor dem Zeitungsartikel über Rechnitz und Tante Margit hat mich meine Familiengeschichte nicht sonderlich interessiert. Ich kam auch kaum mit ihr in Berührung. Wäre ich in Ungarn geboren, wäre das etwas anderes, da gab es Plätze und Denkmäler für meine Vorfahren. Aber ich wuchs nicht in Budapest auf, sondern in einer Vierzimmerwohnung am Stadtrand von Zürich, und als ich acht Jahre alt war, zogen wir hundert Meter weiter in ein graues Reihenhaus in der Form eines Rubik-Würfels, an dem damals in den Achtziger]ahren alle drehten. Wir hatten einen Pingpong-tisch im Garten und einen grossen Kühlschrank wie die Amerikaner, den die Vorbesitzer dagelassen hatten. Es hat so gut gerochen, wenn man das Eisfach aufmachte und den Kopf hineinstreckte, an den gefrorenen Erbsen vorbei, ganz tief hinein. Noch besser kann ich mich an den Geruch an der Tankstelle erinnern, wo wir manchmal abends auf dem Rückweg von Freunden meiner Eltern hielten, die wir jeden Sonntag besuchten. Wir sassen zu dritt eng beieinander auf der Rückbank, meine beiden Brüder und ich, und ich hoffte immer, dass wir noch tanken müssen. Dann habe ich das Fenster heruAtergekurbelt, meine Augen geschlossen und durch die Nase geatmet. Das Benzin und die kühle Luft und wir alle gemeinsam in diesem Auto auf dem Weg nach Hause, geborgener fühlte ich mich nie. Und als wir dann ankamen, habe ich getan, als würde ich schlafen, damit mein Vater mich in mein Zimmer trägt. Sein Hemd roch nach Wein und

Zigaretten und Sommer, das war meine Kindheit.

Wie Wale, die sich zum Gebären in ruhige Gewässer begeben, so haben sich auch meine Eltern ausgeklinkt aus der Welt und sich hier niedergelassen. Doch im Unterschied zu Walen, die es wieder in die Tiefen der Ozeane zieht, sind meine Eltern am Stadtrand gestrandet.

Vielleicht haben sie sich vor ihrer Vergangenheit versteckt. Vor ihren Erinnerungen an Ungarn, an den Krieg, an Flucht und Verstecken.

Womöglich wollten sie einfach neu beginnen an diesem unbeleckten Ort, nicht mehr zurückdenken, wollten diesen toten Winkel zu ihrem Zuhause machen. Und beinahe hätte es geklappt.

Die Schweiz eignet sich gut dafür, von vorne anzufangen und das Schwere vergangener Tage abzustreifen, denn nichts erinnert in diesem Land an Hitler oder Stalin. Die beiden totalitären Systeme des vergangenen Jahrhunderts, Nationalsozialismus, Kommunismus, Konzentrationslager, Gulag, das sind nur Kapitel in den Geschichtsbüchern der Schule. Es gibt kaum ein Denkmal für die Opfer der Kriege, kaum eine Familie, abgesehen von jenen der Eingewanderten, deren Geschichte mit den Gräueln verwoben ist. Es gibt diese Frage nicht: «Sag mal, Opa, was hast du im Krieg getan?» Niemand wurde deportiert oder vergast. Da muss nichts «verdaut werden», da «kommt nichts hoch», wie es in den Zeitungen immer heisst, wenn von anderen Ländern die Rede ist. Es gibt kein kollektives Versagen, keine Krisen, ausser denen der Banken. Die Schweiz kennt nur Jahre des Wohlstands, der Sicherheit und Sorglosigkeit, vor allem in meiner Jugend Anfang der Neunzigerjahre, als alles noch bunter wurde und Stadtrandmenschen an den Wochenenden mit ihren Fahrrädern um ir-

gendwelche Seen radelten und es biken nannten.

So viel Idylle färbt doch ab, sollte man meinen. So viel Unbekümmertheit überträgt sich aufs Familienglück. Nicht bei allen.

Weder mein Vater noch meine Mutter fühlten sich in der Schweiz, diesem wattiertesten aller Länder Europas, wirklich zu Hause. Sie lernten zwar Schweizerdeutsch und fuhren Ski, kauften sich einen Sandwichtoaster, als alle so ein Ding kauften, und im Winter assen auch sie Raclette, gossen flüssigen Käse über die Kartoffeln, vielleicht mit ein wenig mehr Paprika als andere. In Wirklichkeit aber nahmen sie am Leben in diesem Land nur teil, wenn es sein musste. Sie grüssten die Nachbarn, aber lieber war ihnen, sie kamen ungesehen bis zum Auto. Insgeheim haben sie die Schweiz und die Schweizer belächelt, zumindest nahm ich das früher so wahr. Die gelegentlichen fremdenfeindlichen Bemerkungen anderer Anwohner, was für einen ulkigen Nachnamen wir hätten, dass wir für Ausländer ganz ordentlich Deutsch sprächen, dass unser rostiges Auto nicht hierher passe, kümmerten sie nicht, weil sie wussten, dass sie hier nie Wurzeln schlagen würden. Die Schweiz war für sie immer nur ein Spieleland, das Leben kein echtes, jedenfalls keines mit Höhen und Tiefen, mit Glück und Leid. Denn wer nicht mindestens ein paar Verwandte im Krieg verloren, wer nie miterlebt hatte, wie eine fremde Besatzungsmacht, seien es Deutsche oder Russen, alles umstürzte, der durfte nicht von sich behaupten, wirklich etwas vom Leben zu verstehen. Leid war die Währung, Glück und Idylle zählten nicht. Die Vergangenheit war immer wichtiger als die Zukunft, das Alte immer besser als das Moderne.

Und so werden wahrscheinlich beide auf ihre Weise von einem anderen Leben geträumt haben in diesem kleinen Haus am Stadtrand Zürichs, diesem Ort ohne Gestern, aus dem mein Vater bald auszog.

Zwei Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs packte er seine Sachen und fuhr nach Budapest. Auch meine Mutter verliess die Schweiz und machte nicht den Anschein, als ob ihr etwas fehlte, was ich ihr nie übel nahm. Plötzlich waren sie beide fort, doch das Gefühl, im falschen Land zu leben, hatten sie mir dgelassen.

Ich aber blieb, wohl aus Trägheit, studierte, weil das alle taten, und wurde Journalist. Bald schon schrieb ich über bewaffnete Kindergangs in Liverpool, schlief im Wohnwagen eines hohen Ku-Klux-Klan-Mitglieds in Texas, lief tagelang in einem Zürcher Vorort umher, weil ich über eine Massenvergewaltigung an einem dreizehnjährigen Mädchen berichten musste, und sass auf dem Sofa dieses holländischen Samenspenders, zusammen mit einem lesbischen Paar, das sich ein Kind wünschte. Ich sah zu, wie er ihnen ein Döschen überreichte und eine Spritze, mit der sich eine der Frauen sein Sperma einführen sollte. «Ich geh noch was einkaufen», rief er, da stand er schon auf der Türschwelle: «Wollt ihr was? Cola? Chips?», worauf sie verdutzt die Köpfe schüttelten. Cola? Sie wollten doch ein Kind.

Ungarn war zwar das Land meiner Eltern, doch was kümmerte es mich? Ich war Anfang dreissig, frisch verliebt, der Zweite Weltkrieg, ein Kriegsverbrechen an 180 Juden, all das hätte nicht weiter weg sein können. Wir hatten doch unsere eigenen Probleme, dachte ich, Migration, Orientierungslosigkeit, Globalisierung, über solche Sachen schrieb ich: zu viel Konsum, zu viel Porno, zu viele Möglichkeiten.

Aber nachdem mir meine Familiengeschichte begegnet war an

jenem Morgen, an dem ich meine Grosstante Margit in dem Zeitungsartikel erkannt hatte, fing ich an zu recherchieren, schrieb Familienangehörigen in Wien, Budapest und München. «Hallo», begann ich, «wir kennen uns nicht, sind aber über Ecken miteinander verwandt. Habt ihr gelesen, was passiert sein soll? Wisst ihr was?» Ich besorgte mir Akten über Tante Margit und ihren Mann Ivan, den Bruder meines Grossvaters, las Bücher über die Thyssens, über die Geschichte Ungarns, verbrachte ganze Tage in Archiven in Berlin und Bern, Budapest und Graz und sprach immer wieder mit meinem Vater. Tante Margit war der Auslöser meiner Reise in die Geschichte, ihretwegen habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner Herkunft auseinandergesetzt.

Es war ein Massaker an 180 Juden, das mich meiner Familie näherbrachte.

2.

An einem Sonntag im Frühling 2009 fuhr ich zum ersten Mal nach Rechnitz, um herauszufinden, was meine Grosstante wirklich mit dem Verbrechen zu tun hatte. Ich kam frühmorgens mit dem Nachtzug aus Zürich in Wien an, mietete ein Auto und fuhr an Wäldern und Weinbergen vorbei; noch waren die Trauben an den Rebstöcken klein und hart. Rechnitz ist kein schöner Ort, nicht viel mehr als eine Hauptstrasse, an der links und rechts niedrige Häuser stehen mit schmalen Fenstern und blickdichten Vorhängen. Es gibt keinen Kern, keinen Marktplatz, und das Schloss, das der schwerreiche deutsche Unternehmer und Kunstsammler Heinrich Thyssen seiner Tochter Margit, unserer Tante Margit, in seinem Testament überschrieben hat, steht nicht mehr. Die Russen zerbombten es bei ihrem Einmarsch 1945, worauf die Einwohner alle Möbel, die Bilder und Teppiche mitnahmen. Jedes Jahr organisiert der Verein Refugius eine Gedenkfeier für die ermordeten Juden. Am Ortseingang beim Kreuzstadl, dem vermutlichen Tatort, heute ein Mahnmal, wird dann gesungen und gebetet. Das Verbrechen dürfe nicht vergessen werden, hiess es auch in den diesjährigen Ansprachen. Ich stand etwas abseits, ich kannte ja niemanden und sah mich um: Die Sonne schien,

Löwenzahn blühte, das Gras war knöchelhoch und noch ein wenig feucht, irgendwo darunter befanden sich 180 Schädel. Das Massengrab ist trotz jahrelanger Suche bis heute nicht gefunden worden.

Die Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 ist mondhell. Im Schloss von Margit Batthyany-Thyssen in Rechnitz, Burgenland, nahe der österreichisch-ungarischen Grenze, findet ein Gefolgschaftsfest statt. Mitglieder der Gestapo und lokale Nazi-Größen wie SS-Hauptscharführer Franz Podezin, wie Josef Muralter, wie Hans-Joachim Oldenburg unterhalten sich mit Hitlerjungen und Angestellten des Schlosses und trinken Sekt. Für die Nationalsozialisten ist der Krieg verloren, die Russen sind schon an der Donau, doch das soll die Stimmung nicht trüben. Es ist acht Uhr abends. Zur selben Zeit stehen am Bahnhof in Rechnitz etwa 200 jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn, die beim Bau des Südostwalls eingesetzt wurden, einer gigantischen Verteidigungslinie, die von Polen über die Slowakei und Ungarn bis nach Triest führen und die anrückende Rote Armee aufhalten soll. Um halb zehn Uhr abends lädt der Lkw-Unternehmer Franz Ostermann einen Teil der Juden in seinen Lastwagen und übergibt sie nach kurzer Fahrt vier Männern der Sturmabteilung, SA, die den Gefangenen Schaufeln in die Hand drücken und ihnen befehlen, eine L-förmige Grube auszuheben.

Die ungarischen Juden beginnen zu graben, sie sind müde und schwach, die Erde ist hart, im Schloss von Tante Margit wird getrunken und getanzt. Später an diesem Abend erhält SS-Hauptscharführer Franz Podezin einen Anruf. Weil der Lärm im Festsaal zu gross ist, muss er ins Nebenzimmer. Das Gespräch dauert

keine zwei Minuten. Podezin sagt: «Ja, ja!», und schliesst mit den Worten: «Verdammte Schweinerei!» Er beauftragt Hildegard Stadler, sie ist die Leiterin des örtlichen Bundes Deutscher Mädchen, etwa zehn bis dreizehn Festteilnehmer in einen Raum zu führen. «Die Juden vom Bahnhof», teilt er ihnen mit, «sind an Fleckfieber erkrankt und müssen erschossen werden.» Keiner widerspricht. Der Waffenmeister Karl Muhr verteilt Gewehre und Munition an die Festgäste. Es ist kurz nach 23 Uhr. Im Schlosshof stehen drei Autos bereit. Nicht alle aus der Gruppe haben Platz, einige gehen zu Fuss. Es ist ja nicht weit.

Ich rief meinen Vater an. «Du wusstest», sagte ich zu ihm, «dass Tante Margit in jener Nacht dort war, und du wusstest auch von dem Massaker.»

«Ja.»

«Aber du hast dir nie überlegt, dass sie möglicherweise darin verwickelt war?»

«Ist das ein Verhör?»

«Ich frage nur.»

«Ich hab nie gedacht, dass es zwischen dem Fest und dem Massaker eine Verbindung geben könnte, wie das seit Neuestem in den Zeitungen behauptet wird. Warte kurz», er hustete. Ich hörte, wie er sich eine Zigarette aus der Schachtel nahm.

«Du rauchst zu viel.»

«Wie geht's der Kleinen?»

«Sie bekommt ihren dritten Zahn, und sie krabbelt. Wieso hast du mit Margit nie über den Krieg gesprochen?»

«Was hätte ich fragen sollen? Du, Tante Margit, willst du noch

einen Schluck Wein? Und übrigens, Tante Margit, hast du Juden erschossen?»

«Ja.»

«Sei nicht naiv. Es waren Höflichkeitsbesuche. Wir haben übers Wetter gesprochen, und sie hat über Familienmitglieder hergezogen. ‚Verfaulter Keim‘, sagte sie, wenn sie über die Thyssens und Batthyany sprach, die ihrer Meinung nach alle nicht ganz bei Trost waren. «Verfaulter Keim‘, das war ihr Lieblingspruch. Kannst du dich noch an ihre Zunge erinnern?»

Zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens fährt der Lkw-Unternehmer Franz Ostermann insgesamt siebenmal vom Bahnhof zum Kreuzstadl, auf der Ladefläche jeweils 20 bis 30 Juden, die er den vier SA-Männern übergibt. Die Juden müssen sich ausziehen, vor der Grube liegen ihre Kleider, nackt knien sie am Rand ihres L-förmigen Grabes. Podezin steht da, Oldenburg auch, beides fanatische Nationalsozialisten. Sie schießen den Juden in den Nacken. Josef Muralter, NSDAP-Mitglied, schreit, während er abdrückt: «Ihr Schweine gehört ins Feuer! Ihr Vaterlandsverräter!» Die Juden sacken zusammen, fallen in das Erdloch und bleiben aufeinandergestapelt liegen. Im Schloss werden neue Sektflaschen entkorkt, jemand spielt auf der Ziehharmonika. Margit ist jung und mag es gerne lustig, sie trägt die schönsten Kleider von allen. Einem Kellner namens Viktor fällt auf, dass die Gäste, die um drei Uhr morgens wieder im Saal erscheinen, wild gestikulieren, sie haben gerötete Gesichter. SS-Hauptscharführer Podezin, der mutmassliche Anführer, eben noch hat er Frauen und Männern in den Kopf geschossen, tanzt jetzt ganz ausgelassen.

Nicht alle Juden wurden in dieser Nacht erschossen. Achtzehn liess man vorerst am Leben. Sie erhielten die Aufgabe, die Grube mit Erde zuzuschütten. Totengräberdienst. Zwölf Stunden später, am Abend des 25. März, wurden sie im Auftrag von Hans-Joachim Oldenburg, Margits Geliebtem, ebenfalls umgebracht und in der Nähe des Schlachthauses beim Hinternpillenacker verscharrt.

Nach dem Krieg wurden sieben Personen des mehrfachen Mordes und der Quälerei beziehungsweise des Verbrechens gegen die Menschlichkeit angeklagt. Josef Muralter, Ludwig Groll, Stefan Beigelbeck, Eduard Nicka, Franz Podezin, Hildegard Stadler und Hans-Joachim Oldenburg. Doch 1946 geriet der Prozess ins Stocken, weil die beiden Hauptzeugen ermordet wurden. Der Erste war Karl Muhr, der Waffenmeister im Schloss. Er hat in jener Nacht am 24. März die Gewehre ausgehändigt und den späteren Tätern direkt ins Gesicht gesehen. Ein Jahr danach lag Muhr mit einer Kugel im Kopf neben seinem toten Hund im Wald, und sein Haus stand in Flammen. Die Patronenhülse, die die Polizei am Tatort sichergestellt hat, ist verschwunden. Der zweite Tote war Nikolaus Weiss, ein Augenzeuge. Er hatte das Massaker überlebt und sich bei einer Rechnitzer Familie im Schuppen versteckt. Ein Jahr später, er war auf dem Weg nach Lockenhaus, wurde sein Wagen beschossen und geriet ins Schleudern. Weiss war auf der Stelle tot.

Nach diesen beiden Fememorden lebten die Einwohner von Rechnitz in Angst vor Vergeltung. Niemand sprach. Das Schweigen hat bis heute gehalten. In den siebzig Jahren seit dem Verbrechen ist der Ort zu einem Symbol für Österreichs Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit geworden. Wer Rechnitz sagt, der meint Verdrängen.

Am 15. Juli 1948 wurden Stefan Beigelbeck und Hildegard

Stadler freigesprochen. Ludwig Groll wurde zu acht Jahren schweren Kerkers, Josef Muralter zu fünf Jahren und Eduard Nicka zu drei Jahren Haft verurteilt. Podezin und Oldenburg, die beiden Haupttäter, waren auf der Flucht. Die burgenländische Polizei vermutete, sie seien bei Gräfin Margit Batthyany-Thyssen in der Schweiz, einquartiert in einer Wohnung oberhalb von Lugano.

Interpol Wien benachrichtigte die Luganeser Behörden per Telegramm am 28. August 1948: «Es besteht die Gefahr, dass sich die beiden nach Südamerika begeben. Bitte um Festnahme.» Die Verhaftungsbefehle gegen die Flüchtigen wurden am 30.08.1948 ausgeschrieben, blieben aber ohne Ergebnis.

In seinem Schlusswort sagte Dr. Mayer-Maly, Staatsanwalt in Österreich, der das Massaker aufklären sollte: «Die wahren Mörder sind noch nicht gefunden.»

Ende August fuhr ich zum zweiten Mal nach Rechnitz; die Weintrauben waren jetzt rot, die Bäume voller Sommer. Ich besuchte Annemarie Vitzthum, sie war 89 Jahre alt und wahrscheinlich die letzte noch lebende Teilnehmerin an Margits Fest.

«Ich hatte mich extra fein gemacht», erinnerte sie sich, «wir sassen an runden Tischen im kleinen Saal im Erdgeschoss, das Grafenpaar mittendrin. Die Gräfin Margit sah aus wie eine Prinzessin, so schöne Kleider, wie die anhatte.»

Dauernd seien Männer in Uniformen gekommen und wieder gegangen, sie könne sich an deren Namen aber nicht erinnern. «Es war ein Wirbel», das habe sie 1947 auch dem Staatsanwalt erklärt, als sie verhört wurde. «Alle tranken Wein, alle tanzten,

ich kannte das nicht, ich war doch nur ein einfaches Mädchen, nur die Telefonistin.» Um Mitternacht sei sie von einem Soldaten nach Hause begleitet worden, bis zu diesem Zeitpunkt habe die Gräfin das Schloss nicht verlassen. Das von den Juden, sagte Frau Vitzthum, während wir ihren selbst gemachten Streuselkuchen assen, habe sie erst später erfahren. Schrecklich sei das.

Im Anschluss besuchte ich Klaus Gmeiner. Er war Tante Margits Förster, und er war der Letzte, der sie lebend gesehen hat. Margit besass 1'000 Hektar Land in Rechnitz, jedes Jahr kam sie zur Jagd. «Sie war eine hervorragende Schützin, eine erfahrene Afrika-Jägerin. Sie hat sich sehr gefreut, wenn sie was erlegt hat, einen Muffelwidder oder ein Reh, nie sah ich sie glücklicher.» In all den Jahren sei nicht ein einziges Mal über die Nazizeit gesprochen worden, sagte Gmeiner, der wie so viele im Ort für Margit schwärmte. Mit dem Verbrechen habe sie ganz sicher nichts zu tun.

«Wir waren auf der Pirsch», erzählte er über den Abend vor ihrem Tod, «mit einem abgezirkelten Blattschuss hat sie einen Mufflon getroffen.» Zwanzig, vielleicht dreissig Schritte sei das Tier in ihre Richtung gewankt, er erinnere sich genau, dann erst zusammengebrochen. Er wisse noch, wie sie sich an jenem Abend darüber beschwerte, dass sie von so vielen Menschen um Geld angebettelt werde. «Das war ihr letzter Satz.» Am nächsten Morgen erschien sie nicht mehr zum Frühstück.

«Wie war's in Rechnitz? Hast du was rausgefunden?», fragte mich mein Vater am Telefon. Er klang müde, vor wenigen Wochen hatte plötzlich ein kleiner Hund vor der Tür seines Wochen-

endhauses am Plattensee gestanden, ein Mischling, der nicht mehr von seiner Seite wich.

«Was macht der Köter?»

«Er ist anstrengend.»

«Aber du magst ihn, stimmt's?»

«Erzähl was von Rechnitz.»

«Die Menschen im Dorf haben mich Herr Graf genannt, einige beinahe einen Knicks vor mir gemacht.»

«Schrecklich, dieses Getue.»

«Zeugen behaupten, dass Margits Mann Ivan auch auf dem Fest war.»

«In der Familie hiess es immer, er sei in Ungarn gewesen an jenem Abend.»

«Jeder erzählt die Geschichte anders: Die Familie will nichts gewusst haben und hat Margits Rolle nie hinterfragt, die Medien wollen die Schlagzeile von der blutrünstigen Gräfin, und die Einwohner von Rechnitz wollen das Ganze unter den Teppich kehren. Für sie ist Tante Margit eine Heilige.»

«Und was willst du?»

3.

Zu Beginn meiner Nachforschungen wollte ich wissen, was wirklich passiert ist. Ich suchte in Archiven, schrieb Briefe, las Akten zum Rechnitz-Prozess, trieb Margits schweizerische Staatsschutzdossiers auf und fragte mich, wer in unserer Familie etwas über das Verbrechen wusste und warum niemand darüber sprach. Wie oft hatte ich erlebt, dass sich meine Grosseltern über längst verstorbene Tanten unterhielten, über die Marotten irgendwelcher Onkel, über den früheren Glanz Ungarns, als die Menschen noch Manieren hatten und guten Geschmack. Warum fiel nie ein Wort über Rechnitz? Warum wurde dieses Grab nicht erwähnt? Ich dachte, vielleicht würde ich einen Hinweis finden, wo die 180 Leichen vergraben sind. Möglicherweise spricht ja jemand mit dir, dachte ich, weil du zur Familie gehörst.

Doch dann kam es an einem Winterabend zu einer zufälligen Begegnung, die vieles auslöste. Ich war mit Freunden unterwegs in der Stadt, in einem Restaurant stiessen wir auf einen Bekannten, der mit dem deutschen Schriftsteller Maxim Biller am Tisch sass. Wir setzten uns dazu und kamen irgendwann auf Tante Margit zu sprechen. Biller hatte von ihr gehört, was mich erstaunte, und er war der erste Mensch, der mir diese Frage je stellte: «Und was hat das mit dir zu tun?»

Die Nazi-Gräfin, wie sie bis heute in den Zeitungen genannt wird, und ich?

Mit so einer Frage hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte sie mir bis dahin nie gestellt, weil sie so absurd klang. «Streng genommen», antwortete ich Biller verlegen, sei sie nicht mal mit mir verwandt, Margit sei eine Angeheiratete, eine Thyssen. «Was also hat das mit mir zu tun?», wiederholte ich, um Zeit zu gewinnen – «nichts, warum auch, ist doch alles so lange her.»

Würde er mich heute fragen, würde ich etwas anderes sagen. Denn mit der Zeit veränderte sich mein Fokus. Es ging immer weniger darum, herauszufinden, was wirklich geschehen ist, ich war nicht mehr Journalist, der von aussen kam, sich Notizen machte, Fakten zusammentrug und andere befragte. Es ging jetzt nur noch um mich.

Ich las von Kriegsenkel-Vereinen, von Menschen in meinem Alter, die sich aufgrund von Ereignissen, die siebzig Jahre zurückliegen, enturzelt fühlen, richtungslos, als wären sie in einem Vakuum geboren. «Sie haben die unverarbeiteten Emotionen ihrer Eltern geerbt», las ich, «jetzt versuchen sie, sich aus den Fesseln der Vergangenheit zu befreien.» Viele würden sich schuldig fühlen, weil es ihnen nicht gelungen sei, die Not und Verwirrung ihrer Eltern lindern zu können. Ich las von übertriebener Härte gegen sich selbst, von einer Inszenierung heiler Welten, um ein Mangelgefühl zu kompensieren. Einer schrieb: «Ich will endlich in meinem Leben ankommen.» Und ein anderer fragte: «Was hat das aus uns für Menschen gemacht, dass unsere Eltern schwiegen, immer nur schwiegen?» Ich erkannte mich in diesen Zeilen wieder, obwohl ich keiner Leidensgemeinschaft angehören wollte. Ich bin kein Selbsthilfegruppen-Typ.

«Jede Generation hat ihre Aufgaben», stand auf einer Webseite, die sich mit dem Thema befasst. «Die Elterngeneration krepelte die Ärmel hoch, um die äusseren Trümmer zu beseitigen. Die

seelischen Trümmer zu beseitigen – das ist die Aufgabe der Enkel.» Ist das so? War das nicht alles zu einfach? Dass Traumata weitervererbt würden, speziell von den Grosseltern an die Enkel, hatte ich schon gelesen, doch richtig glauben wollte ich das nicht. Als wäre der Bombenhagel, den mein Vater als Kind erlebte, eine Ausrede für meine gelegentliche Melancholie. Als wären die zehn Jahre, die mein Grossvater in Sibirien im Gulag verbrachte, Grund für meine Kauzigkeit. Und doch war da eine Verbindung, oder bildete ich mir das alles nur ein?

War nicht ich es, der sich immer schuldig fühlte, weil es ihm in der Schweiz zu gut ging? Habe ich mich nicht manchmal heimlich nach einem kleinen Krieg gesehnt? Zumindest einer Krise. Und wie oft habe ich als Journalist über Migranten geschrieben? Ich habe eine Familie auf ihrer Reise aus dem Irak begleitet, mehrere Tage mit Afrikanern in den Gewächshäusern Südspaniens verbracht und mit Flüchtlingen aus Bangladesch in alten Athener Lagerhallen campiert. Warum dieses Interesse für Menschen auf der Flucht? Woher kam meine Anziehung für ihr Leid?

Du bist doch in Zürich aufgewachsen, rief ich mir zu, fern von Panzermörsern und Einschusslöchern, was ist nur los? Hast in der Schule Pflanzen getrocknet, Sumpfdotterblume, Schlehdorn, das Herbarium war der Stolz deines Lehrers. Und dann diese Rückhand, September 1988, im dritten Satz, einhändig geschlagen aus der Not heraus, das Spiel gewonnen, die Socken rot vom Sand, das ist doch dein Leben, reicht dir das nicht? Nein, tat es nie. Da war immer etwas, das fehlte. Diese ungetrübte Welt, die mich umgab, so blütenweiss wie die Poloshirts, die ich trug und deren Kragen ich Mitte der Achtziger] ihre hochstellte, war nie meine. Und so fühlte sich dieser Satz richtig an, je länger ich über ihn nachdachte: Ich bin ein Kriegsenkel. Mein Vater hat den Krieg

im Keller verbracht, mein Grossvater wurde von den Russen nach Sibirien verschleppt, meine Grossmutter verlor ihren zweiten Sohn und meine Grosstante hatte ein Massaker an 180 Juden zu verantworten. Sie waren Täter wie Opfer, Verfolgte wie Jäger, wurden erst gefeiert, dann geächtet: Bastarde der Zeitgeschichte. Am Ende liefen sie immer gebückter durchs Leben, verloren erst ihre Selbstachtung, dann ihre Stimme. *Wir waren eine Familie von Maulwürfen*, schrieb meine Grossmutter Maritta in ihr Tagebuch: *Wir zogen uns zurück, glaubten an nichts mehr und versanken in uns, den Kopf unter der Erde, immer am Ducken.*

Und was war mit mir?

4.

Ich erinnerte mich an einen der letzten Besuche bei meiner Grossmutter in Budapest. Es muss 2006 gewesen sein, von Rechnitz wusste ich damals noch nichts. Meine Grossmutter war die letzten Jahre ihres Lebens wie besessen gewesen von der Idee, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben. In den ersten Monaten versuchte sie sich noch auf einer Schreibmaschine, einem Modell aus den Siebziger] ahren mit Farbband. Doch bald war ihr das Tippen zu anstrengend, also schrieb sie von Hand weiter, in einer Schrift, die aus einer Zeit stammte, als draussen noch Kutschen fahren.

«Wie kommst du mit deinen Erinnerungen voran?», fragte ich sie, und schon stand sie auf und lief in die Küche, die sich am Ende des langen Ganges befand, um Tee zu kochen. Ich hörte, wie sie die Besteckschublade nach kleinen Löffeln durchwühlte. «Gibt es schon einzelne Kapitel?», rief ich ihr nach, ohne eine Antwort zu erwarten. Nicht, dass ich damals darauf brannte, ihre Notizen zu lesen, ich fragte aus Höflichkeit, wir hatten sonst kaum gemeinsame Themen. Ich versuchte bloss, diese Sprachlosigkeit zu überbrücken, die uns erdrückte, jedes Mal, wenn wir uns sahen.

Sie nahm Milch aus dem Kühlschrank und füllte sie in eine kleine Tasse, dabei musste sie etwas vergossen haben. «Nem jo», rief sie, nicht gut. Ich hörte, wie sie sich mit der flachen Hand vor Ärger auf den Oberschenkel schlug, wie sie die Milch vom Boden

wischte, den Schwamm auswring – die Teekanne pfiﬀ. Auf den niedrigen Bücherregalen standen Fotos von Verwandten, deren Namen ich mir nie merken konnte. Ich musste mich jedes Mal bücken, um sie zu betrachten, den Rücken ganz krumm machen, bis ich mich vor ihnen verneigte. Wer weiss, vielleicht war das ja auch der Zweck. An den Wänden hingen vergilbte Stiche mit den Umrissen von Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg, dem Grossreich von einst. Seit ich ein Kind war, sprachen mein Vater und meine Grossmutter von nichts anderem, und ich nickte höflich, doch interessiert hat es mich nie. Und wenn ich doch einmal nachfragte, wie das damals gewesen sei, auf der Jagd zum Beispiel, oder warum die Ungarn so antisemitisch seien, wie das in den vergangenen Jahren alle behaupteten, so bekam ich stets dieselbe Antwort: «Nem érted», das verstehst du nicht. Mit diesem Satz bin ich aufgewachsen, bis heute sitzt er mir im Nacken.

«Das verstehst du nicht», höre ich auch die toten Männer in den Bilderrahmen rufen, an denen ich gebückt vorbeigehe.

«Aber ich habe doch darüber gelesen. Was wollt ihr denn noch?», rufe ich zurück.

«Alles nichts wert», antworten sie. «Vergiss es», sagen sie im Chor.

«Ich ...»

«Musstest du je leiden?»

«Leiden?»

«Weisst du, was Grandeln sind?»

«Grandeln?»

«Hast du schon einmal dein Haus verloren, deine Heimat, dein Land?»

«Aber ...»

«Nichts aber», unterbrechen sie mich im Ton der K.-u.-k-Offiziere. «Du verstehst es eben nicht.»

«Worüber haben wir gesprochen?», fragte mich meine Grossmutter. Sie war mit dem Tee aus der Küche zurückgekommen, ein Tablett, zwei weisse Tassen mit geschwungenen Henkeln, eine Zuckerdose mit abgeschlagenen Ecken und ein Milchkännchen. Ich hatte sie nicht bemerkt, hielt meine Nase an das kalte Fenster im Wohnzimmer, sah den Eingang des Burgpalastes, ungarische Flaggen im Wind und einen Geiger im Barockkostüm mit Perücke, der eine Verbeugung machte, wenn ihm ein Tourist ein paar Forint in den Kasten warf.

«Ich habe dich gefragt, ob es schon was zu lesen gibt, von deinen Lebenserinnerungen», antwortete ich ihr und sah sie an. Sie lächelte es weg.

«Wie war die Reise?», fragte sie.

Drei Tage dauerten diese Besuche. Wir sassen auf dem blauen Sofa in ihrem überheizten Wohnzimmer, und die Zeit wollte nicht vergehen. Wir verbrachten die Stunden damit, unser Rinnsal an Gespräch am Leben zu erhalten, bis zum letzten Abendessen. «Na, das ist eine gute Suppe», sagte ich und hörte mich an wie ein Rentner im österreichischen Fernsehen. «Die ist eben hausgemacht», antwortete sie. Und der Satz passte ebenso wenig zu ihr wie der meine zu mir, als ob wir Oma und Enkel spielten. Auch unsere Spaziergänge die Tage zuvor, das Kastaniensammeln, hatte das nicht etwas Kulissenhaftes, während wir ganz vorsichtig von einem Thema zum nächsten sprangen und alles nur ganz leicht berührten, als würden wir über ein Minenfeld gehen?

Zum Abschied hielt sie mich immer einen Moment länger im Arm. «Nagyon szeretlek», flüsterte sie mir ins Ohr, ich liebe dich

sehr, worauf ich, ähnlich konspirativ, ihre knöchigen Schultern drückte. Taten wir denn etwas Verbotenes?

Zum letzten Mal sah ich meine Grossmutter im Krankenhaus irgendwo in der Budapester Innenstadt, in einem dieser riesigen Häuser mit russiger Fassade, denen von aussen nicht anzusehen war, ob es sich um eine Oper, ein Gefängnis oder eben um eine Klinik handelt. Sie war mager und wirkte ganz verloren in ihrem Bett. Ich ging in einen kleinen Kiosk um die Ecke, kaufte ihr Joghurt, Red Bull, Kekse und Schokolade, weil mein Vater gesagt hatte, dass das Essen so schlecht sei und sie neue Kräfte brauche. Als ich mit all den Produkten zurückkam, bunt bedruckt mit Wörtern, die so gar nicht zu ihr passten, Energy, Power, blickte sie mich erschrocken an und schüttelte den Kopf. Sie könne nicht mehr.

Auf ihrem Totenbett flehte sie meinen Vater mit schwacher Stimme an, er müsse ihr versprechen, dass ihre Notizen verbrannt würden. Es war ihr letzter Wunsch, und er hielt ihre Hand, doch sein Wort hielt er nicht. Sie starb am 1. Mai 2009, an einem eiskalten Morgen. Ich war in einem Café in Zürich und beobachtete, wie sich draussen mehrere Wasserwerfer in Position brachten und auf Demonstranten warteten, wie jedes Jahr am Tag der Arbeit, als ich eine Textnachricht von meinem Vater erhielt. Eine Zeile nur, sie sei in der Nacht verstorben. Ich zahlte und lief an jungen Menschen mit Palästinensertüchern vorbei, die Transparente in der Hand hielten und den Tod der Banken forderten, vorbei an kurdischen Aktivisten, Tibetern, Feministinnen und grölenden Teenagern in Kapuzenpullis, öffnete die Wohnungstür und hob meine Tochter aus der Wiege, die damals drei Monate alt war. «Deine Urgrossmama ist tot», flüsterte ich. Sie hielt sich

im Schlaf die Fäustchen vor die Augen, und ich bereute den Satz in dem Moment, in dem ich ihn aussprach.

Statt das Tagebuch zu vernichten, stopfte mein Vater die Blätter in eine schlammgrüne Mappe, packte weitere Briefe und Zettel hinzu, die er in einer der unteren Schubladen ihres Sekretärs gefunden hatte, legte alles in eine Einkaufstasche und verstaute sie in einem Schrank bei sich zu Hause. Er las keine Zeile. Nicht ein Wort. Er wusste, dass er ihrem letzten Wunsch nicht entsprochen hatte, und wollte nicht zu lange darüber nachdenken. Als er mir diese Tasche zwei Jahre nach ihrem Tod überreichte, sprach er nicht viel. Wir saßen an einem Ecktisch im *Da Lelio*, seinem Lieblingsitaliener an der Mârványutca in Budapest, als er mir wortlos überreichte, was von seiner Mutter übrig geblieben war.

Tagebücher I

Maritta

Schon den ganzen Tag über herrschte Nervosität. Goga, Sophie und all die anderen Hausangestellten und Zofen eilten die Gänge hinunter mit immer neuen Tüchern, abgekochtem Wasser, Obst. Die Hunde jaulten. Niemand nahm das Wort Geburt in den Mund, alle benutzten das viel vornehmere französische «l'événement», das so gar nicht hierherpasste, nach Särosd, diesem von einem Moor umgebenen ungarischen Dorf am äussersten Rand Westeuropas, wo es nichts gab, ausser ein paar Bauern, die mit Eseln die Felder bestellten, Zigeunermädchen, die immer schwanger waren und deren Kinder im Winter manchmal erfroren, und einem Schloss mit dicken gelben Mauern, mit Türmchen und Erkern, in dem meine Eltern und meine ältere Schwester lebten. Auch Peti und Zoll, der alte Kutscher und der Sattler mit dem steifen linken Bein, sprachen von «levenma», sie sagten es mit dunklem A, so wie sie auf der Jagd «tiro!» riefen und «obak!» statt «tire haut!» und «au bas!» Sie holten den alten Panzermörser hervor, der nach dem Ersten Weltkrieg in den Weinhängen vergessen worden war, banden ihn an die Pferde und schoben ihn in den kiesbestreuten Innenhof, wo er dicke Furchen hinterliess. An diesem schwülen Tag, dem 31. Juni 1922, sollte geböllert werden, dass sich die Gewitterwolken verzogen.

Abends um halb acht war es so weit. Fünf ohrenbetäubende Schüsse in den Himmel. So kam ich auf die Welt, in feinstem Batist.

Agnes

Ich heisse Agnes, aber man nennt mich Agi. Ich bin 1924 in Sárosd geboren, einem kleinen Dorf in Ungarn, in dem gerade einmal sechs jüdische Familien wohnten. Wir waren eine davon. Ich hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder namens Sandor, mein Vater hiess Imre, meine Mutter Gitta. Wir waren das, was man eine normale Familie nennt. Mittelschicht würde man heute sagen, weder reich noch arm. Wir hatten ein deutsches Kindermädchen, deshalb sprach ich ein wenig Deutsch. Die Grundschule besuchte ich im Dorf, später schickten mich meine Eltern ins Internat nach Budapest, wo ich mich einsam fühlte, täglich weinte und mein altes Leben vermisste. Erst allmählich, so nach einem Jahr, habe ich mich langsam an das Internat gewöhnt, und als ich vierzehn wurde, haben mir meine Eltern bei einer Familie ein Zimmer gemietet.

Mein Bruder Sandor wohnte ebenfalls in Budapest, wir sahen uns aber nicht oft. Morgens gingen wir zur Schule, am Nachmittag lernten wir oder arbeiteten. Ich machte nebenher noch eine Ausbildung in der bekannten Konditorei Ruszwurm, im Burg viertel. Meine Eltern meinten, es würden vielleicht harte Zeiten auf uns zukommen, und es wäre gut, wenn ich noch etwas Richtiges lerne. Im schlimmsten Fall, so hiess es, würde ich nach Australien auswandern müssen, denn dort lebte eine Cousine von uns. Ich aber wollte von alledem nichts wissen. Was sollte mir schon passieren?

Maritta

Als mein Vater mich sah, nickte er und lächelte auch, schüttelte Hände, schaute kurz ins Zimmer hinein zum Bett, sah Blutflecken und seine Frau, die von Krankenschwestern verarztet wurde, blickte zur Wand, wo ein alter Stich hing. Jesus am Kreuz mit schulterlangem Haar und leidender Miene. Ich würde nicht von einer Enttäuschung reden, aber ein grosser Erfolg war ich nicht. Nie habe ich einen Vorwurf gehört und dennoch war klar: Meine Eltern hatten sich nichts sehnlicher gewünscht als einen Jungen. Einen Erben. Als Frau warst du 1922 in Ungarn auf dem Lande nichts wert, ob das heute anders ist, wage ich zu bezweifeln. Doch natürlich wurde mir ein privilegiertes Leben zuteil. Ich trank die Milch einer eigens für mich ausgesuchten Kuh, hatte, anders als die anderen Dorfkinder, Schuhe für die harten Winter, weisse Rüschenkleider im Sommer, ein Zimmermädchen, Köche und einen Französischlehrer namens Louis, der mir Manieren beibrachte.

Aber privilegiert heisst nicht verwöhnt, das darf man nicht verwechseln. Nicht so wie heute, wo wohlhabende Eltern ihren Kindern jeden noch so abseitigen Wunsch erfüllen. Wir durften uns nichts wünschen, wir durften uns nicht beklagen, man jammert nicht, hiess es stets, das war eines der wichtigsten Gebote: Haltung bewahren. Das Kinderzimmer von meiner Schwester und mir war sehr spartanisch eingerichtet, kaum Spielsachen, kaum beheizt, Süssigkeiten gab es nur in Ausnahmefällen. Bargeld war mir bis in meine Jugend weitgehend unbekannt, es hatte etwas Verbotenes, gar etwas Vulgäres. Dafür musste der Stundenplan rigide eingehalten werden; essen, beten, lesen. Unser privilegier-

tes Leben hiess, dass auch viel mehr von uns erwartet wurde. Und vor allem durften wir nie protzen, das war ein weiteres Gebot. Immer tiefstapeln. Nie durfte man sagen, man würde etwas besonders gut können.

Zwei Jahre bevor ich zur Welt kam, am 4. Juni 1920, hatte Ungarn den Friedensvertrag von Trianon unterschrieben. Er gilt auch heute noch als die grösste Tragödie in der Geschichte des Landes. Ungarn verlor mehr als zwei Drittel des einstigen Gebiets. Die Alliierten verteilten das Land nach dem Ersten Weltkrieg unter den Nachbarstaaten: Rumänien bekam Siebenbürgen, der Tschechoslowakischen Republik wurden 63.000 Quadratkilometer überlassen, dem neuen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen die heutige Vojvodina, und Österreich bekam das Burgenland. Aus dem einst so mächtigen Ungarn wurde ein Zwergstaat. Trianon versetzte dem ganzen Land einen Schock. Freunde und Bekannte erinnern sich heute noch an diesen schwarzen Tag. Sie beschreiben ihren Schmerz, als hätten sie an jenem Tag in der Nähe von Paris, wo der Vertrag unterzeichnet wurde, Arme und Beine verloren.

Noch in den Dreissigerjahren begann jeder Schultag mit einem Gebet, das die Wiederherstellung Grossungarns forderte: «Ich glaube an einen Gott, ich glaube an eine Heimat, ich glaube an die unendliche göttliche Wahrheit, ich glaube an die Auferstehung Ungarns.»

Ich kann mich gut an diese Wut erinnern, die wir alle in uns trugen. Das ganze Land schrie, doch es gab keinen Laut von sich. Die Verstümmelung unserer Heimat hat mich und meine Landsmänner zu fanatischen Ungarn erzogen: Wir waren freiheitsbessend, wir waren traurig und trotzig tief in unseren Herzen.

Wie so viele andere Familien auch, hatten wir eine kleine Plakette

am Haus, auf der eine Karte abgebildet war. Im Hintergrund sah man die zarten Konturen des einstigen Königreiches, von Krakau bis Triest, von Südtirol bis nach Belgrad, und in der Mitte, wie eine Wunde, diese Missgeburt von einem Land, das es heute war. Kann das so bleiben?, stand unter der Karte. Darauf die Antwort: «Nem! Nem! Soha!» Nein! Nein! Niemals!

Während sich in der Zwischenkriegszeit in weiten Teilen Europas demokratische Strukturen entwickelten, blieb Ungarn ein rückständiges Land. Ein halb feudaler Ständestaat, was nichts anderes bedeutete, als dass die Gesellschaft in Schichten organisiert war, von der jede ihre Aufgabe zu erfüllen hatte. Abgesehen von einer intellektuellen, kulturellen und wissenschaftlichen Elite in Budapest, vorwiegend Juden, bestand die ungarische Gesellschaft aus der Gutsbesitzeraristokratie, wozu meine Familie zählte, und Hunderttausenden von Landarbeitern.

Es war die Zeit von Admiral Miklós Horthy, dem Reichsverweser. Horthy trat sein Amt auf einem Schimmel an, wie einst unser legendärer Fürst Árpád. Die heutigen Historiker streiten darüber, wie antisemitisch Horthy war, weil er es Juden erschwerte zu studieren, noch bevor in Deutschland Rassengesetze eingeführt wurden. Er kämpfte lange Zeit Seite an Seite mit Hitler und rückte erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 von ihm ab. Man muss ihm zugutehalten, dass er am Ende versuchte, die Deportationszüge nach Auschwitz zu unterbinden. Ein Zug blieb auf Horthys Befehl an der Grenze stehen und kam sogar zurück, doch gegen Eichmann, der damals in Budapest wohnte, war er machtlos, retten konnte er die Juden nicht mehr. Ich kann zu Horthy nur so viel sagen: Seiner 24-jährigen Regentschaft schul-

de ich Achtung und Dank. In diese Zeitspanne fielen meine wunderschöne Kindheit und meine ahnungslose Jugend.

Die Generation meiner Eltern war feudal bis in die Tiefe ihrer Seele. Man muss sich das Leben damals auf dem Land so vorstellen wie in den Filmen über die amerikanischen Baumwollplantagen der Südstaaten: Da waren die Gutsherren auf der einen Seite – und ihre Sklaven auf der anderen. Wer Glück hatte, fand Arbeit bei einer wohlgesinnten Familie. Aber viele hatten Pech und wurden behandelt wie Hunde. Mein Vater war zu seinen Arbeitern zwar streng, aber immer gerecht. Ein Patriarch. Jeden Morgen mussten wir an einem langen Tisch mit ihm frühstücken. Er bestand auf frisch frisiertem Haar und faltenlosen Blusen. An den Wänden hingen die Gemälde der Ahnen, Männer mit militärischen Orden, Frauen in drapierten Kleidern und über den Türbogen mächtige Hirschgeweihe. Jeden Tag gab es eine Tasse Malzkaffee, doch wir Kinder haben diese Brühe gehasst, weil sie so bitter schmeckte. Auf meiner Untertasse lagen zwar stets zwei Stück Zucker, doch ich durfte sie nicht im Kaffee auflösen, als Erinnerung, mir nichts zu gönnen. Ich musste sie zurück in eine Dose legen, die in der Mitte des Tisches stand und auf deren Deckel der Satz «Pour les Pauvres» eingraviert war. Ich weiss nicht, wo diese Dose heute ist, und ich weiss nicht, woher sie kam, ich weiss nur, sie gehörte zu meiner Jugend wie die Stockhiebe meiner Lehrer. Wenn die Dose voll sei, hiess es, würde man die Zuckerwürfel den Armen im Dorf reichen, doch ich habe gesehen, wie damit das süsse Brot gezuckert wurde, das wir Gästen im Salon anboten. Heutige Kinder würden das ihren Eltern vorwerfen, würden ihnen sagen, wie widersprüchlich sie sich doch verhielten, wie scheinheilig das alles sei. Wir aber blieben stumm.

Das Schloss, in dem wir lebten, durfte nicht Schloss genannt werden, denn auch dieses Wort hatte etwas Vulgäres. Viel lieber sprach man von einem Landgut. Das Haus bildete ein U um einen kiesbestreuten Hof, in dessen Mitte ein Kastanienbaum stand, der von einer Bank umrundet war. Es umfasste mindestens 30 Zimmer, und an der Südmauer waren Holzgitter angebracht, die bis unter die Fenster reichten, worauf Kletterrosen rankten, rote, gelbe, weisse, in den Farben der ungarischen Flagge. Der Rosenduft hing das halbe Jahr über in der Luft, und wenn er plötzlich fehlte, wenn es statt Rosen nach Moor roch, nach nasser Erde und Fäule, dann wusste man, dass Herbst war.

Agnes

Alles verlief wie immer, bis zu diesem 19. März 1944. Es war ein Sonntag, eine Freundin rief mich an und fragte: «Hast du schon gehört? Die Deutschen haben Budapest eingenommen.» Doch glauben konnte ich das nicht, weil es auf den Strassen keine Anzeichen dafür gab. An diesem Sonntag ass ich bei einer Bekannten zu Mittag und wollte später mit meinem Bruder ins Kino, was selten vorkam. Wir unternahmen wenig gemeinsam, aber ausgerechnet an jenem Tag hatte er gesagt: «Wenn du nichts anderes zu tun hast, lass uns doch ins Kino gehen.» Wir sassen im Saal, der Film lief schon eine Weile, als plötzlich das Licht anging und man uns aufforderte, das Kino zu verlassen. Es tue ihnen schrecklich leid, sagten sie, aber die Vorführung sei beendet, die Deutschen seien einmarschiert. Ungläubig standen wir auf und gingen raus auf die Strasse. Mein Heimweg führte mich an einem grossen Haus vorbei, in dem sich das Büro der Pfeilkreuzler befand. Es war mir schon früher immer unan-

genehm gewesen, daran vorbeizugehen, doch an diesem Tag ganz besonders. Diese Männer in den schwarzen Hemden, die vor dem Gebäude standen und sich unterhielten, machten mir Angst.

Am nächsten Morgen hätte eigentlich mein Vater nach Budapest kommen sollen, um ein paar Geschäfte zu tätigen, doch ich rief ihn an und sagte ihm, dass er zu Hause bleiben solle. Ich glaubte zwar nicht, dass die Situation gefährlich werden könnte, hielt es aber für sicherer. Vielleicht würden die Deutschen die Zugstrecke bombardieren, dachte ich, wie in anderen Teilen Ungarns. «Warum willst du nicht, dass ich komme?», fragte mein Vater mich. Die Neuigkeiten hatten sich also noch nicht bis ins Dorf herumgesprochen.

«Weil es so besser ist», log ich. Ich wollte nicht, dass er sich unnötige Sorgen machte. Aber meine Stimme muss mich verraten haben, denn er spürte meine Anspannung. Ich kann mich an seinen letzten Satz erinnern: «Und was wird aus euch?»

Maritta

Ich war sechzehn und hatte vor allem eines im Kopf – meine Bücher. Um Politik habe ich mich nicht gekümmert, noch bestand mein Leben aus Alltag, auch wenn sich Österreich 1938 den Deutschen anschloss. Doch noch empfand das in Ungarn niemand als Gefahr. Ich las und las, ganze Nächte durch, und ich schrieb schreckliche Gedichte, die von Heimweh handelten. Von der Liebe hatte ich keine Ahnung. Davon war auch im Kloster der Damen von Sacré-Cœur nie die Rede, in dem ich die letzten drei Mittelschuljahre verbrachte. Ich habe früh in meinem Leben den Entschluss gefasst, das Thema Männer hintanzustellen. Meine Mutter war so schön, meine Schwester so umschwärmt, dass

ich freiwillig zurücktrat und den Männern nur heimlich nachguckte. Doch weil es sich so gehörte, musste auch ich meinen Eltern mögliche Heiratskandidaten vorstellen, was mir Sorge bereitete. Denn es gab einfach niemanden. Bis ich auf einem Ball einen jungen Mann kennenlernte, der mir seltsamerweise von Anfang an seine Liebe offenbarte und sein Versprechen, mich immer zu lieben, sein Leben lang erfüllen sollte. Feri blieb der einzige Mann in meinem Leben, unsere Ehe hielt bis zu seinem Tod. Es war eine merkwürdige Ehe.

Damals sprach man von dem «finanziellen Hintergrund» eines Menschen. Damit war aber nicht sein Vermögen gemeint, viel entscheidender waren Erziehung, Bildung, Verhalten, Auftreten und eine gewisse Sprache. Ein einziges Wort konnte den Stand und die Herkunft einer Person verraten. Was einen Menschen ausmachte, darum ging es, nicht um das, was er besass. Feri schien der geeignete Mann für mich zu sein, so jedenfalls hörte ich das von allen Seiten, er war ein Batthyány, ich eine Esterhazy, wir stammten beide aus grossen ungarischen Familien. Ich kümmerte mich wenig um dieses Gerede, meine Bücher waren mir lieber. Aber wenn eine Heirat bedeutete, dass ich danach mehr Zeit zum Lesen hätte, wäre ich einverstanden. So zogen wir kurz nach unserer Vermählung im Februar 1942 nach Budapest und bald schon war ich schwanger. Feri wurde einberufen und kam nach Polen an die Front. Weil ich mich in Budapest allein fühlte, zog ich mit meinem kleinen Sohn im Sommer darauf wieder nach Hause, zurück nach Sározd.

Ich erinnere mich an diese Heimfahrt, als sei es gestern gewesen. Schon während der kurzen Reise im Takt der Räder, im Auftauchen und Verschwinden der Telegrafmasten verblassten die

Ängste um meinen Mann, der irgendwo in Polen kämpfte. Sie verschwommen in den Feldern, Wiesen, Pappelreihen, Holunderbüschen. Am Horizont tanzten Kraniche. Dann wurde der Name des Dorfes ausgerufen, der Zug hielt, die Bahnhofsschilder verschwanden hinter dem russigen Dampf, der sich schnell wieder auflöste und den Blick freigab auf Peti, den Kutscher, der ganz am Ende des Bahnsteiges auf mich wartete: Er trug die Trappenfeder im Hut, hob die Hand – und mit seinem Gruss war die ganze Vertrautheit der Kindheit wieder da.

Ein Jahr war ich nun schon getrennt von Feri, ich erhielt Briefe von der Front, er war in Polen, später in der Ukraine. Der Arme, er konnte keiner Fliege was zuleide tun. Feri war ein ängstlicher Mensch, und wer ihn gut kannte, nannte ihn naiv und gutmütig wie ein Kind – und so war er. In seinen Briefen beschrieb er mir seine Liebe, seine Sehnsucht, endlich ein gemeinsames Leben mit mir zu beginnen. Und auch ich vermisste ihn, obwohl ich nicht behaupten konnte, dass mein Herz brannte.

Agnes

An diesem 19. März um 23 Uhr abends klingelte bei mir in der Wohnung das Telefon. Es war mein Vater, der mir mitteilte, ich solle morgen mit dem ersten Zug nach Hause kommen. Mittlerweile, so nahm ich an, waren die Neuigkeiten über die Deutschen bis ins Dorf vorgedrungen. Mein Bruder wollte nicht zurück. Er dachte, es sei vielleicht besser für uns, in Budapest zu bleiben, statt nach Sarosd zu fahren, wo uns alle kannten. Budapest sei gross, sagte er, hier könnten wir uns verstecken.

«Ich werde auf jeden Fall gehen. Aber ich komme wieder, gemeinsam mit Mutter und Vater.»

«Einverstanden.» Er begleitete mich an den Bahnhof, um mir mit dem Koffer zu helfen.

Auf den grossen Plätzen standen überall deutsche Soldaten mit ihren Hunden. Ungarische Polizisten kontrollierten die Strassenbahn. Die Tür ging auf, sie kamen rein und befahlen allen Juden auszusteigen. Ein Polizist sagte zu mir: «Junge Frau, wenn Sie keine Jüdin sind, dann laufen Sie jetzt lieber weg.» Ich fragte ihn: «Und mein Bruder?»

«Der muss aussteigen.»

«Dann steige ich ebenfalls aus.»

So kamen wir ins schlimmste Gefängnis, das damals in Ungarn existierte, nach Kistarcsa, nicht weit von Budapest entfernt. Es war kalt, Schnee lag auf den Strassen, auf den Bäumen, auf den Dächern der Häuser. Wie sich wohl meine Eltern gefühlt haben mussten, als sie damals am Bahnhof gestanden und auf uns gewartet hatten, wir aber nicht ausgestiegen waren? Bis heute schaffe ich es nicht, mir das vorzustellen, zu gross ist der Schmerz.

Vor dem Gefängnis haben sie uns getrennt. Wir Frauen wurden in einen schmalen, fensterlosen Raum geführt, die Männer pferchten sie in den Hof.

Ich hatte einen Apfel in der Tasche, den ich mit den Händen in zwei Teile brach, weil ich Sandor die Hälfte abgeben wollte, sobald ich ihn wiederfand. Doch dazu kam es nicht.

Ein paar Tage später war Pessach, das jüdische Fest.

Wir bekamen Suppe, die von jüdischen Organisationen gebracht worden war. Ich erinnere mich, dass wir keine Teller hatten und keine Löffel, aber unser Hunger war so gross, dass wir nicht abwarten konnten, bis sie abgekühlt war. Einige haben versucht, die Suppe mit blossen Händen zu essen, und haben sich dabei

verbrannt, so heiss war sie. Ich hatte eine Puderdose dabei, die ich mit Suppe füllte. Diese Puderdose diente mir als Schüssel. Sie war so klein, als wäre ich ein Püppchen.

Maritta

Bald nach meiner Rückkehr nach Sárosd bemerkte ich, wie sehr sich das Haus verändert hatte, und irgendwann zogen dann auch deutsche Soldaten bei uns ein. Sie hatten sich ein paar Zimmer genommen, ihre Autos standen vor unserem geliebten Kastanienbaum mit der runden Bank. Mittlerweile war auch der letzte Mann, der uns auf dem Hof hätte helfen können, verschwunden. Die meisten waren einberufen worden, kämpften an der Front, waren verletzt oder desertiert. Der Sattler fehlte und der Stalljunge, der Gärtner und dessen Sohn. Der Rasen war verwildert, die Rosen welk. Niemand schaute nach den Kühen, in den Fischteichen starben die Karpfen und die Felder waren verwahrlost. Mein Vater fragte die Deutschen, ob sie es ihm gestatten würden, die Juden aus dem Dorf bei sich arbeiten zu lassen, was dann auch geschah. Von diesem Tag an kamen jeden Morgen ungefähr zwanzig Juden auf den Hof. Sie trugen einen gelben Stern auf ihrer Jacke. Die Brüder Goldner halfen bei den Pferden, die Medaks und die Mandls im Garten, der Rest ging auf die Felder. Manche von ihnen kannten wir, wir grüssten sie, sie grüssten zurück. Doch die, die uns nicht kannten, schauten uns aus Furcht nicht mal in die Augen – was hatten wir denn getan? Vor allem mit den Mandls waren wir befreundet. Sie hatten einen Feinkostladen, sie besaßen die einzige Tankstelle in der Umgebung, und als wir noch Kinder waren, steckten sie uns immer Bonbons in die Tasche. Das Ehepaar Mandl hatte zwei Kinder in meinem Al-

ter, Agi und Sandor, mit denen wir früher immer gespielt hatten. Dass wieder einmal Krieg herrschte in Europa, konnte man vor allem daran erkennen, dass immer weniger Männer zur Jagd erschienen. Sie waren an die Front abkommandiert worden. Die Ungarn kämpften mit den Deutschen Seite an Seite, und die Jagdgesellschaft dünnte sich aus wie die Haare meiner Onkel. Die Gespräche wurden leiser, die Witze weniger. Der Rum blieb in den Flaschen. Sie kämpften mit Hitler in Russland, schossen jetzt keine Hasen mehr, sie schossen Menschen.

5.

Ein paar Monate nach dem Abend mit Maxim Biller legte ich mich zum ersten Mal bei Daniel Strassberg auf die Couch. Ich wusste über ihn, dass seine Mutter den Holocaust überlebt und sein Vater nach dem Krieg Juden über die Schweizer Grenze nach Marseille geschmuggelt hatte, von wo sie per Schiff weiter nach Palästina flohen, den Staat Israel gab es damals noch nicht. Er forschte, wie sich Familiengeschichten weitervererben, las ich, und ich wusste, dass er der richtige Psychoanalytiker für mich war. Es sei ein Experiment, erzählte ich ihm, als ich ihn zum ersten Mal in seiner Praxis in der Nähe der Universität aufsuchte. Ich sah seine cremefarbene Liege in der Mitte des Zimmers und musste an einen Operationstisch denken, bemerkte die Bücher in den Regalen, Freud, Lacan, und in der Luft hing der angenehme Geruch Abertausender gepaffter Pfeifen. «Ich möchte wissen, was von früher in meinen Knochen steckt», sagte ich ihm. «Ich will herausfinden, was Ereignisse in der Vergangenheit aus uns machen.»

«Wir können es versuchen», sagte er, aber ich sollte das mit dem Experiment wieder vergessen und mich nie auf eine Stunde vorbereiten. «Es darf nicht zu einem Spiel verkommen», sagte er, und ich nickte, obwohl ich nicht ganz sicher war, was er meinte, und keine Ahnung hatte, was auf mich zukommen würde. Zweimal pro Woche lag ich von nun an auf seiner Couch und startete

an die Decke, immer mittwochs und freitags roch meine Kleidung nach kaltem Rauch.

Jede Sitzung begann mit den gleichen Ritualen. Ich setzte mich in sein Wartezimmer und blätterte in alten Zeitschriften. Wenn ich hörte, dass er seine Tür öffnete und durch den Gang schlurfte, stand ich auf und gab ihm verstohlen die Hand, obwohl er mich besser kannte als die meisten meiner Freunde; obwohl ich ihn öfter sah als meine Eltern. Doch unsere Nähe hatte etwas Geheimen. Wir konnten uns nicht auf die Schulter klopfen, nachdem wir uns ein paar Tage nicht gesehen hatten. Ich konnte mich nach einer Stunde nicht bei ihm bedanken, obwohl ich es schon mehrmals hatte tun wollen. Sobald ich diese Liege verliess, verschwand die Intimität, und in der realen Welt waren wir Fremde: Würden wir uns zufällig im Supermarkt vor der Käsetheke begegnen, wüsste ich nicht, worüber ich mich mit ihm unterhalten sollte – Gorgonzola? Es würde sich anfühlen wie ein Verrat. Wie wenn sich zwei Menschen, die sich heimlich und immer nur abends in Hotelzimmern treffen, plötzlich um sieben Uhr früh im grellen Neonlicht der U-Bahn begegnen und sich voreinander erschrecken.

Bevor ich mich hinlegte, richtete ich das bordeauxrote Kissen, in dem noch der Kopfabdruck meines Vorgängers zu erkennen war, während Strassberg sich hinter mir in seinen Sessel fallen liess. Die ersten Minuten vergingen meist zäh, ich rieb mir die Augen, zog meinen Pullover über den Bauch. Ich spürte, wie er mich beobachtete – wobei, was machte mich da so sicher? Vielleicht kontrollierte er die Länge seiner Fingernägel, vielleicht warf er noch einen letzten Blick auf sein Telefon, ich wusste nicht, was er tat, während ich ihm alles über mein Leben erzählte. Ich blickte zur Decke, von dort zu den Büchern, ich roch den

Pfeifentabak in der Luft, schloss die Augen, um mich zu konzentrieren. Draussen fuhren die Strassenbahnen vorbei, die Nummer 7 und die Nummer 15, mit der ich als Jugendlicher immer nach Hause gefahren war in das kleine Haus am Stadtrand. Mit der 15 bis an die Endstation, von da mit einem der Busse an Feldern vorbei, gelb vom Raps im Sommer, weiss vom Schnee im Winter. Dann noch ein paar Minuten zu Fuss, bis ich vor unserer Haustür stand, die auf Wunsch meiner Mutter grün gestrichen worden war, bevor wir einzogen. Sie hatte ausserdem einen schweren Türknauf aus Messing anbringen lassen, niemand in unserer Strasse hatte so einen, nur wir. Unsere Tür hätte zu einem Landhaus in Osteuropa gepasst, vielleicht auch ins regnerische England, irgendwo nach Devon auf einen Hügel, nicht aber zu diesem Häuschen aus den Siebziger] ahren am Stadtrand von Zürich. Es war die falsche Türe zum falschen Haus, das alles erzählte ich Strassberg ohne nachzudenken. Die Worte flössen mir aus dem Mund, federleicht fühlte sich das an, ich war einer dieser Vögel, die übers Wasser gleiten und nur manchmal die Seeoberfläche berühren – der Pfeifengeruch war weg, die Bücher, die Risse in der Decke, verschwunden. Da war auch keine Strassenbahn mehr. In beinahe jeder Stunde gab es diese Momente, in denen ich alles um mich herum vergass. Bis mich etwas herausriss, ein Geräusch, ein Gedanke, bis sich die Konturen der Bücherregale wieder an der Wand abzeichneten, der Lärm der Strasse drang ins Zimmer, eben glitt ich noch übers Wasser, jetzt stand es mir bis zum Hals.

Strassberg schwieg.

«Ist alles nicht wichtig», sagte ich und versuchte, wieder zurückzukehren in diesen Schwebезustand, wie man am Morgen versucht, sich noch einmal umzudrehen und weiterzuschlafen, wie man am Abend versucht, mit dem vierten Glas Wein die Wir-

kung der drei vorangegangenen zu verlängern, aber ist das je gelungen?

«Kennen Sie diesen Film, *Zurück in die Zukunft*, aus den Achtzigerjahren?», fragte ich ihn. «Da gibt es diesen Jungen, der mit einem Auto in die Vergangenheit fliegt.»

«Ja, den kenne ich.»

«Auf seiner Reise zurück in der Zeit hat er ein Foto aus der Gegenwart dabei. Darauf sieht man seine Eltern, ihn, seine Geschwister. Doch die Kinder auf dem Bild verschwinden zusehends, rein theoretisch können sie ja auch nicht existieren, weil sich seine Eltern noch nicht kennengelernt haben.»

«Ich erinnere mich.»

«So habe ich mich immer gefühlt, wie diese Kinder auf dem Bild: Als wäre ich nur halb da, als würde ich immer durchsichtiger. Ergibt das Sinn?»

«Warum nicht?»

«Als würde ich verschwinden. Wenn ich über Schnee laufe, hinterlasse ich keine Spuren.»

Stille.

«Doch als ich nach Rechnitz gereist bin und begann, meinem Vater all diese Fragen zu stellen, da war dieses Gefühl zu verschwinden auf einmal weg. Vielleicht bin ich deshalb zu Ihnen gekommen.»

«Das verstehe ich jetzt nicht.»

«Um zu existieren.»

Strassberg sagte kein Wort. Ich wartete, doch es kam nichts.

«Ich klinge schlimmer als eine Frauenzeitschrift, nicht wahr?»

Dann atmete er tief ein und hielt die Luft an, das tat er immer am Ende einer Stunde. «Leider, die Zeit ist um», sagte er etwas gepresst und liess die Luft raus, als wäre es ihm unangenehm ab-

zuberechen, was ich gut verstand. Zum Abschied gaben wir uns wieder die Hand, so schnell wie es nur ging.

Tagebücher II

Maritta

Es ist später Nachmittag, Ich liege in meinem Zimmer im Bett und lese. Welches Buch? Mein Gott, ich kann mich nicht erinnern. Vielleicht *Krieg und Frieden*? Ja, das könnte es gewesen sein, Tolstoi. Ein Schrei reisst mich aus meiner Lektüre, ich lege das Buch zur Seite, stehe auf und schaue aus dem Fenster. Mein Sohn schläft neben mir in seinem Bettchen. Mein zweites Kind in meinem Bauch.

Der Kiesboden im Hof ist aufgewühlt, ich sehe Reifenspuren, es sind keine Blätter auf dem Boden, warum auch, es ist Sommeranfang. Unser Haus ist voll bis zur letzten Kammer, Soldaten, Flüchtlinge, Verwundete. Die Hunde sind aufs Äusserste gereizt, Mutter liegt seit Wochen im Sanatorium. Von meinem Zimmerfenster aus sehe ich meinen Vater. Er steht in der Einfahrt. Herr Mandl steht ihm gegenüber und fuchelt mit den Armen. Er trägt einen hellen, viel zu weiten Regenmantel. Ich gehe die Treppen hinunter und nach draussen auf den Hof, Kies knirscht unter meinen Füßen, Herr Mandl sieht mir in die Augen, mein Vater dreht sich nicht um.

«Sie sind auf dem Weg ins Konzentrationslager, sie werden sterben», sagt Herr Mandl. Es geht um Agnes und Sandor, die Mandl-Kinder. Sie befänden sich bereits in einem der Züge. Frau Mandl hält sich an der Harke fest und schreit meinen Vater an, wie ich ihn noch nie angeschrien habe: «Helfen Sie uns! Helfen

Sie uns, tun Sie was!» Doch mein Vater tut nichts. Dann höre ich zwei Schüsse.

Und was mache ich? Ich laufe zur Beichte in unsere Dorfkirche, und als ich mich auf den Stuhl setzen will, falle ich in Ohnmacht. «Die Aufregung», sagt unser Dorfpfarrer, und ich nicke, aber ich weiss, dass das nicht stimmt. Mir ist so kalt, daran kann ich mich gut erinnern. Ich habe mein ganzes Leben gefroren, auch im Sommer, aber die Eiseskälte auf diesem Beichtstuhl werde ich nie vergessen. Und als ich wieder zu mir komme, habe ich diesen einen Gedanken: Wenigstens die Mandls hätte ich retten können. Wenigstens die.

6.

An einem nebligen, nasskalten Novembertag im Jahr 1956 flohen meine Grossmutter, ihr Mann Feri, der erst ein Jahr zuvor aus dem Gulag zurückgekehrt war, und mein damals vierzehnjähriger Vater aus Ungarn. Seit einer Woche ratterten sowjetische Panzer durch Budapest. Den Sowjets standen vielleicht 10.000 Freiheitskämpfer gegenüber, vor allem Studenten. Viele Ungarn verliessen damals ihr Land, sie schlichen nachts über Felder, um den Soldaten auszuweichen, schwammen durch Flüsse und kletterten über Stacheldraht. Meine Grosseltern und mein Vater fuhren mit dem Taxi bis zur ungarisch-österreichischen Grenze und liefen gemütlich unter den Schlagbäumen hindurch, als wäre es ein Sonntagsspaziergang. Da mein Grossvater auch einen österreichischen Pass besass, war der Übertritt kein Problem. Er hielt zwei Koffer und meinen Vater an der Hand. «Ich bin in Budapest und sehe tote Pferde auf der Strasse», seit ich ein Kind war, begann mein Vater die Geschichte seiner Flucht mit diesem Satz. Von Österreich aus fuhren sie weiter in die Schweiz. Zu Tante Margit und Ivan, die sie bei sich aufnahmen in ihrer Villa Mita in Lugano, am Fuss des Monte Brè. «Ich kann mich an den Chauffeur erinnern, der uns am Bahnhof erwartete. Dann brachte man mich aufs Zimmer, denn ich fühlte mich fiebrig. Am nächsten Morgen wache ich auf, die Sonne scheint direkt aufs Bett, im Garten stehen Palmen. Ivan kommt rein, mein Onkel, und

fragt, ob ich Lust hätte auf eine Spritztour im Ferrari, und ich denke: Bin ich im Himmel?»

Aus der Zeit in Lugano gibt es wenige Dokumente, bloss ein paar Briefe meiner Grossmutter an eine Cousine in Wien, in der sie sich zwischen den Zeilen beschwert, weil sie es bei Margit und Ivan kaum aushält. «Auch das Paradies hat seine Tücken», schreibt sie, viel deutlicher wird sie nicht. Sie darf sich nicht beklagen, das hat man ihr in ihrer Kindheit eingeimpft.

Die Villa Mita liegt direkt am Ufer des Luganersees. Vom Wohnzimmer aus sieht man auf die andere Seite nach Italien und erkennt an schönen Tagen die Kirchtürme kleiner Dörfer, aber nicht an Winterabenden Mitte Februar 1957, so stelle ich es mir jedenfalls vor: Die Wolken hängen tief, der Wind raut das Wasser auf, auf dem Boden im Wohnzimmer liegen helle Teppiche, die Sofas sind aus weichem Leder, an den Wänden hängen Hirschgeweihe und etwas Exotisches. Vielleicht Elfenbein? Das Fell einer Antilope? Schliesslich waren beide, Margit wie Ivan, schon oft auf Safari in Afrika, seitdem sie 1945 von Rechnitz nach Lugano gezogen waren.

Wie werden diese Abende verlaufen sein? «Zeit für einen Sherry», könnte Ivan gesagt haben. Er ist gut gelaunt, er hatte schon immer das Gefühl, alle aufheitern zu müssen. Ivan ist gross gewachsen, trägt eine beigefarbene Hose und ein Hemd in gleicher Farbe, einen blauen Siegelring am Finger, ein goldenes Feuerzeug von Dupont in seiner Tasche. «Ein Bier wäre mir lieber», sagt mein Grossvater Feri vielleicht, Ivans jüngerer Bruder. In meiner Vorstellung sitzt er in der Nähe des Kamins und blickt auf seine Schuhe, sieht zwischen den Socken und der Hose einen Streifen blasser, unbehaarter Waden. Er wird sich wohlgeföhlt

haben am Feuer, er genießt die Wärme, in den Lagern Westsibiriens, wo er die vergangenen zehn Jahre verbracht hat, ist ihm der kleine Zeh abgefroren.

Meine Grossmutter sitzt am Fenster, raucht und liest Zeitung. Sie kann Ivans gute Laune nicht ertragen und rollt mit den Augen. Die ersten Wochen nach der Ankunft in Lugano hat sie noch versucht, ihr Unbehagen zu unterdrücken, doch jetzt gelingt ihr das nicht mehr. Seht ihr nicht, dass Menschen sterben?, könnte sie sich im Stillen gedacht haben. Sie blickt wieder auf die Titelseite der *Neuen Zürcher Zeitung*. An diesem Tag beginnen die Prozesse gegen die Beteiligten am Volksaufstand in Ungarn. Auf der Anklagebank sitzen elf Personen. «Die Hauptangeklagte ist die 25-jährige Medizinstudentin Ilona Toth», liest sie, drückt ihre Zigarette aus, putzt sich mit dem Taschentuch, das sie unter dem Ärmel ihres Pullovers versteckt hat, die Nase, reisst eine Ecke davon ab, rollte sie zu einer winzigen Kugel und nimmt sie in den Mund. Was sind das für Zeiten, in denen Menschen, die für die Freiheit kämpfen, angeklagt werden?, denkt sie und schüttelt den Kopf.¹ «Die Lüge hat Einzug gehalten», schreibt sie in dem Brief an ihre Cousine. 200.000 Flüchtlinge, 2'500 Tote, das sind die Zahlen, die sie belasten. Der gescheiterte Freiheitskampf der Ungarn ist auch noch Wochen, nachdem die Sowjetarmee in Budapest einmarschiert ist, auf der Titelseite. Macht euch das denn gar nichts aus?, würde sie am liebsten herausschreien, doch die

¹ Ilona Toth wurde fälschlicherweise angeklagt, ein Mitglied der ungarischen Staatspolizei vergiftet zu haben. Sie starb 1957 im Alter von 25 Jahren am Galgen.

Worte stecken ihr im Hals fest. Sie zündet sich noch eine Zigarette an, irgendwo muss sie sich ja fest halten.

«Was möchtest du trinken, meine Liebste?», fragt Ivan, der ihren Blick auffängt und gerade davon erzählt hat, wie wunderbar es erst im Mai werde, wenn man direkt vom Wohnzimmer aus in den See springen könne. «Herrlich, sage ich euch, einfach herrlich.»

«Ein Glas Wein wäre schön.» Sie lächelt ihm zu. Lieber würde sie sterben, als bis Mai hier zu bleiben.

Eigentlich sollte sie glücklich sein. Ihr Mann ist aus der Gefangenschaft zurück, zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit vor fünfzehn Jahren sind sie gemeinsam in Freiheit. Ihrem Sohn geht es gut, endlich hat er die Möglichkeit, seinen Vater kennenzulernen. Was ist denn nur los?, wird sie sich gedacht haben. Sie sieht hinaus, auf die nackten Äste der Bäume, das kalte Gras im Garten, die Wellen, die sich am Ufer brechen. Es ist die Last der vergangenen Jahre, die ihr auf den Schultern sitzt, wie so oft. «Innerliches Erkalten», nennt sie das, darüber hat sie schon geschrieben. Doch wie all ihre Texte, Gedichte, Kurzgeschichten, wirft sie auch diesen ins Feuer.

Ivan bringt ihr den Wein und stellt das Glas auf einen Untersatz aus Mahagoni mit Pferdemotiv, den er Margit zu Weihnachten geschenkt hat. Er redet über edle Tropfen, doch sie wird ihm nicht zugehört haben. Am liebsten würde sie zurück ins Bett zu ihren Büchern, unter die Decke mit Thomas Mann, ihrer grossen Liebe.

Um halb sieben kommt Margit die Treppen hinunter. In meiner Vorstellung sieht sie sich noch kurz im Spiegel an, bevor sie den Salon in der Gewissheit betritt, dass in diesem Moment alle aufhören werden zu reden. Und so ist es auch an jenem Abend. Feri klatscht in die Hände, «da ist sie ja», er hat einen österreichischen

Akzent, wenn er Deutsch spricht. «Du siehst bezaubernd aus», sagt Ivan.

«Ach, lass deine Sprüche», winkt sie ab, obwohl sie bestimmt findet, dass er recht habe. Sie trägt ihr Chanel-Kostüm aus weichstem Tweed, das perfekt zum Wetter passt, ihre Beine betont und den Hintern verschont, so wie sie es mag. Aber von Coco Chanel haben ihre Gäste wahrscheinlich noch nie gehört. Überhaupt Paris, bestimmt wäre sie jetzt viel lieber in einer geselligen Runde im Ritz, als hier, umgeben von diesen Ungarn-Flüchtlingen.

«Na, wie geht es dir heute, meine Teure?», sagt sie zu meiner Grossmutter in einem mitleidsgetränkten Ton, so male ich mir das aus. Leicht spöttisch, so wie Krankenschwestern zu ihren Patienten reden.

Oder nein, halt, so war es nicht. Margit kommt die Treppe hinunter, denkt an Paris und ans Ritz, geht rüber zum Fenster und gibt sich Mühe, einen möglichst neutralen Ton anzuschlagen: «Na, wie geht es dir heute, meine Teure?» Es ist meine Grossmutter, die eine herablassende Färbung in diesem Satz erkannt haben will. Ja, so könnte es gewesen sein.

«Ich habe Joska gesagt, dass wir um sieben essen werden», sagt Margit. «Was trinkt ihr? Ivan, sei so gut und bring mir auch einen Sherry.» Ivan geht ins Esszimmer. Man hört das Feuer knistern, Ivan entkorkt eine Flasche. Er kommt zurück und schenkt sich auch noch einmal nach. Alle prosteten sich zu.

«Was für ein Sauwettter», sagt Margit mit ihrer nasalen Stimme und streckt kaum merklich die Zunge heraus.

«Ich habe gerade erzählt, wie schön es hier im Mai ist», sagt Ivan.

«Wie viel Grad werden es draussen sein?», fragt Feri. «Weniger als drei sicher nicht, das würde man riechen. Heute kommt kein Schnee.»²

Die Wanduhr schlägt siebenmal, alle stehen auf, gehen ins Nebenzimmer und setzen sich an den gedeckten Tisch.

² Seit der Gefangenschaft war mein Grossvater geradezu besessen vom Wetter und vor allem von den Temperaturen. Das Wetter sei im Lager oft das einzige Thema gewesen, schrieb schon Warlam Schalamow in seinen Büchern über das Leben im Gulag. Bis zu seinem Tod schaute mein Grossvater mehrmals täglich nach, wie warm es draussen gerade war.

IVAN Der ältere Bruder meines Grossvaters. Im Februar 1957 ist er 46 Jahre alt. Sein Haar ist elegant nach hinten frisiert. Ivan mag schnelle Autos und teure Anzüge, am liebsten in Dunkelblau, und er kann jungen Frauen nicht widerstehen. Er ist bekannt als guter Unterhalter, wie viele Ungarn übertreibt er gerne und tut alles für eine Pointe. Er hat in seinem Leben noch keinen Tag gearbeitet, spricht vier Sprachen fliessend und ist häufig auf Reisen, meistens in Wien, wo ihn alle mit Herr Graf ansprechen, so wie es sich gehört. Er war schon öfter auf Grosswildjagd in Afrika. In Uruguay erwarb er mit dem Geld seiner Frau eine Hazienda von 2800 Hektar und die uruguayische Staatsbürgerschaft gleich mit dazu. Ivan ist Mitglied des Golfclubs in Lugano und des vornehmen Corviglia Ski Clubs in St. Moritz.

TANTE MARGIT Eine der reichsten Frauen Europas. Ebenfalls 46 Jahre alt. Tochter von Heinrich Thyssen und Baronesse Margareta Bornemisza de Käszon. Enkelin des deutschen Stahlbarons August Thyssen. Pferdenärrin und am glücklichsten auf der Jagd.

MARITTA Meine Grossmutter. 34 Jahre alt. Starke Raucherin. Hat die Schlacht um Budapest, in der 160.000 Menschen starben, in den Katakomben der Stadt überlebt. Mutter eines vierzehnjährigen Sohnes (mein Vater). Nach dem Krieg hat ihre Familie alle Be-

sitztümer, ihren Status und ihr ganzes Land verloren. Sie hat, bevor sie in den Westen geflohen ist, zurückgezogen bei Bauern in der ungarischen Provinz gelebt.

FERI Mein Grossvater. 1957 ist er 42 Jahre alt. Er wurde 1942 einberufen, kam nach Polen, später in die Ukraine, nach Charkiw, kämpfte in der ungarischen Armee gemeinsam mit den Deutschen in der Schlacht am Don, wo 60.000 Menschen starben, die meisten sind in Schützengräben erfroren. Kurz vor Kriegsende wurde er von den Russen keine 50 Kilometer von zu Hause entfernt aufgegriffen, eingesperrt und nach Westsibirien gebracht. Zuletzt hielt er sich in der Kleinstadt Asbest auf, wo er asbesthaltiges Gestein aus der Erde kratzte und seine Haare verlor. Nach zehn Jahren kam er frei. Er ist frommer Katholik.

ZEIT Mitte Februar 1957. US-Präsident Dwight D. Eisenhower verkündete infolge der Suezkrise, dass die USA prowestliche Staaten mit allen Mitteln vor kommunistischer Unterwanderung schützen würde. In Algerien tobt der Unabhängigkeitskrieg, in Budapest haben die Schauprozesse gegen die Beteiligten am Volksaufstand begonnen. In München wird ein paar Wochen später Erich Kästners *Schule der Diktatoren* uraufgeführt, Elvis spielt in *Jailhouse Rock* und in Liverpool öffnete der Cavern Club, in dem später die Beatles gross werden. Der ungarische Reichsverweser Miklós Horthy, der das Land durch den Krieg geführt und bis Mitte 1944 mit den Deutschen paktiert hatte, ist seit knapp einer Woche tot.

ORT Villa Mita, 6906 Castagnola, Lugano.

Diese vier Menschen also, alle noch relativ jung, alle mit ihren je unterschiedlichen Vorleben, begeben sich gemeinsam zu Tisch. Draussen liegt der dunkle See. Jóska kommt mit einer dampfenden Fleischsuppe herein. Feri kann seine Freude kaum verbergen, Ivan rückt seinen Stuhl zurecht. Margit lässt sich den Teller als Erste füllen, dunkelbrauner Sud, blassgrüne Lauchringe, einzelne Fleischstücke mit rötlichen Fasern. «Na, da ist eine gute Suppe», sagt Feri schliesslich. «Hausgemachtes schmeckt halt doch am besten», erwidert Ivan, der Stille nicht erträgt.

IVAN Hab ich euch schon erzählt, dass wir Schweizer werden wollen?³

FERI Nein, das wusste ich nicht. Jetzt gleich?

IVAN Eilig haben wir es nicht, aber ich denke, wir werden im nächsten Jahr um die Staatsbürgerschaft bitten.

FERI Ist das denn so einfach?

IVAN Das ist ein Klacks, wir sind ja nicht irgendwer.⁴

3 Im Jahr 1958 beauftragen Ivan und Margit den bekannten Anwalt Ferruccio Bolla, Ständerat und Mitglied der Freisinnigen Partei, sich ihrer Einbürgerung anzunehmen. Das erste Hindernis ist Ivans uruguayische Staatsbürgerschaft, die er behalten will.

4 Die Gendarmerie von Castagnola besucht das Ehepaar in ihrer Villa, wo es zu einer langen Befragung kommt, in der auch auf die Vermögensverhältnisse eingegangen wird. Zuerst ist nur von 500.000 Franken die Rede, doch der Betrag steigt im Laufe des Gesuchs immer weiter an, liegt einmal bei drei und später dann bei einunddreissig Millionen Schweizer Franken. Das Verbundenheitsgefühl mit der Schweiz stuft die Gendarmerie als gering ein, da Signor Batthyany die meiste Zeit auf Reisen sei.

TANTE MARGIT Stellt euch vor, um Schweizer zu werden, muss man Fragen zur Geschichte und Geografie beantworten. Wer war Wilhelm Tell? Und warum in Gottes Namen sprechen sie in diesem winzigen Land drei Sprachen?

MARITTA Vier. Du vergisst die ...

TANTE MARGIT Drei oder vier, was spielt das für eine Rolle? Jedenfalls ist es absurd, dass ich Geschichtsbücher lesen soll. Als hätte ich Zeit für so etwas.⁵

⁵ Die Prüfungsfragen in Staatskunde wird Ivan alle vorbildlich beantworten. Nur nützt das nichts. Die Behörden in Bern geben seinem Einbürgerungsgesuch nicht nach. Noch nicht. Zwei Jahre später versucht es der Anwalt Ferruccio Bolla ein weiteres Mal. Erneut beteuert er Ivans und Margits Liebe zur Schweiz. Ivan gibt an, Abonnent der *Neuen Zürcher Zeitung* und des *Corriere del Ticino* zu sein, ausserdem Mitglied des Golfclubs in Lugano, des Corviglia Ski Clubs in St. Moritz und der Sektion Bernina des Schweizer Alpenclubs, aber es hilft alles nichts. In einer Aktennotiz zur erneuten Ablehnung heisst es: «Wir haben den Eindruck, dass Batthyany eingebürgert werden will, um sich Vorteile zu verschaffen. Für uns stellte der Rekurrent den vollendeten Typus des kosmopolitischen Ausländers dar, der mal in diesem, mal in jenem Land lebt, je nach seinen Interessen und seiner Fantasie, und der unter dem Strich nirgends und überall zu Hause ist. Die Menschen dieses Schlages, im Allgemeinen begütert, sind geneigt zu denken, dass sich alles, sogar eine Nationalität kaufen lasse mit Geld oder mit Einfluss, den das Geld verschafft.»

Zwölf Jahre später ist es dann endlich so weit. Die Beamten unterstellen Ivan zwar noch immer, «ein weitgehend kosmopolitisches Element», geben aber grünes Licht. Ivan und Margit Batthyany-Thyssen werden im Juni 1970 Schweizer Bürger.

Merkwürdig an diesem zwölfjährigen Einbürgerungsverfahren sind zwei Dinge: Das Massaker in Rechnitz wird von den Beamten mit keinem einzigen Wort erwähnt, weder in einer direkten Befragung noch in einer Aktennotiz, obwohl die schweizerische Bundespolizei von Rechnitz wusste. Eigenartig ist auch, dass Margit sich in dieser Angelegenheit – anders als im Leben – stets in Ivans Hintergrund aufhielt. Die Gattin im Schatten ihres Mannes. Hatte sie denn etwas zu verschweigen?

MARITTA Da gibt es Schlimmeres.

TANTE MARGIT Findest du? Das Land sollte sich glücklich schätzen, uns aufzunehmen, bei den Steuern, die wir zahlen. Ausserdem bringen wir internationales Flair ins Tessin. Wir machen Lugano zu einem Treffpunkt wichtiger Leute, Schauspieler, Künstler.⁶ Vielleicht könnte uns dieser Hotelmensch aus St. Moritz helfen, na, wie heisst der denn? Ivan, jetzt hilf mir doch. Es ist ja nicht auszuhalten.

IVAN Badrutt?

TANTE MARGIT Nein, der ist lange tot. Oder doch? Kinder, Kinder, um alles muss man sich selbst kümmern.

FERI Wer ist tot?

Joska, der Butler, den Margit und Ivan aus Rechnitz mitgebracht haben, ein stiller, in sich gekehrter Mensch, wird auch vieles über das Verbrechen an den 180 Juden gewusst haben, wurde aber nie befragt. Er räumt die Suppenteller weg und bringt den Hauptgang, geschmortes Rind mit Bratkartoffeln. Ivan schenkt Rotwein ein. Das Gespräch verebbt, was den beiden Damen nichts ausmacht, Ivan aber sucht händeringend nach Themen.

⁶ Margits Bruder, Hans Heinrich Thyssen, baute die Kunstsammlung seines Vaters aus und machte sie 1949 in der Luganeser Villa Favorita in Margits Nachbarschaft der Öffentlichkeit zugänglich. 1993 verkaufte er die Kunstsammlung, die Werke von Rodin, Tizian und vielen mehr enthielt, an Spanien. Heute ist sie im Museo Thyssen-Bornemisza in Madrid zu besichtigen.

IVAN Eine Sache wollten wir noch besprechen. Wir dachten, nachdem ihr euch hier so gut eingelebt habt, könntest du, Feri, also, natürlich nur dann, wenn es deine Gesundheit erlaubt, ich meine ...

TANTE MARGIT Was Ivan sagen will: Ich brauche einen Privatsekretär. Jemand, der sich um meine Angelegenheiten kümmert. Die Häuser, die Papiere, die Wertschriften, es ist ja alles so kompliziert geworden, das war vor dem Krieg noch anders.

FERI Ich soll für euch arbeiten? (*Blickt zu seiner Frau.*)

IVAN Ihr könntet euch in Lugano eine nette Wohnung nehmen. Dir ist seit Sibirien doch immer so kalt und das Tessin gilt als Sonnenstube Europas.

MARITTA Nett von euch, dass ihr an uns denkt. (*Blickt auf ihre Zigaretten.*)

FERI Also ich ...

IVAN Du wärst unser Buchhalter.

MARGIT Mein Buchhalter.

IVAN Das meine ich doch.

MARITTA Aber wir wollen euch nicht zur Last fallen. Und was wird aus ...

TANTE MARGIT Eurem Sohn? Den schicken wir ins Internat am Rosenberg nach St. Gallen, das haben wir schon in die Wege

geleitet. Etwas Besseres gibt es nicht. Die haben auch Tennisplätze. Der Junge spielt doch Tennis?

MARITTA Fussball.

TANTE MARGIT Alle schicken heuer ihre Kinder nach St. Gallen. Das Internat ist nicht ganz billig, aber wir übernehmen das. Kinder brauchen eine gute Ausbildung, gerade heute, wo die Wirtschaft wieder brummt. Da gehst du doch sicherlich mit mir d'accord, meine Teure? (*Blickt zu Maritta.*)

MARITTA Ich bin nur etwas erstaunt, dass ihr schon ... Aber natürlich.

TANTE MARGIT Das Kind muss auf die Schule.⁷ Er kann hier nicht weiter auf der faulen Haut liegen und sich verstecken vor den Herausforderungen des Lebens. Er macht ja immer einen so niedergeschlagenen Eindruck. Wo ist denn der Wein? (*Nimmt die Tischglocke in die Hand und klingelt.*) Joska!

MARITTA Er versteckt sich nicht. (*Tante Margit klingelt noch immer ganz energisch.*)

TANTE MARGIT Was hast du gesagt?

JÔSKA Frau Gräfin?

TANTE MARGIT Der Wein, Joska, der Wein.

⁷ Mein Vater blieb bis zum Abitur in St. Gallen und studierte später in Zürich Chemie.

MARITTA Vielleicht könnt ihr das nicht nachvollziehen, weil...

JÔSKA Selbstverständlich, Frau Gräfin.

MARITTA ... er hat viel erlebt für seine vierzehn Jahre. Er kennt ja seinen Vater kaum (*sieht zu Feri*). Es war nicht leicht für uns. In Ungarn ist es nicht wie in der Schweiz.

TANTE MARGIT Wir haben alle gelitten, mein Kind, nicht nur ihr. Auch wir haben viel verloren.

IVAN Jetzt lasst's doch die alten Zeiten ruhen. Frauen sollten nicht über Politik sprechen, das steht euch nicht gut. Lasst uns lieber feiern. Vor uns liegt eine prächtige Zukunft. Wisst ihr, was das Beste an der Schweiz ist? Ihre Lage. Portofino, Wien, Paris, alles ist in wenigen Stunden erreichbar.

So geht der Abend weiter. Nach dem Wein kommt der Cognac, dazu Schokolade. Eduard von der Heydt⁸, ein Freund der Familie, hat sie vor ein paar Wochen aus Ascona mitgebracht.

⁸ Eduard von der Heydt, schwerreicher Bankierssohn, war sechs Jahre Mitglied in der NSDAP. Am 28. April 1937 erwarb er die Schweizer Staatsbürgerschaft, zwei Jahre darauf trat er aus der Partei aus. Von der Heydt kaufte den Monte Verità in Ascona, förderte Künstler und Schriftsteller und wurde Mitglied im schweizerischen Bund treuer Eidgenossen, der dem Nationalsozialismus nahestand. Während des Krieges machte er in Lugano Geschäfte für die Nationalsozialisten, was aber niemanden störte, die Tessiner Behörden nahmen es mit Nachforschungen nicht so genau. Später sammelte er Kunstwerke vor allem aus China und Afrika, die er der Stadt Zürich übergab und die heute im Museum Rietberg zu sehen sind.

In meiner Vorstellung besprechen Ivan und Feri ihre morgige Spritzfahrt nach Italien über die grüne Grenze. Ivan erzählt, dass es dort in den Wäldern von Wildschweinen nur so wimmele. Feri begreift zwar nicht, warum er in dieser Kälte durch die Gegend stapfen soll, viel lieber würde er den Tag in der Nähe des Kamins verbringen, sagt aber aus Höflichkeit zu. Sie entschuldigen sich und stehen auf, um die Karten Norditaliens zu studieren.

Zurück bleiben die beiden Frauen. Sie rauchen, nippen an ihren Gläsern und reden über Belanglosigkeiten. Und wenn nicht? Und wenn sie ihr Schweigen brechen und sich einander offenbaren? Aber warum sollten sie das tun?

Margit hat kein Interesse, über Rechnitz zu sprechen, und wieso hätte sich meine Grossmutter ausgerechnet ihr anvertrauen sollen? Vielleicht, weil sie angetrunken sind? Nein.

Vielleicht, weil sie nicht mehr so tun wollen wie ihre Männer, so als wäre alles in bester Ordnung? Schon eher.

Was, wenn für wenige Minuten die Hüllen fielen? Wenn all die Worte, die meiner Grossmutter im Hals stecken, plötzlich aus ihr herausplatzen würden: diese ganze Trauer; die Wut über sich, dem Ehepaar Mandl nicht geholfen zu haben; die bleiern Jahre im Kommunismus; die Schwierigkeiten, die sie mit ihrem Mann und dieser neuen Weltordnung hat; der Hass auf den Konsum, auf Untersätze mit Pferdewagen, auf fröhliche Menschen wie Ivan, die die Unverschämtheit besitzen, das Leben leicht zu nehmen?

Was, wenn an diesem Tag Mitte Februar 1957, sagen wir um 22 Uhr 15, dieser Satz gefallen wäre?

MARITTA Ich halte das nicht mehr aus. Ich kann mit dieser Schuld nicht mehr umgehen.

TANTE MARGIT Welche Schuld? Ich weiss nicht, wovon du sprichst. (*Schweigt.*)

MARITTA Ich schon. (*Schweigt.*)

Angestachelt von Tante Margits Kälte, die alles Menschliche erstickt, erzählt ihr meine Grossmutter von jenem Nachmittag im Innenhof und redet sich in Rage. Sie will Margit damit provozieren. Sie will eine Reaktion. Sie erzählt von den Mandls, diesem Schrei, wie sie ihren Vater gebeten haben, ihnen zu helfen. «Mitläufer», dieses Wort wird sie jetzt in den Mund genommen haben, einmal, zweimal, so könnte es doch gewesen sein, wieso nicht?

MARITTA Wir sind alles Mitläufer. Ja, das sind wir, Mitläufer. Aber zu behaupten, wir mussten gehorchen, ist zu einfach. Was ist unser Anteil an den Gräueltaten?

Die Wanduhr schlägt zweimal. Es ist halb elf.

TANTE MARGIT Weissst du, was ich an euch Aristokraten nicht ausstehen kann? Dass ihr immer gleich alles auf euch bezieht. Glaubt ihr denn, ihr seid was Besseres? Erst schaut ihr auf alle hinunter, und wenn die Zeiten schwieriger werden, knickt ihr ein wie neugeborene Lämmer. Jóska! (*Stille.*)

JÔSKA Frau Gräfin?

TANTE MARGIT Eine Flasche Sekt.

JÔSKA Selbstverständlich.

TANTE MARGIT Du hast keine Ahnung, was wir in Rechnitz durchgemacht haben, damals, kurz vor Kriegsende. Und während sich alle in die Hosen geschissen haben, allen voran mein Mann, musste ja jemand ruhig bleiben und die Arbeit erledigen. Weisst du, warum ich Pferde lieber mag als Menschen? Weil sie es mögen, dressiert zu werden. Fehlende Haltung, Liebes, das ist, woran die Welt krankt.

Jóska köpft eine Flasche und füllt zwei schmale Gläser. Ivan und Feri kommen zurück und diskutieren noch, ob sie besser über Arogno fahren sollen. «Mit welchem Auto?», hört man Ivan murmeln. Und was, wenn es schneit?, flüstert mein Grossvater auf Ungarisch: «Mi van, ha esik a ho?»

«Na, worüber habt ihr geplaudert, meine Tauben?», fragt Ivan und blickt auf den Tisch, sieht Rotweinflecken auf dem Tischtuch, Asche neben dem Aschenbecher und zwei Gläser Sekt. «Doch nicht schon wieder über Politik?»

«Über das Leben», antwortet Tante Margit. «Und über Feris Anstellung als Privatsekretär. Maritta meinte, es sei vielleicht besser, wenn sie doch nach Deutschland gingen und nicht bei uns blieben, nicht wahr, Maritta?»

Meine Grossmutter nickt und raucht und starrt vor sich hin.

«Ich werde sehen, ob ich was tun kann», sagt Tante Margit. «Es sollte doch möglich sein, in einem der Thyssen-Werke eine Stelle zu finden, irgendwo im Ruhrgebiet.»⁹

9 Und so war es auch. Meine Grosseltern zogen nach Dinslaken, eine Kleinstadt bei Düsseldorf, wo mein Grossvater Feri als Prokurist in einem Thyssen-Werk arbeitete.

7.

«Wie geht es dem Hund?», fragte ich meinen Vater am Telefon.

«Er ist verrückt», antwortete er. «Er ist unzähmbar. Im Auto springt er nach vorn und setzt sich auf meine Knie. Ich werde ihn ins Tierheim bringen.»

«Der Arme. Dabei würde dir ein bisschen Bewegung ganz guttun.»

«Erzähl jetzt lieber von dir. Was machen deine Nachforschungen über Tante Margit?»

«Offenbar hat sich herumgesprochen, was ich tue. Ich erhalte Anrufe von Verwandten. Woher haben die überhaupt meine Nummer? Von dir?»

«Machst du Witze?»

«,Wozu alte Geister wecken?’, fragen sie. Es würde eher schaden als nützen, wenn ich mehr über Margit in Erfahrung bringen würde. Sie drohen.»

«Und was antwortest du ihnen?»

«Ich antworte: Vergangenheitsbewältigung ist nur möglich, wenn man immer wieder erzählt, was sich ereignet hat. Dieser Satz stammt natürlich nicht von mir, sondern von Hannah Arendt.»

«Ach die.»

«Findest du auch, dass diese Sucherei nichts bringt?»

«Nein. Aber ich zweifle daran, dass unsere Verwandten was wissen.»

«Darum geht es ja. Niemand weiss was, weil niemand je gefragt hat. Ist das nicht merkwürdig? Ihr alle wusstet von diesem Massaker, und ihr wusstet, dass Tante Margit dort war. Aber ihr wart zu höflich zu fragen. Ihr wolltet es euch nicht mit ihr verscherzen.»

«Warte.»

Ich hörte das Klicken eines Feuerzeugs, es raschelte, der Hörer musste ihm aus der Hand gefallen sein, dann wieder seine Stimme: «Bist du noch da?»

«Natürlich bin ich noch da. Es ist das Geld, stimmt's?» «Was?»

«Das Geld hat euch stumm gemacht. Tante Margit hat bezahlt, und deshalb hatte sie die Macht. Sie entschied, worüber man spricht – und worüber eben nicht. Tante Margit hatte euch alle in der Hand.»

Das letzte Mal ins Burgenland fuhr ich Ende Herbst. Es war neblig, die Häuser, die Felder, der Himmel, alles grau; die Weintrauben waren längst geerntet. Allerheiligen stand an, und die Familie kam zusammen, um in der Familiengruft, die sich unterhalb der Klosterkirche von Güssing befindet, ihrer toten Ahnen zu gedenken. Ein dunkler Raum, in dem Dutzende Säрге irgendwelcher Vorfahren standen, manche ganz staubig von der Zeit, andere frischer. «Willst du hier auch mal liegen?», wurde ich im Schein einer Kerze von jemandem gefragt, der sich als mein Cousin vorgestellt hatte.

Nachdem wir die Treppen wieder hochgestiegen waren, setzten wir uns alle an einen langen Holztisch, Tanten, Onkel, Vetter, Menschen, die ich kaum kannte.

Die meisten konnten sich gut an Margit und Ivan erinnern, an

ihre Reisen, an ihre Häuser, an Margits Pferde und Ivans Eitelkeit, und je länger ich mit ihnen am Tisch sass, desto wohler fühlte ich mich. Die Art, wie sie redeten, ihre Witze, die alten Möbel, das Porzellan, diese Silberdöschen mit Zucker – alles vertraut.

«Was in den Zeitungen steht, ist Unsinn», behaupteten die Älteren. Auch Elfriede Jelineks Theaterstück *Der Würgeengel*, das von Rechnitz und Margit handelt, vermittele ein falsches Bild. Margit habe mit dem Massaker nichts zu tun. «Sie war zwar unbeliebt und den Männern hörig», sexbesessen soll sie gewesen sein – aber eine Mörderin? «Bestimmt nicht.» Ich nickte, wie alle nickten. Und als jemand aus der Runde, ein älterer Mann, der mich so freundlich begrüsst hatte, obwohl wir uns nicht kannten, und der so nett aussah mit seinen weissen Haaren, über Juden sprach, über jüdische Propaganda, hörten alle weg und taten so, als ob sie ihn nicht verstünden. Auch ich blieb stumm. Ich widersprach ihm auch nicht, als er sagte: «Vielleicht hat das Massaker gar nicht stattgefunden?»

Wir tranken Schwarztee und assen Schinkenbröte.

Am Tisch sprachen nun alle laut durcheinander: über das Grab, über die Suche. Die Jüngeren stellten Fragen, die Älteren wichen aus.

«Was bringt das alles?»

«Wozu?»

«Was haben wir damit zu tun?»

Kopf schütteln.

Schweigen.

«Will noch jemand Tee?»

Stille.

«Über die Verbrechen an den Juden ist schon genug geschrieben worden», verteidigte sich der alte Mann, «die Verbrechen der Kommunisten waren genauso schlimm.»

Und wieder hörten alle weg, niemand ging darauf ein. «Die Jelinek ist auch eine Jüdin, deshalb schreibt sie so einen Mist.» Jemand machte einen Witz, um abzulenken, und alle lachten, auch ich, wie man halt lacht und nickt in Familien, zwei Stunden später verabschiedeten wir uns.

Wieder wurde ich nett umarmt, diese Menschen, diese Möbel, diese Tassen, alles so vertraut. «Gib acht auf den Namen der Familie», sagte ein Onkel zu mir, der den ganzen Abend still gewesen war, «du darfst ihn nicht in den Schmutz ziehen.» Fast zärtlich fasste er mich ans Kinn und legte seine Hand an meine Wange, wie es mein Vater immer tut. Später im Auto fühlte ich mich erbärmlich.

War das Verbrechen vielen egal, weil es sich bei den Toten um Juden handelte?

Ich rief meinen Vater an: «Glaubst du das auch?»

«Nein, das glaube ich nicht.»

«Warum dann diese Bemerkungen über die Juden und über Jelinek?»

«Dein Onkel hat die Verbrechen der Nazis mit den Verbrechen der Kommunisten verglichen. Das ist doch legitim.»

«Warum dann die Judenwitze?»

«Wirst du über den Familienbesuch schreiben?», fragte mich mein Vater, «das wird für böses Blut sorgen.»

«Ich weiss es noch nicht.»

Ein paar Wochen später stand ich vor Tante Margits Grab in Lugano und versuchte, mich an ihr Gesicht zu erinnern, aber es gelang mir nicht. Wind wehte die letzten Blätter von den Bäumen, und ich sah immer nur ihre Zunge.

Es ist ein schlichtes Grab, Friedhof Castagnola, am Fuss des Monte Brè – eine einfache Granitplatte, obwohl Margit eine der reichsten Frauen Europas war und Bescheidenheit nicht ihre Tu-

gend. «21. Juni 1911-15. September 1989 Margit Batthyany-Thyssen». Jemand hatte ihr gelbe Chrysanthemen vorbeigebracht, die Erde im Topf war frisch.

Nach den Gesprächen, die ich mit meinen Verwandten, mit Augenzeugen und mit meinem Vater geführt hatte, all den Akten, all den Reisen, war ich mir nun sicher, dass Tante Margit nicht geschossen hat in jener mond hellen Nacht am 24. März 1945, einen Monat bevor Hitler Selbstmord begann. Sie hat keine Juden ermordet, wie die Zeitungen behaupten. Es gibt keine Beweise. Es gibt keine Zeugen.

Tante Margit stand um Mitternacht nicht in der Kälte vor dieser Grube, wo die nackten Frauen und Männer in einer Reihe knieten. Sie lachte und tanzte, während die ausgemergelten Körper in die Erde fielen. Sie lachte und tanzte mit den Mördern, als diese um drei Uhr morgens wieder ins Schloss zurückkamen.

Und während die 180 Leichen in einer Grube verwesten, irgendwo in Rechnitz, fuhr Tante Margit alljährlich mit einem Kreuzfahrtschiff durch die sommerblaue Ägäis, trank Kir Royal in Monte Carlo und jagte Rehe in den Herbstwäldern des Burgenlands.

Tante Margit genoss den Rest ihres langen Lebens, obwohl sie alles über das Massaker gewusst hat. Verfaulter Keim.

8.

Mitte November wollte ich mit meinem Vater nach Moskau fliegen, um mehr über den Gulag und den Terror Stalins zu erfahren und um die Lager zu finden, in denen mein Grossvater zehn Jahre seines Lebens verbracht hatte. «Ist es dann nicht zu kalt?», fragte mein Vater am Telefon, obwohl wir schon so oft darüber gesprochen hatten. «Ich habe keine warmen Schuhe», hörte ich ihn seufzen.

«Ich auch nicht», antwortete ich.

In meiner Vorstellung sah ich uns über Felder gehen und lachen, ich bewarf ihn mit einem Schneeball, und wir erzählten uns Geschichten, die wir voneinander nicht wussten, so wie gute Freunde das tun.

Wenn ich es mir aber genauer überlegte, sah ich uns an einem Tisch im Frühstücksraum eines miesen Hotels irgendwo auf dem Land sitzen, unfähig miteinander zu reden, während wir stumm unser Dreiminutenei aufklopften.

«Körperlich stand ich meinem Vater immer schon nahe», erzählte ich Strassberg ein paar Tage nach dem Telefonat. «Wir umarmen und küssen uns bei jeder Begrüssung. Schon als Kind mochte ich seine warmen Hände auf meinen Wangen, seine nach Nikotin riechenden Finger in meinen. Einander zu berühren fällt uns leichter, als miteinander zu reden, warum ist das so?», fragte ich ihn. «Ihn im Alter zu pflegen, ihn mit Suppe zu füttern, zu waschen und anzuziehen, würde mir gar nichts ausmachen», fuhr

ich fort und sah Bilder vor mir, wie ich ihn aus der Dusche hebe wie ein kleines Kind. «Mit ihm aber allein im Flugzeug zu sitzen oder sechs Stunden im Auto, das halte ich nicht aus. Und ich glaube, es geht ihm ähnlich. Warum nur?»

«Reisen Sie hin und finden Sie es heraus», sagte Strassberg, er konnte manchmal so nüchtern sein, was mich ärgerte, weil ich mir dadurch so blossgestellt vorkam.

«Das ist wie ein physischer Schmerz, wissen Sie? Einfach dazusitzen, zu spüren, dass man sich nahe sein könnte, es aber einfach nicht schafft.»

«Was erwarten Sie sich von den Tagen in Russland?»

«Dass sich das endlich löst. Dieser ganze Ballast soll verschwinden. Ich will mit ihm durch die Strassen laufen, ohne mir dauernd Gedanken machen zu müssen, was ich jetzt tun oder reden soll. Wenn ich an meinen Vater und mich denke, sehe ich diese runden Magnete vor mir, die sonst am Kühlschrank haften. Kennen Sie das Gefühl, wenn man versucht, die aufeinanderzupressen?»

«Natürlich.»

«Einer der beiden entweicht immer auf die Seite. Da ist dieser Zwischenraum, wenige Millimeter, eigentlich nur Luft, denkt man sich, das sieht alles so problemlos aus, aber man bringt die beiden Dinger einfach nicht aufeinander. So ist es bei mir und meinem Vater. Ich wünschte mir, dieser Zwischenraum wäre weg.»

«Die Zeit ist leider um», sagte er, und mir war es wieder einmal peinlich, mich offenbart zu haben und dann abrupt aus dieser Wolke hinein ins reale Leben zu fallen. Ich hörte, wie er sich hinter mir aus dem Sessel hievte, es klang immer so, als würde er sich mit dem Oberkörper erst nach vorne wuchten und den Schwung nutzen, um auf die Beine zu kommen. Schnell gaben wir uns die Hand, mir wäre lieber gewesen, wir hätten uns umarmt.

Tagebuch III

Agnes

Sie pferchten uns in Waggonen wie Vieh. Wir waren alle ungewaschen, steckten seit Budapest in denselben Kleidern. Die Türen wurden verriegelt, Fenster gab es keine. Wir fuhren los, Kinder, Alte, Frauen, alle dicht nebeneinander. Manche weinten, andere schrien, zwei Menschen starben. Als der Zug nach Tagen hielt, waren wir erleichtert. Endlich angekommen, in Auschwitz.

Als wir ausstiegen, standen Krankenschwestern und Ärzte um uns herum, einer von ihnen muss Doktor Mengele gewesen sein: «Wer nicht mehr bei Kräften ist, der kommt bitte hierher, die anderen da rüber», rief einer. Die Ärzte kamen und musterten uns von oben bis unten. Kleine Kinder wurden ihren Müttern entrisen.

Mein Ehemann, den ich damals noch nicht kannte, kam an derselben Rampe an, so erzählte er mir später. Er hatte im Ghetto in Lodz seine erste Frau kennengelernt, sie hatten einen acht Monate alten Sohn. Als man seiner Frau das Baby an der Rampe wegnehmen wollte, hatte sie sich gewehrt, also vergaste man gleich alle beide. Uns, den Kräftigen, befahlen sie weiterzulaufen. Bald standen wir vor neuen Häusern, neuen Baracken, neuen Wachen, Stacheldraht überall: Birkenau. Sie führten uns in einen Raum, wo wir uns ausziehen mussten und tätowiert wurden. Ich hatte von diesem Moment an keinen Namen mehr, sondern war

nur noch eine Nummer. Doch dank unseres deutschen Kindermädchens, das bei uns wohnte, als ich noch bei meinen Eltern lebte, verstand ich, was ich zu tun hatte. All die anderen, die kein Deutsch konnten, hatten mehr Mühe. Wer seine Nummer nicht aufsagen konnte, wurde bestraft oder tauchte eines Morgens gar nicht mehr auf. War es ausgerechnet unser deutsches Kindermädchen, das mir das Leben rettete? Nach der Tätowierung gingen wir duschen, danach haben uns deutsche Soldaten den Schädel rasiert. Noch nie zuvor in meinem Leben bin ich so abschätzig behandelt worden. Als wir wieder an die frische Luft kamen, geduscht, tätowiert, kahlgeschoren, waren wir andere Menschen. Es gab Mütter, die ihre Töchter nicht wiedererkannten.

Maritta

Es war ein Sonntag, und anstatt in die Kirche zu gehen, versammelten wir uns mit dem Pfarrer einmal im Jahr auf den Feldern. Er ging voran, wir liefen ihm nach, und er segnete die Erde, auf dass sie uns eine gute Ernte beschere. Die meisten Frauen aus dem Dorf waren da, die Alten, wir Kinder, auch mein Vater, meine Mutter nicht. Wo war sie eigentlich die ganze Zeit? Wir standen auf einer Kuppe und blickten über die Landschaft. Ich sah das Moor, die Wälder, die ich von der Jagd gut kannte, und plötzlich zeigte eine der Dorffrauen auf einen Zug, der mehr Waggons gekoppelt hatte als üblich und von uns aus gut zu sehen war. Ich kann mich erinnern, wie die Sonne das Zugdach zum Funkeln brachte. Auch unser Pfarrer sah hin, und als jemand sagte: «Da sind die Juden drin», konnten wir den Blick nicht abwenden. Alle schauten auf die im Licht glitzernden Waggons.

Der Pfarrer lief weiter, und wir liefen hinter ihm her, bis die Messe vorbei war.

Damals wusste kaum jemand, dass ich ein zweites Kind in meinem Bauch trug. Feri war ein paar Monate zuvor für eine Woche beurlaubt worden, und wir hatten uns in Budapest getroffen. Er hatte keinen geübten Umgang mit seinem ersten Kind, woher auch, er war ja immer weg. Bald sollte er ein zweites bekommen. Die Informationen auf dem Land waren lächerlich. Wir besaßen nur ein einziges krächzendes Radio. Alles schien so fern, so unwirklich, obwohl wir ja selbst deutsche Soldaten auf dem Hof hatten, Militärlastwagen fuhren durchs Dorf, ein Hakenkreuz wehte vom Rathausdach. Mein Vater hatte nichts gegen die Deutschen, im Gegenteil, er mochte sie, was nicht bedeutete, dass er ein Nazi war. Er war kein Antisemit – bei Gott. Er mochte nur ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit.

Vor dem Krieg war er einige Male nach Berlin auf eine Landwirtschaftsmesse gereist und ganz aufgeregt zurückgekehrt, als wäre er aus der Zukunft gekommen. Er war ein apolitischer Mensch. Er kümmerte sich nicht um die Deportationen. Er wusste nichts von den Gräueltaten. Was ihn wirklich interessierte, waren die Jagd, die Natur, der Wald. Wenn ich heute an ihn zurückdenke, dann fällt mir auf, dass er Tiere eigentlich mehr mochte als Menschen.

Es waren nicht die Eltern, die uns aufzogen, uns zuhörten, denen wir vertrauten, sondern unsere Hausangestellten, Menschen wie unsere Zofe Goga, die sich um uns kümmerten und unsere Fragen beantworteten. Ohne Goga hätte ich meine Kindheit und Jugend nur schwer überlebt. Sie war die Seele des Hauses. Sie pflückte uns die ersten Schneeglöckchen oder Veilchen, brachte frischen

Tee, wenn wir erkältet waren, oder die ersten Erdbeeren aus der Gärtnerei. Sie ist in jedem Muster, jedem Weg, jedem Bild meiner Kindheit und Jugend eingewoben. Goga war zwar noch immer voller Tatendrang, sie kochte allen Tee, packte mit an, dirigierte, organisierte, aber sie lief gebeugter, als ich sie aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Sie war gereizt, missmutig, einmal sah ich sie im Garten rauchen. Goga, die nie trank, noch nicht einmal Schokolade ass, weil sie dachte, es sei Sünde, zog jetzt hastig an einer filterlosen Zigarette.

Noch aber blieben freilich die Regeln, wie ich sie seit Jahren kannte. Jeden Morgen frühstückten wir mit meinem Vater am langen Tisch, auch jetzt noch. Wir sprachen nicht viel. Jeden Freitagnachmittag ging Goga zur Kirche, dann versammelte sich unter Leitung des Pfarrers der Rosenkranzverein. In meiner Erinnerung herrschte um diese Zeit entweder sengende Hitze oder ein eisiger Schneesturm. Nach dem Gebet gingen alle der Reihe nach an den Altar, nahmen Zettelchen hervor und schrieben eine Nummer darauf, die einem Bibelvers entsprach. Diese Zettel legte uns Goga dann immer auf das Kopfkissen. Solange ich denken kann, ist der Freitagabend damit verknüpft: Ich öffne ein Papierröllchen, bevor ich zu Bett gehe, und schlage die Bibel auf. Ich war gläubig, oh ja, das war ich.

Agnes

Um fünf Uhr morgens haben sie uns geweckt und jedem eine Arbeit zugeteilt. Einmal mussten wir einen grossen Steinhaufen abtragen. Wir hieften die Steine in Schubkarren, schoben sie zur anderen Seite des Lagers und luden sie dort aus. Am nächsten Tag hiess es, wir sollten sie wieder holen.

Draussen war es noch immer kalt. Ich weiss noch, wie einmal jemand zu mir kam, den ich nicht kannte, und mir gebrauchte Socken schenkte. Ich war überrascht und so dankbar, dass ich mich nicht entscheiden konnte, ob ich sie mir an die Füsse oder Hände ziehen sollte, also wechselte ich ab.

Zu essen gab es kaum etwas. Nach dem Aufstehen reichten sie uns eine Tasse mit einem Gebräu, das die Deutschen Kaffee nannten. Es war zwar braun, aber mit Kaffee hatte es nichts zu tun. Dazu ein winziges Stück Brot. Zum Mittag gab es Wiesen-suppe, so nannten wir sie, denn sie war grünlich und geschmacklos, aber man gewöhnt sich an alles. Die Tage vergingen in der immer gleichen Routine. Einmal fragte ich ein Mädchen, das schon vier Jahre hier war, ob jemand jemals das Lager lebend verlassen habe, worauf sie antwortete: «Aus diesem Lager kommt niemand raus.» Ich aber war bislang von Krankheiten verschont geblieben, hatte weder Durchfall noch Läuse, und schwor mir, hier nicht zu sterben.

Maritta

Im November 1944 kam der Krieg auch in unser Dorf. Die Russen rückten immer näher, die Ungarn und die Deutschen versuchten, sich gegen die Rote Armee zu stemmen. Ich fuhr zurück nach Budapest, weil es hiess, ich sei dort sicherer. Meine Eltern verliessen das Schloss, die Russen haben Aristokraten gehasst, und zogen in ein Kloster nach Zirc, eine Kleinstadt im Westen des Landes. Mittlerweile war mein zweiter Sohn geboren, Béla. Die Stadt war voller Soldaten, Lastwagen, Verwundete überall, Menschen auf der Strasse mit ihrem ganzen Hab und Gut. Es war kalt, es gab wenig zu essen und alle wollten

hoch zum Burgviertel, auch ich. Dort war das Leben, verglichen mit anderen Teilen der Stadt, noch recht intakt. Selbst die Konditorei Ruzwurm hatte noch geöffnet. Es gab einen kleinen Markt, jeder tauschte mit jedem, jeder unterhielt sich mit jedem, und die Männer tranken viel zu viel Schnaps, wie immer in diesem Land. Der Schnaps ist das grosse Übel Ungarns, aber freilich nicht das einzige.

Abends setzten wir uns auf eine Bank und schauten runter auf die Stadt, sahen einzelne Häuser brennen und wussten, wir würden die Nächsten sein. Und als die Sowjets ganz Pest einnahmen, wurde es auf einmal totenstill hier oben. Als würden wir alle gemeinsam die Luft anhalten.

Agnes

Das Einzige, was ich aus meinem früheren Leben ins Lager mitnahm, war ein Foto meiner Familie. Als wir uns am ersten Tag alle ausziehen mussten und sie uns tätowierten, bat ich die Wärter, das Foto behalten zu dürfen, doch sie nahmen es mir weg. Ein paar Wochen später lag es auf meinem Bett. Es ist seltsam, doch auch im KZ gab es Wunder und Momente des Glücks. Ich weiss nicht, wer es mir gab und warum, vielleicht hatte es jemand gefunden? Vielleicht hatte jemand Mitleid mit mir? Ich war glücklich, wusste allerdings nicht, wohin damit, und vor allem hatte ich Angst, es würde zerreißen. Ich fand eine leere Margarineschachtel zwischen den Baracken und nähte das Foto darauf, mit ein wenig Draht und dem Saum eines Kleidungsstückes. So hielt es besser. Doch jedes Mal, wenn ich es ansah, durchstach mich ein solcher Schmerz, dass ich es schliesslich einem Mädchen gab, das es für mich aufbewahren sollte.

Ich konnte weder über meine Familie sprechen, noch hielt ich es aus, wenn andere über ihre sprachen. Eines Morgens mussten wir uns alle in einer Reihe aufstellen. Ich erkannte, dass sie die grösseren Frauen, die stärkeren und gesünderen von den schwachen trennten. Ich bat das Mädchen, mir das Foto wiederzugeben. Sie war so mager und kränklich. Ich habe sie nie mehr wiedergesehen und behielt das Foto nun immer bei mir.

Maritta

Drei Tage wollten wir in den Katakomben des Burgviertels bleiben. Wir bereiteten uns vor, mein Vetter trug kistenweise Champagner in den Keller, mit den Russen sei nicht zu spassen, sagte er, und alle lachten. Aus drei Tagen wurden fünf Wochen.

Wir waren zu zehnt in unserem Kellerversteck, einem kleinen Raum. In der Ecke brannte eine Kerze, die Kinder schrien und stanken, doch das Wasser reichte nicht, um ihnen die Windeln zu wechseln. Jeden Tag erwarteten wir die Russen. Wir sprachen darüber, wie es sein wird, wenn sie klopfen, wenn sie reinkommen werden: Was wird aus uns? Was kann jetzt noch passieren? In der Ferne hörten wir Bombeneinschläge und Maschinengewehrsalven. Manchmal überbrachte uns jemand Nachrichten. Churchill soll sich mit Stalin am Schwarzen Meer getroffen haben, was manche für gute Neuigkeiten hielten, andere nicht. Mir war das egal, ich sass auf einer Matratze, mein älterer Sohn schlief, sein kleiner Bruder schrie. Seit Tagen kam keine Milch mehr aus meiner Brust. Ich versuchte es mit gezuckertem Wasser, doch Béla trank es nicht. Er würgte und hustete.

Agnes

Man brachte uns in einen Duschaum. Die Duschen waren so: Manchmal kam Gas, manchmal Wasser. Diesmal war es Wasser.

Maritta

Jemand sagte mir, ich solle meine Brust mit Quark einreiben, weil sie entzündet sei, aber woher sollte ich Quark nehmen? Béla wurde immer müder, schlief stundenlang in meinen Armen, bis er kaum noch die Augen öffnete.

Agnes

Als wir aus dem Duschaum kamen, stand Mengele mit ein paar anderen Ärzten vor uns. Sie betrachteten uns von vorne und hinten, schauten in alle Öffnungen. Wir waren Klappergestelle, Menschen ohne Fleisch auf den Knochen. Sie gaben uns neue Kleider, Überreste irgendwelcher Toten.

Maritta

Der Russe, der uns entdeckte, war von kleiner, gebückter Statur, hatte ein Mongolengesicht und eine zerlumpte Pelzmütze auf dem Kopf. Er brach die Kellertür auf und polterte die Treppe herunter, dann hörten wir die ersten russischen Wörter. «Jetzt fängt es an», sagte mein Vetter, und für dieses eine Mal sollte er recht behalten. Damals hat etwas angefangen, nämlich 45 verheerende Jahre Kommunismus. In jenem Augenblick aber geschah nicht viel. Ich hatte Angst. Wir alle hatten Angst, Béla schlief, sein Kopf war ganz heiss, wir hatten keine Kerzen mehr, ein Öllicht brannte schwach und hinterliess einen beissenden Geruch. Der Russe hatte eine merkwürdig feine Stimme. Er sag-

te, er suche «Nemez» – Deutsche, er klang wie ein Knabe. In Wirklichkeit suchte er nach Frauen. Mich liess er gehen.

Agnes

Drei Wochen lang sperrten sie uns in eine Baracke. Zu essen gaben sie uns weiterhin, aber wir hatten nichts zu tun und keine Ahnung, was passieren würde. Am Ende dieser drei Wochen, es war schon Abend, befahlen sie uns mitzukommen. Sie reichten uns ein Stück dieses Brotes, das wir so gut kannten, und etwas Konservenfleisch. Wir stiegen in einen Zug. Bis auf ein Fass, das als Toilette diente, waren die Waggonen leer, auf dem Boden lag ein wenig Stroh. Und zum ersten Mal erkrankte ich an einer Kolitis. Die ganze Fahrt über sass ich auf diesem Fass. Zwei Tage. Bis der Zug hielt und man uns befahl auszusteigen. Wir waren 155 Menschen. Und wir waren die ersten 155, die Auschwitz je lebend verliessen.

Maritta

Als der Russe gegangen war, krochen wir aus unserem Versteck. Überall sah man Menschen aus den Trümmern steigen, wie Ratten in der Nacht. Ich hatte keine Ahnung, wohin ich gehen sollte, bis mir ein Verwandter riet, ich solle mit den Kindern zu meiner Schwiegermutter. Der Stadtteil, in dem sich ihre Wohnung befand, war völlig zerstört, die Fenster zersplittert, das Dach zerbombt, eiskalter Wind zog durch die Ritzen. Es gab nur zwei Zimmer und ein einziges Bett, auf dem meine Schwiegermutter lag. Sie war gelähmt von den Ereignissen und krächzte, als würde sie schnarchen. Das war das Einzige, was man von ihr hörte. Um Tee zu kochen, musste man dieses Krächzen ertragen, denn

der Kohleofen, der auch als Herd diente, stand neben ihrem Bett. Es hiess zwar, der Krieg sei zu Ende, aber wir wussten nicht, was als Nächstes passieren würde.

Von meinen Eltern hatte ich lange nichts mehr gehört. Geschweige denn von meinem Mann.

Agnes

Die Zugtür ging auf. SS-Wachmänner standen neben dem Gleis, es war spätabends, und sie befahlen uns, einen kleinen, unbeleuchteten Weg entlangzumarschieren. Ich fühlte mich sehr schwach, hatte Durchfall, konnte kaum gehen. Doch die anderen Frauen in der Gruppe stützten mich und halfen mir wieder auf die Beine, als ich stolperte. Im Hintergrund schrien die deutschen Offiziere: «Los geht's! Los! Los!» Ich werde diese Worte nie vergessen. Ich weiss nicht, wie ich es geschafft habe, aber tatsächlich kamen wir irgendwann in der Nacht an eine Fabrik. Eine Spinnerei. Wir durften niemandem erzählen, woher wir kamen und was wir in Auschwitz erlebt hatten. Sie führten uns in einen Raum mit ungemachten Betten, wo wir uns schlafen legen durften. Es waren die Betten der Frauen, die in der Spinnerei die Nachtschicht übernahmen. Und als wir am nächsten Morgen arbeiten gingen, legten sie sich hin. Verglichen mit Auschwitz ging es uns gut.

Die Schichtleiter durften sich ihre Arbeiterinnen auswählen, und wieder wurden wir gemustert und sortiert und erneut in Quarantäne gesteckt. In dieser Zeit bemerkten einige Frauen, dass sie schwanger waren, weil die Menstruation aussetzte. Sie versuchten, es so gut wie möglich zu verstecken, denn die Schwangeren verschwanden, und niemand wusste, wohin.

Unser Aufseher fragte uns, wer Deutsch könne, und so wurde ich

in den Trockenraum abkommandiert, wo ich mithelfen musste, siebzig bis achtzig Kilo schwere Stoffballen aufzuhängen. Darin bestand jetzt meine Arbeit, Tag für Tag.

Eines Morgens bin ich mit fürchterlichen Zahnschmerzen aufgewacht. Mein Aufseher schickte mich in Begleitung eines Soldaten zu einem Zahnarzt ins Dorf, an dessen Tür stand: «Wir behandeln keine Juden». Doch wir sind trotzdem hinein. Der Zahnarzt befahl mir, den Mund zu öffnen, nahm eine Zange und zog so fest er konnte. Alles im Stehen. Minuten später waren wir wieder draussen, doch der Schmerz liess nicht nach. Einen Spiegel hatte ich nicht, aber bald schon merkte ich, dass er mir den falschen Zahn gezogen hatte. Zum Glück gab es einen jüdischen Zahnarzt, den der Fabrikdirektor einmal im Monat bei uns vorbeischickte. Ich sagte zu ihm: «Ich werde an den Zahnschmerzen sterben.» Worauf er mir antwortete: «Der Krieg ist bald zu Ende. Halte durch.» Und dann, ganz plötzlich, wurde die Fabrik geschlossen. Wir mussten jetzt keine Textilien mehr trocknen, hiess es, sondern mithelfen, Bunker für die deutsche Bevölkerung zu bauen, damit alle in Sicherheit seien, wenn die Alliierten ihre Bomben abwerfen würden. Unsere Arbeit war sehr anstrengend, mit wenig Werkzeug mussten wir einen Graben ausheben. Gegenüber war eine Kohlemine, wo französische Kriegsgefangene arbeiteten, die uns kleine Zettel reichten, auf denen stand, dass der Krieg bald vorüber sei. So vergingen einige Wochen, mit dem immer gleichen Tagesrhythmus. Bis der Morgen kam, an dem uns niemand mehr weckte. Zum ersten Mal seit Monaten blieb es einfach still.

Maritta

Eine Zeit lang war ich froh, bei meiner Schwiegermutter Unterschlupf gefunden zu haben. Trotz der Schwere dieser Tage gab es auch heitere Momente, etwa als ich mich mit einer Cousine und zwei Kinderwagen aufmachte, um Kohle zu stehlen. Die ganze Stadt war ein Trümmerhaufen, die Brücken lagen in der Donau. Jeden Tag kamen mehr Cousins und Verwandte, die Wohnung wurde immer enger, überall waren Kinder, die um das Bett herum Verstecken spielten, was hätten sie sonst tun sollen?

Agnes

Sonst klopfen sie immer um fünf Uhr morgens, aber an diesem Tag geschah nichts. Wir blieben in den Betten bis um drei Uhr nachmittags, bis uns jemand sagte, dass wir uns in eine Baracke begeben sollten. Der Fabrikdirektor und ein SS-Offizier standen auf einem Tisch, in der Hand hielten sie Schlüssel. «Wir haben eine Nachricht erhalten», schrien sie, «Deutschland hat kapituliert. Der Krieg ist vorbei.» Sie warfen die Schlüssel weg, als Zeichen, dass nun endlich alles vorbei war. Und was sollten wir jetzt tun?

Maritta

Die meisten Kinder in der Wohnung waren unterernährt, krank und geschwächt, doch sie überlebten. Bis auf meines. Béla starb an dem Tag, als der Krieg zu Ende ging.

9.

Ein eiskalter Wind blies uns entgegen, als wir am Flughafen in Moskau dem Taxifahrer folgten, der uns über einen grossen Parkplatz zu seinem Wagen führte. «Für mich ist eine Reise nach Russland so wie für Juden nach Auschwitz», sagte mir mein Vater auf der Fahrt zum Hotel, das ihm ein Reisebüro in Budapest aufgeschwatzt hatte: ein grauer Turm, davor eine Ladenpassage, deren Geschäfte geschlossen hatten oder gar nicht erst aufmachten. Wir stiegen aus dem Auto, ich zog seinen Rollkoffer durch schwarze Regenpfützen vor dem Eingang und stellte mich zu der Traube von Menschen vor der Rezeption, die alle mit ihren Pässen fuchtelten. In der Lobby gab es eine kleine Bar, wohin ich meinen Vater gebracht hatte, damit er sich ausruhen konnte, vom Flug, von den ersten Eindrücken – ja, wovon eigentlich? Ich wollte uns ersparen, zwischen usbekischen Geschäftsleuten und Lastwagenfahrern aus Astana auf unseren Zimmerschlüssel zu warten. Ich sah ihm zu, wie er sein Bier trank, ein älterer Herr in einer grauen Winterjacke, die bis zum Hals zugeknöpft war, und seinen neuen Schuhen, aus denen künstliches Fell herausschaute. Er blickte weder auf den Fernseher, noch sah er sich die anderen Hotelgäste an, die an ihm vorbeiliefen. Auch die Prospekte, die auf der Theke auslagen, interessierten ihn nicht, all die Schaschlikrestaurants in der Umgebung, Spielcasinos, Stripclubs – einfach dasitzen, das wollte er. Ich kenne niemanden, der so lange

regungslos geradeaus starren kann. Mir kam ein Satz in den Sinn, der schon in meiner Jugend häufig vor meinem inneren Auge vorbeigezogen war wie auf einem roten LED-Ticker: Sieh zu, dass es ihm gut geht. Nur wusste ich nie, wie ich das hätte anstellen sollen.

Wie geht's?, tippte ich in mein Telefon. Wir waren keine zwanzig Meter voneinander entfernt. Ich wartete, bis die Nachricht bei ihm ankam und er ein ganz klein wenig zusammenzuckte, weil sein Handy surrte. Wo war es denn, innen, aussen? Vorne in der Hose. Er nahm die Brille ab, um die Nachricht zu lesen. Ich sah, wie er mir zurückschrieb, sein Zeigefinger auf dem kleinen Display. Ich kannte die Antwort, es war ein alter Scherz zwischen uns, so wie jede Familie ihre Codes hat, unserer hiess: Geht so.

Geht so, das sagten wir früher zu allem Möglichen. Alles war «geht so». Die Schule, das Essen, die Stimmung. Hattest du einen schönen Tag? Geht so. Wie war's beim Tennis? Geht so. Und bei dir im Büro? Nie war etwas richtig gut. Immer drohte Unheil, auch wenn gerade die Sonne schien, zogen sicher bald dunkle Wolken am Himmel auf. Nie hätte mein Vater etwas schöngeredet, etwas aufgebauscht oder besser dargestellt, als es war. In allen Dingen meiner Kindheit lag ein Hauch von Verlust und Niederlage, als könnte jederzeit alles zusammenbrechen.

Als wir endlich unser Zimmer im 14. Stock betraten, war es draussen dunkel. Ich stand am Fenster und sah einzelne Lichter bis zum Horizont, dazwischen viele schwarze Flächen. Ein kleiner Wald vielleicht oder ein Park, wahrscheinlich aber waren es Autofriedhöfe, Brachland, halb fertige Wohnhäuser, aus denen Eisenstangen ragten. «Es gibt eine Form der Hässlichkeit, die ich wieder schön finde», sagte ich zu ihm und klang wie ein Architekturstudent im dritten Semester, aber ich wollte diese ver-

damnte Stille überbrücken. «So wie es sogenannt schöne Städte gibt, die mich abstossen, weil sie zu putzig sind, weisst du, was ich meine?», was noch viel schlimmer klang, hatte ich wirklich putzig gesagt? Und weil er nicht antwortete, sah ich zu ihm hinüber. Er lag auf dem Bett, aber er schlief nicht. Er hatte seine Jacke nicht einmal ausgezogen, dafür lag seine Brille auf dem Nachttisch, ohne die er aussah wie ein anderer Mensch.

Zehn Jahre verbrachte mein Grossvater in russischer Gefangenschaft. Von 1945 bis 1955. Beinahe hundert Seiten umfasst die Akte über diese Zeit. Sie hatte sechzig Jahre im Militärarchiv gelegen, bis ich sie ausfindig machte, fotokopieren und übersetzen liess. Darin befinden sich zwei Fotos, die meinen Grossvater zeigen, wie ich ihn nie gesehen habe: Das eine Bild wurde kurz nach seiner Verhaftung gemacht, da ist er dreissig Jahre alt und trägt Kleider, wie sie junge, hippe Leute heute auf Biomärkten in Brooklyn, Berlin und Zürich anhaben, einen grobmaschigen Pullover, darunter ein Holzfällerhemd, eine dunkle Jacke, braune Schnürstiefel bis zu den Waden. Er wirkt gesund, hat einen leichten Bart, eine hohe Stirn und keine Spur von Verzweiflung in seinen Augen, die meinen so ähnlich sind.

Das zweite Foto stammt aus dem Jahr 1955, zehn Jahre später, und ist in Lager 84 aufgenommen, das sich in einer Stadt namens Asbest befand, im Uralgebirge, Westsibirien. Ein Major Simanowski hatte meinen Grossvater erwischt, als er gegen die Lagerregeln verstossen hatte. Rapport vom 1.4.1955: «Der Verurteilte Batthyany hat seine Hand durch die Drahtumzäunung gestreckt und versucht, dem Gefangenen T., der sich zu dieser Zeit in Ein-

zelhaft befand, Schwarzbrot mit Butter und Wurst, 100 Gramm Zucker sowie vier Zigaretten zu überreichen.»

Für diese Tat, schrieb Simanowski, beantrage er sieben Tage Kerker. Doch mein Grossvater klagte über Fieber und Schmerzen in der Nierengegend. Simanowski, ein äusserst gewissenhafter Wärter, machte sich die Mühe nachzumessen. «Ich komme auf lediglich 37,3 Grad. Sieht nach Täuschung aus», las ich meinem Vater in unserem Hotelzimmer laut vor, doch er reagierte nicht. Schief er doch? Verfluchte er sich und wünschte, er wäre zu Hause? Ich fuhr fort: «Der Gesundheitszustand erlaubt eine Woche Kerker.» Simanowski sperrte meinen Grossvater am 2. April ein und holte ihn am 9. April wieder raus.

Was wohl aus diesem Simanowski wurde? Treuer Sowjetbürger, Marx und Lenin im Bücherregal? Später Beamter, Mitglied in der KP und unter Gorbatschow dann schon Rentner im Strickjäckchen mit ledrigen Ellbogenschonern und kleiner Datscha draussen auf dem Land? Ob er an all die Gefangenen dachte, während er sich am Wochenende in der Sauna mit einem Birkenzweig auf den Rücken peitschte?

Oder andersherum: Die Jahre im Lager machten Simanowski zum Regimegegner, Marx und Lenin lagen im Keller, dafür las er Solschenizyn und die ersten politischen Schriften Vaclav Havel, den er im Geheimen verehrte. Später verteilte er Flugblätter und ging, als Gorbatschow von Perestroika sprach, auf die Strasse, um zu jubeln. Ob er an seine Zeit in Asbest dachte, während er den langsamen Satz von Tschaikowskis *Pathétique* hörte?

Wie viele dieser Menschen liefen in der Welt umher? Menschen wie Simanowski. Sie waren jung während des Krieges, und in den Achtzigerjahren, als ich aufwuchs, waren sie Senioren mit Schiebermütze, hatten Altersflecken im Gesicht und Brillen, de-

ren Gläser sich bei Sonnenlicht verdunkelten. Sie fütterten die Tauben in ganz Europa, sassen in den Parks im Schatten grosser Platanen und strichen fremden Babys im Kinderwagen über die Haare. Vierzig Jahre davor waren sie Wärter, Soldaten, Geheimpolizisten, Spitzel gewesen und hatten Verhöre geführt, gefoltert, gemordet, höhere Strafen beantragt und Protokolle geschrieben, wie Simanowski über meinen Grossvater. Das Foto, das 1955 von ihm gemacht wurde, an jenem Tag, als er in den Kerker kam, zeigt keinen Hipster mehr, sondern den Lagermenschen, wie ich ihn aus Spielberg-Filmen kenne. Der Kopf rasiert, ein paar Zähne verloren, die Augen tot. Wortlos überreichte ich das Foto meinem Vater, wir lagen jetzt beide auf unseren Betten. Er hielt sich das Bild so nah vor die Augen, dass er es mit seiner Nasenspitze berührte und es beim Ausatmen flatterte.

«Was für eine elende Scheisse», sagte er, während ich den Namen Simanowski googelte. Mehr als 10.000 Treffer, darunter ein Getränkeliieferant in der Nähe des Roten Platzes.

«Gehen wir was trinken?», fragte ich.

«Um diese Zeit?»

«Wir sind in Moskau, obwohl es von hier oben nicht so aussieht. Irgendwo muss es Menschen geben, Restaurants, Cafés.»

«Bist du sicher?»

«Nein. Ich gehe trotzdem runter und skype mit den Kindern, da habe ich besseren Empfang.»

«Grüsse sie von mir.»

«Wie geht es Opapa?», werden sie fragen – und was antworte ich?»

«Sag ihnen – geht so.»

Noch immer standen Dutzende Menschen in der Lobby, die ganze Nacht wird das so sein. Russland ist ein Land mit elf Zeitzonen, rund um die Uhr treffen Menschen ein, um Verwandte zu besuchen oder Geschäfte zu machen. Ich schaltete meinen Computer ein und sah wenig später meine Frau und meine Kinder, die sich vor dem Bildschirm drängten und alle gleichzeitig sprachen, sodass ich kaum etwas verstand.

«Gibt es in Russland auch Pasta, Papa?», fragten sie.

«Hat Opa einen Eisbären gesehen?»

Ich hatte ihnen zu Hause erzählt, wie kalt es in Sibirien sei, woraufhin sie mich fragten: «So kalt wie bei den Eisbären?» Nach ein paar Minuten schickte meine Frau die Kinder fort. «Lasst mich auch mal reden», hörte ich sie sagen und sah verwackelte Bilder. Ein Knie? Haare? Dann ihre Stimme: «Jetzt aber ins Zimmer!» Noch mehr Geschrei, eine Tür, die ins Schloss fiel.

«Da bin ich», sagte sie. «Wie ist Moskau?»

«Viel haben wir nicht gesehen. Es regnet, ich habe keine warmen Schuhe.»

«Dann kauf dir welche.»

«Ich weiss schon.»

«Wie ist die Stimmung zwischen dir und deinem Vater?»

Am liebsten hätte ich ihr geantwortet – geht so, weil es doch genau so war, stattdessen aber erzählte ich ihr, was für einen niedergeschlagenen Eindruck er auf mich machte. «Dauernd ist er müde», sagte ich, «so desinteressiert. Bin ich eigentlich auch so?»

«Wie?»

«So verschlossen.»

«Gib ihm noch ein paar Tage», riet sie mir, und ich nickte.

«Wie geht es den Kleinen?»

«Sie klagen über Halsschmerzen.»

«Verdammt.»

«Nicht so schlimm.»

«Okay», sagte ich.

«Okay», sagte sie. Im Hintergrund sah ich unser Wohnzimmer, die grünen Sessel, das Bücherregal, über das wir ewig diskutiert hatten, bevor wir es kauften. Auf dem Boden lagen die beiden Gummidinosaurier, auf die wir immer traten, wenn in der Nacht eines der Kinder schlecht träumte oder Durst hatte und wir aufstehen mussten, um es zu beruhigen. Der eine hatte Flügel und spitze Zähne, der andere einen langen gelben Hals. Sie waren auf dem Bildschirm kaum zu erkennen, aber ich wusste, dass sie es waren. Sie gehörten zu unserer Welt.

«Pass auf dich auf», sagte meine Frau.

«Ich melde mich aus Sibirien», antwortete ich und fand, dass das gut klang. Und mit einem Klick war sie weg.

10.

Mein Grossvater Feri war Leutnant der ungarischen Armee, den Deutschen unterstellt, und kämpfte Seite an Seite mit ihnen gegen die vorrückende Rote Armee. Feris letzter Posten lag in den Weinbergen der Stadt Székesfehérvár, nicht weit vom Plattensee entfernt. Als die Verteidigungsfront gegen die Russen in Ungarn im Januar 1945 zusammengebrochen war, nur mehr im Umkreis der Hauptstadt gekämpft wurde und die Truppen der Wehrmacht von einem Tag auf den anderen verschwunden waren, schickte auch er seine verbliebenen Leute nach Hause und begab sich auf Umwegen in das 25 Kilometer weit entfernte Dorf namens Sárosd, wo meine Grossmutter Maritta und Agnes in Sichtnähe voneinander aufgewachsen waren. Das Schloss meiner Familie war bereits zerbombt und geplündert, das Dach abgebrannt. Agnes' Haus stand noch, doch der Laden war leer, die Fenster mit Brettern vernagelt und ihre Eltern tot. Die Menschen blieben aus Angst in ihren Häusern, die Felder waren verwahrlost, die Kirche geschlossen, die Zigeuner am Dorfrand verschwunden, wer weiss schon, wohin, im KZ vergast, irgendwo vergessen, kein Mensch, der sich um sie kümmerte.

Feri fand Unterschlupf bei einem Bauern, den er kannte. Es gibt mehrere Briefe und Dokumente aus dieser Zeit, mit deren Hilfe sich die Ereignisse gut rekonstruieren lassen: Er war gerade dabei, seine Uniform zu vergraben, als es hiess, dass sich alle Ange-

hörigen des ungarischen Militärs in der sowjetischen Kommandantur melden sollten, um neue Ausweise abzuholen. Und weil er in Budapest nach seiner Frau und seinen Söhnen suchen wollte und entsprechende Reisedokumente brauchte, ging er dorthin. Seine Waffe, die Uhr und den Ehering aber liess er bei dem Bauern zurück. Dafür gab es mehrere Zeugen:

Der Pfarrer: «Ich habe ihm abgeraten, sich bei den Russen zu melden, und ihm ein Zettelchen zugesteckt, auf dem stand, wann der nächste Zug nach Budapest fuhr. Doch Feri wollte nicht auf mich hören. ‚Ich habe nichts verbochen‘, sagte er, ‚was soll mir schon passieren?‘»

Der Bauer: «Wir haben darüber gesprochen, dass es sich um eine Falle handeln könnte, doch ein Mann, der Frau und Kind sucht, ist nicht aufzuhalten. Seinen Ehering, die Uhr und die Waffe liess er bei mir. Seine Frau hat später alles abgeholt.»

Peti, der Kutscher: «Die Strassen nach Budapest wurden von den Russen kontrolliert. Aber ich habe ihm einen Tipp gegeben, wie er auch ohne Dokumente auf Schleichwegen in die Hauptstadt gelangen könnte. Ich hätte ihn begleitet. Ich hätte doch alles für die Familie getan. Doch er wollte nicht.»

Von diesen drei Menschen stand ihm der Dorfpfarrer am nächsten, jener Mann, der auch alles über den Tod von Herrn und Frau Mandl wusste. Meine Grossmutter hatte ihm im Beichtstuhl erzählt, was vorgefallen war. Sie hatte die Schüsse erwähnt und beschrieben, wie die Kieselsteine aufgespritzt waren, als Herr Mandl auf dem Boden aufgeschlagen war. Sie hatte davon gesprochen, dass sie doch etwas hätte tun müssen. «Ist es denn nicht unsere Pflicht?», hatte sie ihm durch das Sprechgitter in der Holzwand entgegengeschrien und plötzlich zu zittern begonnen,

weil ihr so unglaublich kalt war. Sie solle sich doch beruhigen und nicht so laut werden, hatte er ihr entgegnet. Dann hatte er gehört, wie erst ihr Kopf angeschlagen und sie anschliessend ohnmächtig vom Stuhl gefallen war.

Feri aber hörte weder auf ihn noch auf die anderen beiden Männer. Er erkannte den Ernst der Lage nicht, begriff nicht, was jetzt noch passieren sollte, der Krieg war fast vorbei, das verkündeten doch alle. Oder war es sein Glaube an Gott, der ihn leitete? Arglos wird er sich auf den Weg zu den Russen gemacht haben und traf dort auf einen jungen sowjetischen Leutnant, der Deutsch und Französisch sprach, der nicht brüllte, sondern höflich war, fast freundlich, und der die Aufgabe hatte, alle ungarischen Armeeangehörigen zu verhören. Und weil dieser Leutnant einen Dolmetscher suchte, forderte er meinen Grossvater auf, ihn zu begleiten.

Dieser Russe, mit dem mein Grossvater die nächsten Wochen verbrachte, hiess Efim Etkind. Damals war er 27 Jahre alt, später sollte aus ihm ein angesehener Literaturprofessor werden, der die Sowjetunion Mitte der Siebzigerjahre aus politischen Gründen verlassen musste. Etkind, dem ehemaligen Rote-Armee-Soldaten, wurde vorgeworfen, das Manuskript von Alexander Solschenizyns *Archipel Gulag* zu besitzen, wodurch er sich des Landesverrats schuldig machte. Ausserdem stand er dem sowjetkritischen Schriftsteller Joseph Brodsky nahe, was ausreichte, um die Leute vom KGB auf den Plan zu rufen.

Efim Etkind und mein Grossvater werden sich Ende der Neunzigerjahre als Greise Wiedersehen. Der Kalte Krieg ist dann längst vorbei, Jelzin an der Macht, die Sowjetunion zerbrochen. Etkind ist mit einer deutschen Frau verheiratet, mein Grossvater von Demenz gezeichnet. Sie haben fünfzig Jahre Weltgeschichte

auf dem Buckel und sitzen sich mit schlohweissen Haaren auf einem Sofa gegenüber.

Noch aber waren sie jung und führten Verhöre irgendwo in der ungarischen Provinz, der Krieg war bald zu Ende. Etkind stellte die Fragen, mein Grossvater übersetzte, bis zu dem Tag, als Etkinds Kompanie abberufen wurde, wahrscheinlich Mitte Februar 1945.

In grösster Eile wurde mein Grossvater im nächsten Sammellager abgeliefert. Er war dort kein Dolmetscher mehr, sondern ein normaler Gefangener. Stacheldraht umzäunte dieses Gebiet in der Grösse eines Fussballfeldes und täglich kamen neue Gefangene hinzu. Wurde ihm da bewusst, was ihm blühte? Ob er es bereute, sich freiwillig im Rathaus gemeldet zu haben? Er sei so fromm gewesen, sagten die, die ihn gut kannten, einer der wenigen, die wirklich beseelt waren von Gott. Feri war kein lauter Mensch, kein Anführer, kein Rebell. Die meiste Zeit wird er in einer Ecke gestanden und gebetet haben, ja, so könnte es gewesen sein. Er hat sich auf Gott verlassen. Hat er sich auch gefragt, wo dieser verdammte Gott in jenen Jahren war, als in Europa Millionen Menschen starben?

Während mein Grossvater im Sammellager an seine Frau und seine Kinder dachte, stand Budapest in Flammen. Russische Truppen kesselten die verbliebene deutsche und ungarische Armee ein, auf den Strassen lagen Tote, 150.000 Menschen starben, darunter 30.000 Zivilisten. Am 13. Februar hissten russische Soldaten auf dem Burgpalast die Sowjetflagge, die Schlacht war vorbei.

Noch Wochen nachdem der letzte Schuss gefallen war, lagen Pferdekadaver auf der Strasse, über die auch meine Grossmutter mit ihren beiden Kindern gestiegen war, um in die Wohnung ihrer Schwiegermutter zu gelangen, die sich in einem der wenigen unversehrten Stadtteile befand.

Béla, ihr zweites Kind, schlief in einer Wiege, es war blass und ganz abgemagert. Auf den Strassen zogen singende Truppen vorbei, ratternde Lastwagen mit rotem Stern. Immer wieder kamen auch Diebe, Verwundete und hungernde Menschen ans Fenster, wollten auch in diese Wärme, wollten auch ein wenig Suppe, doch meine Grossmutter und ihr Schwager und alle anderen im Raum, die noch bei Kräften waren, vertrieben sie mit Gusspfannen und abgeschlagenen Flaschen.

Bald ist der Krieg zu Ende, machten sie sich Hoffnung, bald ist die Zeit vorbei, in der sich Menschen benehmen wie Tiere.

Dann klingelte ein Mann an der Tür. Ein Russe. Ein Soldat. «Ich habe Neuigkeiten über Ihren Mann», sagte er auf Französisch zu meiner Grossmutter. Er hatte dunkle Haare, war schlank und wirkte verlegen, Efim Etkind. «Ich bin Feri begegnet, er hat für uns als Dolmetscher gearbeitet.» Er versicherte ihr, dass Feri wohlauf sei und schon bald hier eintreffen werde. «Wir sind beinahe so etwas wie Freunde geworden», sagte er und verschwand.

All dies passierte in jenen seltsamen Tagen kurz vor Kriegsende, in denen die Menschen noch gar nicht verstanden, wie ihnen geschehen war. Agnes arbeitete in jenem Frühjahr 1945 draussen vor der Spinnerei. Sie trug ihre löchrigen Häftlingskleider um ihre knochigen Hüften, hatte eine Spitzhacke in der Hand, um ein Loch in die Erde zu schlagen. Ihr neuer Arbeitsbefehl lautete, Bunker bauen. Die deutsche Bevölkerung sollte vor den Bombenanschlägen der Alliierten sicher sein. Und so stemmte sie die Hacke in die Luft und liess sie auf den kalten Boden fallen, wäh-

rend meine Grossmutter Maritta in Budapest ihr zweites Kind in den Armen hielt, das sich kaum regte und nichts mehr ass, und Tante Margit und Onkel Ivan in Rechnitz, diesem kleinen Ort im Burgenland, Sekt und Wein aus dem Keller holen liessen, es sollte gefeiert werden.

In Rechnitz knallten früh die ersten Korken an die Decke, Margit und Ivan tanzten und tranken aus vollen Flaschen, sie waren ja noch jung. Agnes lag in einer Baracke und schlief, es war eine mondhelle Nacht Ende März, als meine Grossmutter ihr zweites Kind vergrub und niemandem davon erzählte, während mein Grossvater Feri schon in einem der Waggons sass auf dem Weg in den Gulag. Und als in Rechnitz gegen Mitternacht der Anruf einging, sie sollten 180 Juden verschwinden lassen, die am Bahnhof stehen, schickten Tante Margit und Onkel Ivan ihre Leute, um das für sie zu erledigen.

Ein paar Tage später war der Krieg tatsächlich zu Ende, Hitler hatte sich erschossen. Und diese Stunde null begann leise: Agnes wachte auf, sie lag auf ihrer dünnen Matratze in einer Baracke irgendwo in Polen und wunderte sich über diese Ruhe, keiner, der an die Tür klopfte, kein Morgenappell, keine schreienden Wärter, nur diese seltsame Stille. Meine Grossmutter packte in Budapest ihren Koffer, nahm das Kind, das ihr geblieben war, an der Hand, trat aus der Wohnung hinaus, um sich auf die Suche nach ihren Eltern zu machen, und als sie um die Ecke bog, sah sie auf einmal diesen Strom an Menschen, schmutzige, hungrige Männer und Frauen, auf dem Weg zurück zu ihren Kindern, Nachbarn, Verwandten. Sie kamen aus Konzentrationslagern, Gefängnissen und Lazaretten. Sie krochen aus Verstecken, aus Kellern, aus Ruinen zerbombter Häuser.

Fotografien von Osteuropa aus dieser Zeit zeigen Szenen der Apokalypse, zerstörte Städte, verbrannte Dörfer, Rauchsäulen

am Horizont, Stacheldrahtreste in Strassengräben, verlassene Baracken ehemaliger Lager auf unbestellten Feldern, tote Pferde, vergessen im Moor.

In Städten wie Budapest war die Luft voller Leichen. Sie war dicker als üblich und roch nach nichts, erzählten die Überlebenden, doch sie hinterliess einen eigenartig seifigen Film auf der Haut, eine feine Schicht, die man schwer losbekam, auch wenn man sich noch so lange schrubbte. Gesicht, Arme und Beine waren sofort wieder belegt.

Der Mann, der damals bei meiner Grossmutter an der Wohnung geklingelt hatte, der schüchterne, höfliche Russe Efim Etkind, irrte sich in einem Punkt: Bis mein Grossvater in Budapest eintreffen wird, sollten zehn Jahre vergehen.

Zunächst brachte man Feri in die russische Garnisonsstadt Woronesch, Lager 82, Abteilung 6, 500 Kilometer von Moskau entfernt. Von dieser Fahrt gibt es keine Aufzeichnungen, aber sie könnte sich in etwa so abgespielt haben, wie das der ungarische Schriftsteller István Ôrkény, der wie mein Grossvater in russische Gefangenschaft geraten war, in seinem Buch *Das Lagervolk* beschreibt: Mehr als dreissig Männer sassen eingepfercht auf dem nackten Boden des Waggons, einige auf einer Pritsche, als man ihnen noch einen Mann hineinwarf, dem man beide Beine amputiert hatte, ein ehemaliger Arzt, ein guter Schwimmer. Oben auf der Pritsche gab es noch ein wenig Platz für ihn. Am sechsten Tag der Zugfahrt lockerte sich plötzlich die Befestigung, das eine Ende der Pritsche glitt zu Boden, der Zug rüttelte, die Knochen waren noch nicht richtig verheilt, selbst ein Kratzer verheilte damals nur schwer. Der Mann rutschte und schrie.

Manchmal überwand sich einer, schob ihn wieder zurück und setzte ein Stück Holz als Stütze unter die Schräge. Doch das half nicht viel. Man hätte die Pritsche hochheben und wieder festnageln müssen, aber keiner raffte sich auf. Der Krüppel wimmerte noch zwei Tage, dann verstummte er. Seine Schmerzensschreie, seinen Tod nahm man ungerührt hin.

Keiner der Gefangenen zeigte Mitgefühl mit seinen Kameraden, jeder war sich selbst der Nächste, man orientierte sich mithilfe der Instinkte. Die Erinnerung setzte aus oder hörte ganz auf. Nicht nur Gesichter und Bilder verblassten, sondern auch lieb gewonnene Namen und wichtige Jahreszahlen. Viele glaubten, es läge am Typhus. Doch das stimmte nicht. Es lag an der Gleichgültigkeit.

Drei Jahre nach seiner Verhaftung, 1948, in dem Jahr also, als in Ungarn die Kommunisten an die Macht kamen, meine Grossmutter Maritta sich damit abfinden musste, dass eine Epoche zu Ende gegangen war und die ganze gesellschaftliche Ordnung von einst auf dem Kopf stand, wurde mein Grossvater Feri in Woronesch zum Tode verurteilt. Er habe, so steht im Urteil, gemeinsam mit anderen ungarischen Armeeangehörigen unschuldige Bürger im Dorf Ilowka verprügelt und einen Herrn Djuretskij erschossen. Mehrere Zeugen hätten ihn erkannt.

Batthyany, Ferenc/Personennummer 34897534

Geburtsort: Kittsee, 1915

Grösse: mittlere

Figur: schlank

Hals: lang

Gesicht: dreieckig

Ohren: klein, rund, abstehend

Beruf: Jurist

Rang im Militär: Leutnant, Kompaniechef in der ungarischen Armee,
206. Artilleriesdivision

Sonstiges: Er stammt aus einer Fürstenfamilie mit Grossgrundbesitz.

«Ich bin unschuldig», sagte er im Prozess und weigerte sich, das Urteil zu unterzeichnen.

«Du bist ein Graf?», wurde er gefragt.

«Ja.»

«Dann erzähl uns doch, wie du Proletarier ausgebeutet hast.»

«Ich habe niemanden ausgebeutet.»

«Bist du ein Graf oder nicht?»

«Kann ich was dafür?»

«Halt den Mund.»

Zwei Jahre später wurde das Urteil revidiert, die Todesstrafe in eine lebenslange Haft umgewandelt. Stalin zeigte sich milde, und Feri wurde von Woronesch nach Stalingrad, Lager 362 verlegt. «Gesundheitszustand: gut; epidemische Krankheiten: keine», steht in den Überweisungspapieren, daneben die Bemerkung: «Verschärftes Regime ist erforderlich.»

Ein Jahr später wurde er in das Gebiet Swerdlowsk verlegt, in die Nähe von Jekaterinburg, ins Uralgebirge; erst nach Rewda, dann in eine Stadt namens Asbest, in der er mit blossen Händen Gestein aus dem Permafrost kratzte, dessen Fasern später für den Häuserbau verwendet wurden und Krebs erzeugen.

Tagebücher IV

Agnes

Was also haben wir getan, an dem Tag, als der Krieg zu Ende ging? Nachdem der Fabrikdirektor die Schlüssel weggeworfen und gesagt hatte, dass wir alle frei seien, rannten wir zur Tür hinaus. Vor den Toren standen jene Wärter, für die wir die ganze Zeit gearbeitet und deren Befehle wir entgegenzunehmen hatten; nun verteilten sie Suppe.

Später an diesem so eigenartigen Tag sind wir mit russischen Soldaten auf ihren Panzern mitgefahren, sie gaben uns Brot und Speck und zeigten uns, wie man auf Russisch salutiert. Und als es dunkel wurde, gingen wir wieder in unsere Baracken. Wo hätten wir sonst übernachten sollen? Doch die Russen lauerten uns auf. Es war schrecklich. Sie waren wild geworden, niemand konnte sie zurückhalten, sie nahmen keine Befehle mehr entgegen. Der Krieg war vorbei, jetzt es war ihnen alles egal. Sie klopfen an unsere Tür und wollten rein, ich hatte schreckliche Angst. Doch auch in diesem Moment hatte ich Glück, denn eines der Mädchen aus unserer Gruppe sprach ein wenig Russisch. Sie sagte, dass es sich hier um eine Art Krankenstation handle und dass wir alle unter schweren Entzündungen litten. So lernten wir, dass es wohl nur eine Sache gab, die die Russen stoppen konnte: die Furcht vor einer ansteckenden Krankheit.

Maritta

Während ich den Krieg in einem Keller in Budapest verbracht hatte, waren meine Eltern, kurz bevor die Rote Armee unser Dorf erreichte, in die Zisterzienserabtei Zirc, eine Kleinstadt im Westen Ungarns, geflohen. Dort überstanden sie die ärgste Zeit relativ ungeschoren. Wenig später, im April 1945, stiess ich mit meinem drei Jahre alten Sohn dazu. Er war nunmehr mein einziges Kind. Da mein Elternhaus zum Teil zerbombt worden war und die Räume, die noch standen, von den Russen als Militärlazarett genutzt wurden, quartierten wir uns in unser ehemaliges Jagdhaus ein. Es lag abseits der Verkehrsstrassen, inmitten eines grossen Waldes, ohne Strom, ohne Wasser, abgeschnitten von der Welt. Die Nachrichten tröpfelten äusserst spärlich und unverlässlich ein. Von Feri wusste ich nur, dass er in einem rumänischen Sammellager gesehen worden war. Er soll, so hiess es, keinen Mantel und bloss Halbschuhe getragen haben. Sein Truppenzug sei weiter gen Osten gefahren. Erst Jahre später sollte ich erfahren, dass er zu dieser Zeit von einem russischen Militärgericht zum Tode verurteilt wurde. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg bildete sich in Ungarn, unter dem Schutz der Siegermächte, eine demokratische Regierung. Zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes wurden freie Wahlen abgehalten. Der allererste und einstimmige Beschluss des neuen Regimes schlug so unerwartet ein wie ein Naturereignis: die radikalste Bodenreform, die man sich denken konnte. Sie sollte alles verändern. Grundbesitzer wurden enteignet, ihr Land mit sofortiger Gültigkeit zum staatlichen Eigentum erklärt. Als Grossgrund galt jedes Areal über 1'000 Morgen, was ungefähr 500 Hektar entspricht. Die Enteignung war total und geschah ohne die geringsten Ge-

genleistungen. Gleich darauf verteilte der Staat diesen Boden unter den Landbewohnern und Kleinbauern. Das Land sollte in das Eigentum des arbeitenden Volkes übergehen.

Mag sein, dass man das aus heutiger Sicht als gerecht empfindet, als eine längst fällige Tat. Für uns unmittelbar Betroffene bedeutete die Bodenreform allerdings ein gravierendes Ereignis, denn sie riss uns wortwörtlich den Boden unter den Füßen weg.

Doch die eigentliche Katastrophe konnten wir zu diesem Zeitpunkt nicht verstehen, geschweige denn formulieren: Die ganze Reform führte zu dem Zusammenbruch eines jahrhundertealten Systems. Eine Welt verschwand. Wenn ich heute zurückblicke, erscheint es mir gewaltig, dass sich weder Hass noch Rache ihren Weg bahnten. Die Reaktion war vielmehr eine sehr tiefe, bestürzte und sprachlose Betroffenheit.

Mein Vater äusserte sich überhaupt nicht zu diesem Thema. Und auch zu keinem anderen. Er blieb stumm bis zum Tag seines Todes. Die wenigen Momente des Glücks fand er in seinen Waldspaziergängen. Er, meine Mutter, wir alle wurden zu Maulwürfen. Wir waren eine Familie von Maulwürfen. Zogen uns zurück. Glaubten an nichts mehr. Dachten nicht weiter als an die nächsten Stunden. Es war die einzige Möglichkeit zu überleben.

Agnes

Am nächsten Tag krochen wir aus unseren Betten und liefen herum. Wir hatten nichts als unsere Gewänder und unsere Holzschuhe. «Warum tragt ihr solche Schuhe?», wurden wir von einem Russen gefragt, und wir antworteten: «Weil wir keine anderen besitzen.»

So kam *es*, dass sie uns in die nahe Stadt mitnahmen und bis vor ein Schuhgeschäft fuhren. Der Laden war zwar verriegelt, aber das hinderte sie nicht daran, ihn zu öffnen. Es herrschte ja ein einziges Chaos, keine Ordnung, überall Menschen auf der Strasse, Soldaten, Verwundete, Heimkehrer, Flüchtlinge, Häftlinge. Auch im Laden war alles durcheinander. Ich suchte mir ein paar Schuhe mit Schnürsenkeln aus und ging wieder nach draussen. Als mich der Russe sah, der mich hergebracht hatte, fragte er: «Ist das alles?» Er führte mich zurück in den Laden, nahm so viele, wie er tragen konnte und überreichte sie mir. Dann sagte er: «So, jetzt hast du Schuhe.»

Zusammen mit vierzehn anderen Mädchen bat ich den Bürgermeister um Hilfe – wir wollten zurück nach Ungarn, nach Hause zu unseren Familien. Zwei Polizisten boten an, uns mit einem kleinen Lastwagen an die tschechoslowakische Grenze zu fahren. Dort wollten sie uns erst nicht passieren lassen, sondern in Quarantäne stecken. Wir aber liessen uns nicht einsperren, nicht erneut, und liefen einfach weiter, bis wir die Universitätsstadt Brünn erreichten. Gepäck hatten wir keines, und mittlerweile waren wir nur noch zu acht. Am Bahnhof standen russische Soldaten herum, vor denen man immer auf der Hut sein musste, denn schnell hatte dich einer gepackt. Wir hatten keine Ahnung, in welchen Zug wir steigen sollten, und doch schafften wir es irgendwie bis nach Bratislava. Dort am Bahnhof sahen wir Zelte des Roten Kreuzes. Helfer gaben uns zu essen, und sie boten uns Pritschen an, damit wir uns etwas ausruhen konnten. Doch wir wollten weiter, jede von uns, so schnell wie möglich. Endlich heim nach Budapest.

Maritta

Ungarn lag in Trümmern, meine Familie wurde über das ganze Land verstreut, die Gesellschaftsordnung stand köpfling. Die grösste Gefahr drohte uns nicht vom «Russen», dem Sowjetsoldaten, sondern von den Kommunisten, die nach dem Fall der Hauptstadt Rache geschworen hatten und ausgeschwärmt waren wie Hornissen. Wie leicht wäre es gewesen, und wäre es heute noch, den Sowjets 'die ganze Schuld zuzuschieben, aber es war unser Volk, das uns nicht mehr wollte: «Jetzt seid ihr dran!», hiess es, «ihr Grafen und Horthy-Offiziere.»

Es genügte ein einziger Verdacht – nicht mal der – und man wurde verhaftet. Die Lüge etablierte sich. Als bestes Beispiel dafür stehen die ungeheuerlichsten Schauprozesse. Gleich am Anfang jener gegen den Kardinal Mindszenty und unseren nahen Verwandten Fürst Esterhazy. Der Kardinal stand für die katholische Kirche, der Fürst für tausend Jahre Feudalherrschaft. Sie mussten weg. Mit ohnmächtigem Entsetzen sahen wir zu, wie sie gedemütigt und in aller Öffentlichkeit verurteilt wurden. Kein Wort der Anklage stimmte mit der Wahrheit überein. Die Welt wurde zum Zerrspiegel. Nur mit makaberstem Humor hätte man es aushalten können. Denn vor diesem Spiegel standen wir gleich in der ersten Reihe. Wir, das waren meine Familie, unsere Verwandtschaft, unsere Sippe, kurz, unser gesamter sozialer Stand. Bis dahin war mir Klassenbewusstsein weitgehend fremd gewesen. Nun aber wurde mir klar, wer wir waren: Klassenfremde. Volksfeinde. Wir waren Täter.

Agnes

Drei Wochen dauerte die Reise. Drei Wochen nach Kriegsende war ich endlich zu Hause in Budapest. Die Häuserzellen lagen in

Trümmern, die Strassenbahnen fuhren nicht. Überall standen Menschen in kleinen Gruppen zusammen. Jeder sprach mit jedem. Und überall hiess *es*, die ersten Juden seien aus den Konzentrationslagern zurück: Jetzt waren wir also fast so etwas wie eine Sensation. Viele Menschen halfen uns und gaben uns Essen und Kleidung. Die Mädchen, mit denen ich unterwegs gewesen war, schwirrten aus, um ihre Familien zu suchen. Ich selbst lief zu meiner besten Freundin, die in der Nähe des Bahnhofs lebte. Sie würde mir sagen können, wo sich meine Eltern befänden. Ihre Mutter öffnete die Tür. Wir umarmten uns, und sie fing an zu weinen.

«Weisst du, was mit meinen Eltern passiert ist? Hat man sie mitgenommen?»

Doch sie konnte kaum reden und sagte mir, ich solle ihre Tochter fragen. Ich ging dann zurück auf die Strasse, um meine Freundin zu suchen. Ich rannte los, ich konnte es kaum erwarten.

Maritta

Das Leben im Jagdhaus fern der Welt ging weiter. Wir bauten uns einen Stall, in dem sich, wie durch ein Wunder, bald ein Schwein und ein paar Hühner einfanden. Später kam noch eine Kuh dazu. Folglich lernte ich melken, und es gefiel mir sogar. Abends sass ich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Stirn gegen die Flanke der Kuh und betrachtete das Spiel meiner Hände. Ich spürte die Atembewegung des Tieres und sog den Duft der frischen Milch in mich ein.

Die für die Bodenverteilung zuständige örtliche Kommission liess meinem Vater etwa zehn Morgen Land zukommen. Karge kleine Felder an steilen Hängen. Sanft schmiegteten sie sich an die

umgebende Hügellandschaft, und wenn der Vollmond über dem Tal stand, boten sie einen zauberhaften Anblick. Ich betrachtete die Romantik dieser Bilder als Belohnung für die harte, mühselige Arbeit. Die Felder mussten mit der Hacke und bergauf bearbeitet werden, Pflanzenreihe für Pflanzenreihe, was unter der stechenden Sonne kein Ende nehmen wollte. Wenn mich der triefende Schweiß zu sehr juckte, legte ich eine Zigarettenpause ein. Dann setzte ich mich auf den steinigen Boden, liess den Blick schweifen und nahm ein paar tiefe Züge.

Obwohl Budapest nur knapp hundert Kilometer entfernt lag, brauchte man einen ganzen Tag, um in die Hauptstadt zu gelangen. Man musste in aller Herrgottsfrühe aufstehen, sich an die Landstrasse stellen und warten, bis der Bergwerkbus vorbeifuhr. Im Glücksfall nahm er einen bis zum nächsten Bahnhof mit. Irgendwann kam auch dort ein Zug vorbei. Budapest war zu jener Zeit faszinierend. Der Anblick der zerstörten und doch neu zum Leben erwachenden Stadt wirkte hinreissend und abstossend zugleich, insbesondere wenn man aus dem Wald kam. Die ärgsten Trümmer waren noch nicht weggeräumt, und doch keimte bereits an jeder Stelle etwas Neues auf. Es regte sich, spross, wuchs und wucherte mit wilder Kraft empor, aus jedem Spalt, jeder Lücke. Daneben blühten überall der Schwarzmarkt, der Tauschhandel, die zweifelhaften Unternehmen. Sogar die naivsten Pläne gediehen in dieser Atmosphäre des Aufbruchs.

Fand sich in einem Haus ein geeigneter Raum – in dem nicht Alte, Kranke oder Kleinkinder untergebracht waren –, richtete man ihn sogleich als Salon ein. Täglich kam es zu fröhlichen Zusammenkünften. Es wurde schon immer viel getrunken in Un-

garn, aber zu jener Zeit, auch wenn das fast unmöglich schien, tranken sie noch mehr als sonst.

Agnes

Ich rannte und rannte, und endlich fand ich meine Freundin, die ich so lange nicht mehr gesehen hatte. Wir umarmten einander und hielten uns an den Händen. «Weisst du was über meine Eltern?», fragte ich. «Hat man sie auch weggebracht?» «Nein», sagte sie und schüttelte den Kopf.

«Sind sie am Leben?», fragte ich.

«Sie haben sich umgebracht.»

«Selbstmord?»

11.

Am Tag nach unserer Ankunft in Moskau ging ich mit meinem Vater ins Gulag-Museum. Wir brauchten eine Weile, bis wir es fanden, es war nirgends ausgemaltes. Und die Passanten auf der Strasse, die mit uns redeten – die meisten liefen einfach weiter –, hatten noch nie davon gehört und schüttelten den Kopf: Gulag? Njet.

In einem Innenhof wurden wir fündig. Ein kleines Haus, zwei, drei Stockwerke, ein paar Karten an den Wänden, alte Fotos von Baracken im Schnee, von abgemagerten Männern in dicken Jacken und Fellstiefeln. Es gab einen Raum, in dem eine Holzpritsche stand, damit man als Besucher nachempfinden konnte, wie die Gefangenen geschlafen, wie sie sich gewaschen, aus welchen Tellern sie gegessen hatten. Doch es wirkte alles zu sauber, zu nett, wie in einem Puppenhaus. Vor einer grossen Karte durfte man ein paar Knöpfe drücken, dann leuchteten kleine Lämpchen auf, für jedes Lager eines, Archipel Gulag für Kinder.

Wo war denn die Gewalt Stalins? Der Terror? Allein aus Deutschland und Österreich waren mehr als zwei Millionen Menschen gefangen genommen und verschleppt worden, dazu kamen 300.000 Ungarn, von denen der letzte, ein gewisser Andras Toma, erst im Jahr 2000 zurückgekehrt war. Unzählige Italiener, Japaner, Amerikaner waren im ganzen Land verteilt, von der Grenze zu Polen bis ans Kap Deschnew am Ostzipfel Sibiriens.

Viele verhungerten, erfroren oder wurden schon auf dem Marsch in die Lager erschossen. Manch einer, der die Nazizeit erlebt hatte, sagte, Hitler sei nichts dagegen gewesen. Ein Insasse, der in Dachau gewesen war, soll sich aufgehängt haben, als er hörte, dass er nach Sibirien müsse. Aus Briefen der Gulag-Häftlinge, den Zeks, so nannte man sie, geht hervor, dass viele sich wünschten, die Amerikaner würden die Atombombe auch über Sibirien abwerfen.

Der grösste Anteil der Gefangenen aber kam aus Russland selbst. Unter Stalin verschwanden Politiker, Bauern, Lehrer, Ärzte, ganze Völker, die Russlanddeutschen, auch Kinder – Frauen sowieso. Jewgenija Ginsburg, die achtzehn Jahre in Sibirien inhaftiert gewesen war, schilderte in ihrer Autobiografie, dass einer Gruppe von Kindern im Lager gestattet wurde, Welpen grosszuziehen, nur fielen ihnen keine Namen für die jungen Hunde ein, die Umgebung hatte ihnen alle Fantasie geraubt. Und so nannten sie sie Pfanne und Eimer, weil das Dinge waren, die sie täglich sahen.

Der amerikanische Journalist Ian Frazier erzählt in seinem Buch *Travels in Siberia* von einer Begebenheit im Sommer 1933. Ein Schiff, die Dshurma, mit Tausenden von Häftlingen an Bord, stach im Hafen der nahe Wladiwostok gelegenen Stadt Nachodka in See. Ungefähr zur selben Zeit segelte die Tscheljuskin, ein Forschungsschiff, zwecks wissenschaftlicher Studien ostwärts entlang der arktischen Küste. Der Winter brach in jenem Jahr überraschend früh ein, und die Tscheljuskin blieb im Eis vor Tschukotka stecken. Sowjetische Zeitungen berichteten darüber, Menschen auf der ganzen Welt verfolgten das Schicksal der Forscher. Die Norweger boten ihre Hilfe an, um die Menschen auf der Tscheljuskin zu retten, aber die Sowjets lehnten ab. Tatsächlich gelang es ihnen dann selbst, die Wissenschaftler zu befreien, was

die Medien als Sieg feierten. Erst Jahre später wurde klar, warum die Russen jegliche Hilfe abgelehnt hatten.

Das Gefangenschiff, die Dshurma, war ebenfalls im Eis steckengeblieben, nur 200 Meilen von der Tscheljuskin entfernt. Von diesem Schiff durfte aber niemand erfahren. Tausende von Menschen, Häftlinge, Wärter, Matrosen mussten monatelang ohne Nahrungsmittel und Hoffnung auf Rettung auskommen. Was in diesen Tagen wirklich geschah, weiss niemand. Man sagte, die Besatzungsmitglieder hätten die Toten gegessen, und als die Dshurma im nächsten Frühling im Hafen einlief, befand sich unter den Überlebenden kein einziger Gefangener mehr. Und die, die an Land gingen, der Kapitän, ein paar Mitglieder der Crew, hatten den Verstand verloren.

Doch nichts von diesem Irrsinn war in diesem Museum spürbar.

Mir kam eine Szene aus Alexander Solschenizyns *Archipel Gulag* in den Sinn, das ich auf diese Reise mitgenommen hatte. Ich wollte das Buch im Flugzeug lesen, doch ich war nicht weit gekommen, die kleinen Buchstaben, die vielen Seiten. Ich hatte stattdessen meinen Vater bei dem Versuch beobachtet, eine Packung Schokoladennüsse aufzureissen. Er hatte daran gezogen, gezerrt, das eine Ende in den Mund genommen, aber es war ihm nicht gelungen. Also hatte er sie wieder in die weisse Styroporschachtel zurückgelegt, die jedem Passagier nach einer Stunde, wir waren irgendwo über Polen, ausgehändigt worden war und in der sich auch ein wenig Huhn befand mit Pilzen – oder war es Truthahn?

Solschenizyn schildert in seinem Buch eine Parteikonferenz irgendwo in der Provinz, Tausende Kilometer entfernt von Moskau und eben doch nicht. Am Ende dieses Treffens kommt es zu Treuebekennnissen für Stalin, alle stehen auf und klatschen.

Drei, vier Minuten lang, die Hände schmerzen, die erhobenen Arme erlahmen, die Älteren schnappen nach Luft, aber niemand wagt, als Erster aufzuhören. Sechs Minuten vergehen, sieben, alle blicken sich an, sie schielen mit schwacher Hoffnung einer zum anderen. In den hinteren Reihen, im Gedränge, kann man schwindeln und für eine Weile pausieren, aber nicht vorne im Präsidium, nicht vor aller Augen. Neun Minuten vergehen, zehn, sie klatschen und werden weiter klatschen, bis sie Umfallen, bis man sie auf Bahren hinausträgt. In der elften Minute lässt sich der Direktor der Papierfabrik in seinen Sessel fallen, alle tun es ihm gleich, und der Applaus verebbt von einem Moment auf den anderen. Der Bann ist gebrochen, die Männer gerettet. In der Nacht wird der Direktor verhaftet. Ohne Weiteres wird er aus einem ganz anderen Grund zu zehn Jahren Haft verurteilt. Und im abschliessenden Untersuchungsprotokoll heisst es: «Und hören Sie in Zukunft nie als Erster auf zu klatschen.»

Wie können erwachsene Menschen elf Minuten klatschen aus Angst? Wie manipuliert man ein ganzes Volk? Das alles war in diesem Museum nicht zu sehen. Und wo war dieser Hunger, von dem ich so viel las? Es soll Zeks gegeben haben, die Maschinenfett assen, Katzen brieten oder Grassuppe tranken. Und die, die im Sommer den Blumen und dem Klee zwischen den Baracken nicht widerstehen konnten, lebten nicht lange. Haupttodesursache in den Lagern war Hunger, jeder Gefangene erhielt ein Stück Brot, Hirsebrei, schlecht gedroschenen Hafer und Kohl, immer nur Kohl. Dann war da noch diese Kälte, über die ich bei Warlam Schalamow, einem russischen Schriftsteller, der insgesamt sieben Jahre in Lagern verbracht hatte, las: Alteingesessene konnten auch ohne Thermometer fast exakt bestimmen, wie kalt es war. Wenn Frostnebel herrschte, waren es draussen minus vierzig

Grad; wenn die Luft beim Atmen mit Geräusch ausfuhr, doch das Atmen noch nicht schwer wurde, waren es minus fünfundvierzig; wenn das Atmen ein Geräusch machte und Kurzatmigkeit dazu kam, waren es fünfzig Grad unter null. Bei mehr als minus fünfzig Grad unter null gefror die Spucke in der Luft.

In den Räumen dieses Museums war über all das nichts zu erfahren, doch vor allem ging es nirgends um die Frage, warum man heute noch so wenig darüber weiss. Die Kriegsgefangenschaft in der ehemaligen Sowjetunion ist das «am wenigsten erforschte Thema der Zeitgeschichte», stand in einem der Bücher, das ich zur Vorbereitung auf diese Reise überflogen hatte. Warum gibt es kaum Literatur darüber? Kaum Filme? Warum befindet sich dieses Gulag-Museum ausgerechnet in einem Moskauer Hinterhof? Und warum ist es so klein und schlecht ausgestattet?

Nicht einmal über die Anzahl der Opfer des Stalinismus ist man sich einig. Sechzig Millionen Russen sollen eines unnatürlichen Todes gestorben sein in der gesamten Zeit der kommunistischen Diktatur von 1917 bis 1992. Ein grosser Teil davon unter der Herrschaft Stalins, von dem man in Moskaus Zigarettläden kleine Bilder kaufen konnte, Aufkleber fürs Auto, Puppen fürs Regal zu Hause, ein Kartenspiel mit den ranghöchsten Kommunisten, alles Verbrecher: Stalin war das Pikass.

Damit so etwas nie wieder passiert, heisst es doch in so vielen Büchern über die Shoah. Deshalb all die Gedenkveranstaltungen, die Ausstellungen, Filme, Studien, Archive, auch fünfzig, sechzig, siebenzig Jahre danach. Wieso aber gilt das nicht für die Gräueltaten der Russen? Warum kümmert das niemanden?, fragte ich mich

und sah Lenin in die Augen, dessen Foto an der Wand hing.

Mein Vater setzte sich auf einen Klappstuhl, der in einer Ecke stand. War er wieder müde? Oder hatten ihn die Fotos an den Wänden, die Pritsche, die Nachahmung des Kerkers doch mehr mitgenommen, als ich dachte? Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, was ihm gutzutun schien.

Auf unserem Rundgang durch das Museum wurden wir von Nadja begleitet, einer jungen Frau Mitte dreissig. Sie leitete die Ausstellung und bediente auch die Kasse beim Eingang und die Cafeteria. Sie allein schien für die Geschichte des stalinistischen Terrors zuständig zu sein, eine kleine, zierliche Frau mit dünnem Haar. Wir stellten ihr ein paar Fragen. Ob es Gefangene gegeben habe, denen die Flucht gelungen sei. «Wie war das», fragte ich, «als sie wieder nach Hause durften, heim zur Familie, haben sie über das Erlebte gesprochen?»

Nadja sah uns an, sie hätte viel erzählen können, über das Schweigen all dieser Männer, das bis heute anhält, über das Leben nach dem Lager, im 21. Stock eines grauen Wohnhauses am Rand einer trostlosen Stadt. Doch ihr Englisch, sagte sie, sei nicht gut genug. Sie schüttelte den Kopf, zog die Schultern hoch, presste die Lippen aufeinander. Sie wollte, doch es ging nicht. Als sich mein Vater dann aber von ihr verabschiedete und sagte: «My father, ten years, Gulag», war ihre Unbeholfenheit plötzlich weg. «I'm so sorry», antwortete sie, nahm seine Hände in ihre und sah ihm lange in die Augen. So standen sie da, mir kam es vor wie Minuten, es brauchte keine Worte, und er kämpfte gegen die Tränen.

Mit der U-Bahn fuhren wir zum Roten Platz. Um in den Untergrund zu gelangen, muss man sich mit seinem ganzen Gewicht

gegen metallene Pendeltüren stemmen, als würde man jemanden anrempeeln, anders waren sie nicht zu öffnen. «Warum gibt es nur in Moskau solche Höllentore?», fragte mein Vater, der ungläubig und auch ängstlich davor stehen blieb, wie das alte Menschen auch vor Rolltreppen tun. Ich sah ihn an, «jetzt komm schon», rief ich ihm zu. Warum hatte ich nur so wenig Geduld mit ihm? Weil ich die Vorstellung nicht aushielt, dass er zu schwach war für all das. Ich hielt dieses Gebrochene nicht aus, das war es.

«Russland war ...», begann er.

«Wie Auschwitz, ich weiss ...»

«Sag das nicht so. Russland, das war der Teufel, verstehst du? Die haben uns alles genommen. Sie haben hunderttausend ungarische Frauen vergewaltigt, wusstest du das?»

Noch immer stand er vor diesen Türen und sah anderen Passanten zu, die sich mit voller Wucht dagegen warfen. Ein paar Frauen in Lederstiefelchen hingegen warteten den Moment ab, bis die Türen nach hinten ausschlangen, um dann schnell hindurchzuschlüpfen. «Die Russen haben Methylalkohol aus den Benzinlampen gesoffen, kannst du dir das vorstellen? Die Deutschen waren zivilisierter.»

«Die Nazis? Zivilisiert?», fragte ich, «das ist nicht dein Ernst.»

«Nicht jeder Deutsche war ein Nazi», antwortete er. Da nahm ich seinen Arm und zerrte ihn durch diese Schleuse, wie ich das mit meinem Sohn mache, wenn er nicht ins Badezimmer kommt, wo ich ihm die Zähne putzen will. Wir liefen durch einen Gang, vorbei an dicken Frauen mit Kopftüchern, die Meerrettich in Gläsern verkauften. Ich hielt noch immer seinen Mantel, wir gingen an Kohlköpfen vorbei, die auf Kartons am Boden lagen, Socken, gefälschten Gucci-Gürteln, und er liess sich führen. War es nicht

mal umgekehrt gewesen? Es hatte doch mal eine Zeit gegeben, da war er es, der mich über Strassen begleitet und meinen Pass für mich in seiner Jacke aufbewahrt hatte. Irgendwann aber hatte sich das gedreht. Jetzt zerrte ich ihn durch U-Bahn-Gänge, wies ihn auf Regenpfützen hin und achtete darauf, dass er sich nirgends stiess. Wann genau vollzog sich dieser Wechsel, den jeder Sohn mit seinem Vater irgendwann wortlos durchlebt? War es ein bestimmter Tag? Ein Moment? Und waren beide damit einverstanden?

Wir entschieden uns nach langer Suche für ein japanisches Restaurant, in dem das Sushi auf einem Förderband an uns vorbeiratterte. Es war später Nachmittag, längst dunkel. Wir tranken Wodka und redeten über meinen Grossvater, nicht über seine Zeit im Lager, sondern die davor, als er Soldat gewesen war in der ungarischen Armee und an der Seite der Deutschen zuerst in Polen, dann in der Ukraine gekämpft hatte.

«Hat er geschossen?», fragte ich meinen Vater, während ich Wasabi in Sojasauce auflöste.

«Niemals.»

«Wie kann man in der Armee sein und nicht schiessen?» «Er konnte keiner Fliege was zuleide tun. Ausserdem war er sehr religiös.»

«Na und?»

«Na und – was?»

«Schmeckt gut. Wie schmeckt deins?»

«Geht so. Ich will keine Stäbchen. Gibt es hier auch Gabeln?»

«Musste man als ungarischer Soldat mit dem Hitlergruss salutieren?»

«Ach was.»

«Schliesslich war man ja Deutschlands treuster Verbündeter.»

«Willst du mir gerade sagen, dass dein Grossvater ein Nazi war?»

Natürlich endete dieses Gespräch im Streit. Hitler, der Gulag, Religion und Wodka, das war zu viel für uns. Mit jeder Minute wurde ich wütender, lauter und betrunkenener, weil ich, wie immer, das Gefühl hatte, nicht an ihn heranzukommen. Ich hätte mich nackt ausziehen, hätte mich auf das Förderband legen, tanzen, schreien können, er hätte es nicht gemerkt. Alles perlte an ihm ab. Ich erzählte ihm, dass ich zweimal wöchentlich bei einem Psychoanalytiker auf der Coach lag, weil ich dachte, ich könne ihn damit aus der Reserve locken; ich sagte ihm, dass ich mir Fragen stellte über meine Herkunft, meine Identität. «Ich fühle mich oft so, als wäre ich nicht da, verstehst du?» Doch er verstand nicht. Er konnte nicht auf mich eingehen, nicht als ich ein Kind war und nicht jetzt, was mich rasend machte. Meine Worte drangen nicht in ihn ein. Ich sah, wie sie an ihm herunterrutschten, wie nasser Schnee am Fenster, und sich am Boden zu einem nutzlosen Haufen Matsch sammelten. Da stand ich auf und schüttelte ihn, während roher Fisch an uns vorbeizog.

Ich weiss nicht, warum ich das tat. In der Schule war ich in ein paar Schlägereien geraten und einmal abends in einer Bar, aber ich war nie besonders kräftig gewesen, ich hatte keine Übung darin, handgreiflich zu werden. Jetzt aber packte ich seinen roten Wollpullover mit dem Reissverschluss, den er von seiner neuen Frau zum Geburtstag bekommen hatte; meine Eltern hatten sich scheiden lassen, als ich fünfzehn Jahre alt war. Ich schlug ihn nicht, aber ich war kurz davor – und er wehrte sich nicht dagegen. Er stiess mich nicht zurück, schrie mich nicht an; mein Vater war bereit, sich zu ergeben. So verharrten wir wenige Sekunden, in denen ich ihm nicht in die Augen sah, sondern das Metallgestell

seiner Brille fixierte und alles um mich herum vergass: die Gäste am Nebentisch, Sushi, Moskau, Gulag. Irgendwann liess ich los, setzte mich und war am Ende.

«Der Wodka», sagte er nach einer Weile und zupfte seinen Pullover zurecht.

«Der Wodka», sagte ich voller Scham und hörte meinen Puls gegen den Schädel pochen. Ich nahm eine seiner Zigaretten und zündete sie mir an, obwohl ich seit Jahren nicht mehr rauche. Ich hatte nicht den Mut, meinen Blick von der Tischplatte zu heben, bis mein Telefon summte, eine Textnachricht meiner Frau: «Kinder krank, Mandelentzündung!»

«Auch das noch», sagt er, als er die Nachricht las, und schüttelte den Kopf. «Was tun wir jetzt?»

Was wir jetzt tun? Ich weiss es nicht. Du bist der Vater, dachte ich, du musst es doch wissen.

Weil das Taxi zu teuer war, liefen wir wieder durch diese Pendeltüren, an den Kohlköpfen vorbei, dem Meerrettich, an Männern mit Zahnstochern im Mundwinkel, die Batterien verkauften, nahmen die U-Bahn und fuhren zu unserem Hotel. Wir schwiegen, bis wir im Zimmer waren, im 14. Stock dieses hässlichen Turms in dieser hässlichen Stadt, in der ich meinem Vater beinahe die Nase gebrochen hätte. Er zog sich seinen Pyjama an, ich war in Unterhosen, als wir uns wortlos umarmten.

Ich wachte auf, und meine Scham war über Nacht nicht verflogen. Wir zogen uns an, frühstückten und gingen los. Wir hatten einen Termin bei Dimitri Petrow und taten so, als wäre gestern nichts geschehen. Petrow ist der Leiter einer Organisation na-

mens Memorial, die seit den späten Achtziger] ahren die Gewalt-herrschaft der Kommunisten aufarbeitet. Ähnlich wie Yad Va-shem in Jerusalem wollen sie die Namen und Biografien aller Opfer veröffentlichen. Petrow sass in seinem kleinen Büro, überall Bücher, Kartons voller Flugblätter. Über Stalin, sagte er, wisse man in Russland nichts, in der Schule werde wenig erzählt. Es gebe sogar Versuche, ihn zu rehabilitieren, ein paar Verrückte in der Provinz wollten einen Obelisk aufstellen, Petrow lachte, seine langen grauen Haare fielen ihm ins Gesicht. «Unter Putin ist das alles schlimmer geworden.» Jelzin habe die Archive öffnen lassen, doch seit Putin an der Macht sei, werde wieder geschwiegen. «Wir sind nicht wie die Deutschen, wir analysieren die Vergangenheit nicht, gestehen Fehler ein und erkennen unsere Schuld an. Bei uns heisst es: Es gab Lager, es gab den Gulag, Stalin hatte schlechte Seiten, aber er hat vor allem grosse Siege errungen und uns ökonomischen Fortschritt gebracht. Die heroischen Momente der russischen Geschichte haben Vorrang vor den dunklen Kapiteln.»

Vor ein paar Jahren hatte Petrows Organisation eine Liste mit Forderungen zur Vergangenheitsbewältigung aufgestellt. Die Geheimdienstarchive sollten geöffnet, Stalins Terror in Schulbüchern angemessen behandelt werden. Sie forderten ein Denkmal wie das Holocaust-Mahnmal in Berlin, einen Museumskomplex für Schüler und Wissenschaftler. Der damalige Präsident Medwedjew liess verkünden, er würde sich der Sache annehmen, ganz sicher, bald. Aber nichts war geschehen.

Petrow blätterte in der Akte meines Grossvaters, die ich ihm gegeben hatte. Durch das Fenster drang nur wenig Licht in sein Zimmer. Er las das Todesurteil, das man über meinen Grossvater

gefällt hatte, las über die Verlegung von Woronesch nach Stalingrad und von dort nach Asbest. Draussen rauschten Autos vorbei, mein Vater sass neben mir. Er mochte Petrow, das konnte ich spüren. Er lachte, machte Witze, wie viel einfacher es ihm doch fiel, über Kommunismus und den Gulag zu sprechen als über sich selbst, dachte ich. Er stellte Fragen, zitierte aus Büchern, war neugierig. Nur wenn es um uns ging, meine Mutter, mich, den Umgang mit seinen Kindern, wurde er müde und einsilbig. War es das, was meine Generation von seiner und Petrows unterschied? Dass wir nie erlebt haben, wie eine fremde Macht von aussen alles veränderte, ohne dass man sich als Einzelner dagegen hätte wehren können? Diese Erfahrung fehlte uns, dieses Eingeständnis, machtlos zu sein, nicht das Zentrum der Welt, und zusehen zu müssen, wie andere über uns richteten. Dafür waren wir Experten des Ichs, diskutierten nächtelang über unsere Beziehungen, unsere sexuellen Vorlieben und unsere Glutenallergie. Schauten wir zu sehr nach innen, während sie nur das Aussen sahen?

Mein Vater und Petrow sprachen jetzt über Maty äs Rakosi, Sohn eines jüdischen Händlers, der in den Fünfzigerjahren in Ungarn an der Macht war. Viele der Kommunisten in den oberen Ämtern, wie die Parteichefs Ernó Geró und József Révai, wie der Gründer der politischen Polizei Gábor Péter, waren Juden. Die Judenfeindlichkeit, die heute in Ungarn herrscht, ist unter anderem darauf zurückzuführen. Es ist das Hauptargument der Antisemiten, man hört es auf Demonstrationen der Regierungspartei und kann es in Internetforen lesen: Die Juden hätten nicht nur die Banken und die Medien unter Kontrolle, sondern wären nach dem Krieg

alles Vorzeigekommunisten gewesen, was heute als eines der hässlichsten Schimpfwörter gilt.

«Rakosi ist einer der grössten Verbrecher in der Geschichte», hörte ich meinen Vater zu Petrow sagen, «ein Diktator, neben dem Gaddafi aussieht wie ein Schuljunge.» Und wieder war da diese Wut, die in mir aufkam, wie tags zuvor beim Japaner. Was tat ich hier eigentlich? Was hatte ich hier verloren? Ich hatte mich gut vorbereitet auf diese Reise, hatte die Akte meines Grossvaters gelesen, Schalamows Lageraufzeichnungen, Baberowskis Stalin-Biografie, doch jetzt fühlte es sich so an, als hätte ich mir etwas vorgemacht.

War ich nicht nach Sibirien geflogen, damit mein Vater mich endlich bemerkte? Und nun, da wir hier waren, musste ich feststellen, dass er mich nicht bemerken konnte, weil da so viele Dinge im Weg standen und ihm die Sicht auf mich verdeckten: der Kommunismus, der Gulag, Rakosi, unsere Vorfahren in den Uniformen, Männer mit Degen, Frauen in hochgebauchten Röcken. Sie alle drängten sich zwischen uns, irgendwo stand auch Lenin und lächelte. Kein Wunder, dass mein Vater mich nicht erkennen konnte. Doch am meisten auf sich aufmerksam machte Stalin. Er fuchtelte mit den Händen, zwirbelte seinen mächtigen Schnurrbart, «mich vertreibst du nie», schrie er mich an, und ich sah seine gelben Zähne. Ich konnte von noch so hohen Mauern fallen, wie früher als Kind; konnte mir die Haare färben wie als Teenager; ihn schütteln wie gestern – Stalin hatte recht. Gegen ihn hatte ich bei meinem Vater keine Chance.

Ich erinnerte mich an ein Telefongespräch mit meinem Vater wenige Wochen vor unserer Reise nach Sibirien. Er erzählte, dass im Fernsehen den ganzen Tag Filme über den Aufstand von 1956 liefen, als sich die Ungarn gegen die Kommunisten erhoben hat-

ten. Jedes Jahr wird dieser Tag gefeiert, es gibt Umzüge, Gedenkfeiern, Vorträge, Menschen legen Kränze nieder, zünden Kerzen an. «Der Volksaufstand», sagte er mir, «war eigentlich das wichtigste Ereignis meines Lebens.» Er habe den ganzen Tag schwermütig zu Hause im Wohnzimmer verbracht, fügte er an. «Ich habe innerlich geweint, das verstehst du nicht.»

«Aber natürlich verstehe ich dich», hatte ich ihm geantwortet und mich besorgt gezeigt: «Geht es dir wieder besser?»

Jetzt aber, in Petrows Büro, verstand ich es wirklich nicht. Wenn der Volksaufstand von 1956 das wichtigste Ereignis seines Lebens war, was war dann ich? Was waren meine Brüder? Kamen wir an vierter Stelle? An fünfter? Oder rutschten wir, wie Tennisspieler in einem schlechten Jahr, auch mal aus seinen Top Ten? Kamen wir vor der Machtergreifung der Kommunisten 1948 oder knapp nach der Bombardierung Budapests? Stritten wir uns mit seiner Emigration in die Schweiz um Platz drei?

Petrow blätterte weiter in den Akten, «so ein Jammer», sagte er immer wieder. Mein Grossvater habe eine Zeit lang für einen deutschen Arzt als Sanitäter gearbeitet, er sei lange Pfleger gewesen, stand da. «Im Herbst 1953 wollte er fliehen.» Er las uns die Stelle laut vor, Verordnung Nummer 97, Lager 84, Abteilung 2: Mein Grossvater sei erwischt worden, wie er seine Flucht plante, und musste als Strafe einen ganzen Monat in den Kerker. Es war das Jahr, als Stalin starb und Chruschtschow Parteisekretär wurde. Damals wurden viele ausländische Kriegsgefangene freigelassen, mein Grossvater aber gehörte nicht dazu. Petrow erklär-

te: «Wer der Lagerverwaltung zeigte, dass er ein guter Kommunist ist, Marx las und an den Antifa-Kursen teilnahm, der durfte sich Hoffnungen machen auf eine frühzeitige Entlassung.» Mein Grossvater, den Petrow vertraulich nur noch Feri nannte, tat das offenbar nicht. «Feri war die letzten Jahre dauernd im Kerker.» Petrow blätterte durch die Monate: November 1953, Februar 54, Mättyas Rakosi, der kleine Stalin, war bereits entmachteter, Chruschtschow setzte auf den gemässigeren Imre Nagy. Die Kanzler Deutschlands und Österreichs, Konrad Adenauer und Julius Raab, machten politisch Druck, die letzten Gefangenen endlich freizulassen, und so kam es am 20. November 1955 zu dem Ereignis, das in Dokument Nummer 03-1875446 festgehalten ist: «Der Fall des Kriegsgefangenen Batthyany, Ferenc, geboren 1915 in Kittsee, ist abgeschlossen.»

In den letzten Wochen vor seiner Repatriierung wurde er mit Brot, Wurst und Suppe gemästet. Niemand sollte zu Hause das Elend erkennen, in dem er die vergangenen zehn Jahre verbracht hatte. Noch auf der Heimfahrt im Zug wurden ihm Marx' und Engels' Thesen eingebläut in der Hoffnung, er würde zu Hause zu einem guten Sozialisten. Mein Grossvater kam nach Sighetu Marmafiei, an die ungarisch-ukrainische Grenze. Wo zehn Jahre zuvor 20.000 Juden nach Auschwitz deportiert worden waren, standen jetzt ein paar Zelte des Roten Kreuzes. Die Russlandheimkehrer sollten, wie Taucher, nicht direkt an die Oberfläche, sondern noch etwas ruhen, Druck abbauen, essen, schlafen. In der Weihnachtszeit 1955 schickte er meiner Grossmutter ein Telegramm: «Ich komme morgen Mittag an, wenn ich vor Aufregung nicht sterbe.»

Mein Vater war damals vierzehn Jahre alt und hatte seinen Vater, ausser auf wenigen Fotos, noch nie gesehen. Er sah zu, wie

seine Mutter die kleine Wohnung sauber machte, während auf der Platte ein Topf Fleischsuppe simmerte. Den ganzen Nachmittag wartete er auf das metallene Geräusch des Gartentörchens, und als es bereits dunkel war und er vor Müdigkeit am Tisch beinahe einschlief, stand plötzlich ein Mann in Uniform und mit einem Rucksack auf dem Rücken vor ihm.

«Weisst du, wer ich bin?», fragte ihn der fremde Soldat, der keine Haare mehr hatte, schlechte Zähne, der früh an Demenz erkrankten und bis zu seinem Tod an den Füßen frieren wird.

Mein Vater nickte.

Wenige Monate nachdem mein Grossvater aus Sibirien zurückgekommen war, mitten in den Wirren des Volksaufstandes 1956, verliess er Ungarn zusammen mit seiner Frau und seinem Kind, ging zu Tante Margit und Onkel Ivan nach Lugano in die Villa Mita und von dort ins Rheinland, wo er als Prokurist bei den Thyssen-Werken arbeitete. Noch in den Sechziger- und Siebzigerjahren traf er erstaunlich viele seiner ehemaligen Mitgefangenen. Sie nannten die häufigen gegenseitigen Besuche Lagerbesprechungen. Es gab Kuchen, Bier und Wein irgendwo in Deutschland, die Kinder spielten Indianer, die Frauen rauchten und die Männer steckten die Köpfe zusammen: «Wisst ihr noch, als wir bei minus dreissig Grad Asbest aus dem Gestein schlugen?», flüsterten sie sich zu. Sie sassen auf bunt bedruckten Plastikgartenstühlen, im Wohnzimmer lief der Fernseher und Gerd Müller traf jeden Samstag für die Bayern. «Könnt ihr euch erinnern, wie wir Seife assen, um Fieber zu bekommen?»

Mein Grossvater aber zeigte bald Zeichen der Langeweile. Er verbarg sein Gähnen wie ein artiges Kind, «Mensch, Feri, weisst du noch?» Nein, nicht mehr so genau. Die Details verschwammen, Ortsnamen fielen weg. Doch die Kameraden von damals, ehemalige Angehörige der Wehrmacht, wer weiss, was sie im Krieg für Hitler getan hatten, nahmen es ihm übel, dass er immer seltener dazukam und irgendwann gar nicht mehr erschien. «Mensch, Feri, wo bleibst du denn?»

Sie waren gekränkt, eine neue Art der Kriegsverletzung, dass da einer aus der Reihe tanzte und sich nicht mehr erinnern wollte – oder konnte. Bis mein Grossvater ganz das Gedächtnis verlor, bis sich der Alltag, der aus sich stets wiederholenden Kleinigkeiten bestand, dem Knäckebrötchen am Morgen, dem Bad und dem Spaziergang zum Park, über die Bilder von damals schob.

Eines Morgens kam dann dieser Brief. Er öffnete ihn langsam, nahm seine Lupe, las und las und schüttelte seinen kahlen Kopf. Sowohl mit der Unterschrift als auch mit dem Text konnte er nichts anfangen. Der Brief beginnt mit den Worten: «Erinnern Sie sich noch an einen jungen sowjetischen Leutnant?» Es war der Russe von damals, Efim Etkind, der ihn als Dolmetscher eingesetzt hatte. Er schrieb, dass er seit Jahren nach ihm Ausschau gehalten habe und zufällig auf seine Adresse gestossen sei. Ob sie sich treffen könnten? Und so sasssen sie sich ein paar Wochen später gegenüber. Zwei ältere Herren, von der Weltgeschichte zusammengeführt.

«Wer bist du?», fragte ihn mein Grossvater.

«Efim Etkind.»

«Du hast aber noch viele Haare.»

«Verglichen mit einem Ei – ja.»

Ein paar Monate später war mein Grossvater tot.

12.

Am Nachmittag flogen wir von Moskau nach Jekaterinburg, wo wir uns vier Tage lang auf die Suche nach den Überresten der Lager machten. Wir hatten einen klapprigen gelben Bus, einen Fahrer, der aussah wie der chinesische Künstler Ai Weiwei, und eine humorlose Übersetzerin namens Swetlana, die uns auf unserer Tour begleiteten. In den vergangenen Jahren, erzählte sie, seien immer mehr Besucher gekommen, Italiener, Finnen, Japaner. «Sie wollen wissen, was ihre Väter und Grossväter erlebt haben.» Draussen lag Schnee, nicht meterhoch, aber genug, um alles zu überdecken. «Es ist ganz angenehm für die Jahreszeit, minus fünfzehn Grad», sagte Swetlana, «es gibt Tage, an denen das Atmen schwerfällt, weil die kalte Luft in den Lungen wehtut.»

Jekaterinburg liegt im Uralgebirge, das Europa von Asien trennt. Von hier bis ans andere Ende Sibiriens, bis nach Magadan am Ochotskischen Meer, sind es 8500 Kilometer. Dazwischen liegen die Tundra, der Baikalsee und nicht enden wollendes Steppenland, das im Sommer voller Mücken ist und im Winter unter Permafrost liegt.

Wir fuhren in eine Kleinstadt namens Rewda, in der mein Grossvater 1951 ein paar Monate gefangengehalten worden war. Lagerabteilung Nummer 4. «Es gibt hier nicht viel zu sehen», sagte Swetlana, die mit ein paar Deutschen schon einmal da gewesen war. Nur im Norden Sibiriens, mitten im Wald, stünden

noch ehemalige Wachtürme und Stacheldrahtreste, gefroren im ewigen Eis. «Als hätten Wochen zuvor noch Menschen dort gelebt», las ich in einem Bericht von jemandem, der tagelang durch den Schnee gewandert war, bis er auf Baracken, auf Originalhelme stiess. Der sibirische Schnee konserviere alles, schrieb der Autor, selbst die Atmosphäre von damals sei spürbar.

Unser gelber Bus aber hielt nicht vor Wachtürmen, sondern vor einer Geflügelfarm, die von einem Holzzaun umgeben war, und als wir ausstiegen, versanken wir in knöchelhohem Schneematsch. «Irgendwo hier war auch Ihr Grossvater», sagte Swetlana.

«Hier?»

Hatten wir Tausende von Kilometern zurückgelegt, um vor diesem Zaun zu stehen? Mein Vater hustete und suchte nach seinen Zigaretten. Seit wir in Moskau gelandet waren, rauchte er wieder. Er sei nervös, hatte er mir gesagt, nachdem er mit ein paar Marlboro-Schachteln aus einem Tabakladen gekommen war. Dieses Husten, dieses leichte Rasseln, das ich jetzt hörte, während mir der beissende Hühnergestank in die Nase stach, erinnerten mich an meine Kindheit: die Schachtel Marlboro in seiner Hemdtasche unter dem Pullover, das Geräusch beim Entfernen des Silberpapiers. Ich sah zur Farm und stellte mir vor, wie darin Tausende von schlecht ernährten Hühnern auf verkoteten Stäben sassen und sich gegenseitig die Federn auspickten, während sie freudlos kleine Eier legten, die in den Bratpfannen von Menschen im siebten Stock balkonloser Betonblöcke landeten.

Wieder musste ich daran denken, wie seltsam es doch war, dass es nirgends Gedenktafeln gab, dass nichts darauf hindeutete, was damals hier geschehen war. Menschen leben und arbeiten, be-

kommen Kinder und heiraten und halten Hühner, wo früher ausgebeutet und gemordet worden ist. Mich hat diese Verbindung von Vergangenen und Gegenwärtigem immer fasziniert. War es nicht auch das, was mir in der Schweiz so fehlte? Dass Strassen, Häuser, Quartiere keine Geschichten erzählten, weil es kaum Veränderungen gab, und wenn, dann nur zum Guten? Haben diese Jahre der Stabilität und Sicherheit, die in der Schweiz von allen so gepriesen werden, nicht auch etwas Abstumpfendes? Fehlt es nicht an Tiefenschärfe, wenn es dauernd nur nach oben geht?

Ich mochte diese Messingplaketten in den Eingängen der Häuser in Wien oder Budapest immer ganz besonders, die in einem Satz zusammenfassen, was in dem Haus früher passiert war, wer da gewohnt hatte, wer dort gestorben war. Ich war süchtig nach dem kleinen Schauer, den die wenigen Worte in mir hinterliessen, die Vorstellung, dass sich in einer heutigen Schule Jahre zuvor ein Lazarett befunden hatte oder eine Folterkammer. War ein Haus denn etwas anderes als ein Schnitt in die Zeit? Wie eine Bodenprobe, bei der sich verschiedene Gesteinssedimente abzeichnen und aufeinanderschichten, wobei jede Schicht Zeugnis über die vergangenen Verhältnisse ablegt?

«Lass uns wieder reingehen», sagte mein Vater, und Ai Weiwei startete den Motor. Ich aber blieb noch eine Weile stehen, weil ich meinen Blick nicht von diesem Hühnerlager wenden konnte. Vielleicht käme ja ein Mann heraus mit leeren Futtertrögen, der sich wunderte, was wir hier zu suchen hatten. Vielleicht hiess dieser Mann ja Simanowski und war der Sohn des ehemaligen Wärters meines Grossvaters, dieses Majors, der ihm Fieber gemessen und ihn wieder und wieder in den Kerker gesteckt hatte, warum

denn nicht? Menschenlager, Hühnerlager – es blieb in der Familie. Erst als Ai Weiwei hupte und mir bedeutete, dass ich kommen sollte, riss ich mich los.

Am letzten Tag fuhren wir nach Asbest. Wladimir Motrewitsch, Universitätsprofessor in Jekaterinburg, begleitete uns. Er befasste sich seit Jahren mit den rund hundert Straflagern, die sich in diesem Gebiet, der Oblast Swerdlowsk, befanden. Motrewitsch führte regelmässig Exhumierungen durch, barg Gräber, suchte nach Spuren von früher. Die Ungarn, sagte er, seien die Zähesten gewesen, die Kälte war ihnen vertrauter als beispielsweise den Italienern. Motrewitsch erzählte von der Hungersnot, die in den Nachkriegsjahren von 1946 bis 1949 herrschte. «Die Gefangenen im Lager hatten es oft besser als die Einwohner.» Er sei in der Gegend nicht sonderlich beliebt, sagte der Professor, weil alle vergessen wollen, was geschehen war, er aber sei da, um die Geschichte an die Oberfläche zu bringen. «Es kam zu Fällen von Kannibalismus», sagte er auf Russisch, und Swetlana übersetzte, während sich unser gelber Bus auf eisigen Strassen durch die Schneelandschaft frass: «Professor Motrewitsch sagt, dass regelmässig Kinder gegessen worden seien.» Noch bevor sie merkte, was sie da gerade gesagt hatte, sprach der Professor schon weiter, Tausende hätten Suizid begangen, und ich sah meinen Vater an: «Wo sind wir nur gelandet?»

«Habe ich dir nicht gesagt, dass wir in der Hölle sind?»

Swetlana, die unser Staunen bemerkte, sagte: «Die Zustände früher waren tragisch, heute ist das natürlich anders. Im Sommer kann man herrlich Fahrrad fahren.»

«Welcher Sommer?», fragte ich.

Motrewitsch lachte, als er unsere Gesichter sah. Er hatte eine grosse Fellmütze auf, die nur Russen gutsteht und die er jetzt vom

Kopf zog, was ihm etwas von seiner imposanten Ausstrahlung nahm. Swetlana hörte nicht mehr auf, die Gegend zu preisen, die Natur, das Essen, «es gibt auch ein Orchester», sagte sie. Der Bus fuhr vorbei an Wäldern mit nackten Bäumen, Fabriken mit riesigen Rohren, die sich wie Schlangen um die Gebäude wanden. «Gute Universitäten», redete Swetlana immer weiter, da kamen wir bei einem alten Bahnübergang leicht ins Rutschen.

Von den 70.000 Einwohnern Asbests leben die meisten von der Mine. Es ist eine Monostadt, wie so viele in Russland, alle arbeiten für dasselbe Unternehmen. Wenn Uralasbest geschlossen würde, verlören Tausende von Menschen ihre Existenz. Es gibt kein Stadtzentrum, nur ein paar Strassen, die vielen Fabrikgebäude und dann die weltweit grösste offene Asbestmine: elf Kilometer lang, dreihundert Meter tief, ein Krater, in dem Bagger und Kräne stehen, die in dieser gigantischen Wunde scharren und täglich neues Material herausfördern, das nach China und Indien verkauft wird – in Europa ist Asbest verboten –, wo sich die Fasern in den Lungenbläschen der Menschen festsetzen und mit den Monaten und Jahren kleine Knoten bilden.

Die Einwohner von Asbest erzählten von diesem Staub, der alles überdeckte, die Fensterscheiben, die frisch gewaschenen Leintücher, die sie zum Trocknen im Garten aufhängten, die Brombeeren – und sie klagten über einen schmerzhaften Husten, der nicht mehr verschwinde. «Die weissen Nadeln», so wird Asbest heute genannt. «In den Fabriken war es oft so staubig», erinnerte sich ein Rentner, mit dem wir ins Gespräch kamen, «dass man seine eigenen Hände nicht mehr sah.» Ein anderer berichtete von Lungenproblemen, geraucht habe er nie, aber auch ebenso wenig

daran gedacht, diesen Ort zu verlassen. Wo solle er denn hin?

Mein Grossvater kam im Spätsommer 1953 hierher. Es gibt ein Gefangenenprotokoll, in dem er über psychische Probleme klagte: «Meine Nerven sind zerrüttet, ich bin schwach und krank. In meinem Zustand bedeutet jegliche Arbeit den Tod. Ich spüre, dass ich mich selbst zerstöre, und brauche Erholung.» Darauf aber wurde keine Rücksicht genommen. Der Gefangene sei arbeitsfähig, stand da. Er erhielt der Jahreszeit entsprechende Kleidung und wurde in die Mine gebracht. Worin genau seine Arbeit bestand, geht aus der Akte nicht hervor. Professor Motrewitsch sagte, dass alles, was heute Maschinen machten, früher von Kriegsgefangenen geleistet worden sei und dass viele an den Folgen der Arbeit und den harten Bedingungen gestorben seien.

Er habe etliche Friedhöfe im Umkreis von Asbest entdeckt, erzählte er, darunter auch das Grab von sechs Generälen der Wehrmacht. Die Lagerverwaltungen dokumentierten die Todesfälle fein säuberlich, fertigten Pläne an, die in den Archiven des Innenministeriums landeten, aufbewahrt mit dem Siegel «Streng geheim». Als die Einwohner von Asbest in den Neunzigerjahren erfahren hätten, wie viele Menschen dort umgekommen seien, hätten sie es nicht glauben können, sagte Motrewitsch, der seine Mütze wieder aufgesetzt hatte. Es habe sie aufgewühlt. Wie war das möglich, hätten sie sich gefragt. Und alles vor ihren Augen? Ähnlich wie die Einwohner von Rechnitz, die älteren, die nichts gesehen haben wollen von dem Massaker an den Juden, waren auch die Menschen in Sibirien erstaunt, als sie erfuhren, was hier vorgefallen war bei hellichtem Tag, während sie in ihren kleinen Wohnungen gesessen hatten.

Wie kann man nur so blind sein?, fragte ich mich. Wie geht das, dass ein ganzes Volk nicht hinsehen will? Aber ist es heute so viel besser?

Im Winter 1953 hat mein Grossvater der Akte zufolge erneut versucht zu fliehen. Man habe ihn erwischt, wie er Brot und Wurst in seinen Rucksack gepackt habe, er sei nicht geständig, aber es deute alles darauf hin, schrieb dieser Major Simanowski, den ich bereits aus den Unterlagen kannte. Ich las meinem Vater die Stelle vor. Es gefiel mir, dass Feri versucht hatte auszubrechen. Verschiedene Dokumente belegen, dass er der Lagerverwaltung beweisen wollte, nicht Ungar zu sein, sondern Österreicher. Der Grossteil des Besitzes seiner Familie, schrieb er, befinde sich auf heutigem österreichischem Gebiet. Er hoffte, dadurch besser behandelt zu werden und früher nach Hause zu kommen, doch seine Bitten wurden abgelehnt. Das schien ihn radikalisiert zu haben. Er stahl Essen, nicht nur für sich, sondern auch für andere, so steht es in den Akten, April 1954. Er klagte über schlechte Kleidung, Mai 54, und verweigerte die Arbeit an Sonntagen. «Ich bin Katholik, und der Sonntag ist in meiner Religion ein Ruhetag.» Ab Winter 1954 ist er dauernd im Kerker, ein ungeheizter, enger Raum ohne Tageslicht, wie Motrewitsch berichtete. «Der Gefangene Batthyany», schrieb jetzt nicht mehr Simanowski, sondern ein Herr Kusnezow, arbeite schlecht und erfülle die Produktionsnorm nicht. «Er beeinflusst die anderen Mitglieder seiner Brigade.»

«Ist das nicht wunderbar?», fragte ich meinen Vater. «Er war im Widerstand. Er hat sich gewehrt und nicht alles hingegenommen. Er war kein Duckmäuser.»

«Was soll an diesen Jahren wunderbar gewesen sein?», gab er zurück. Den ganzen restlichen Morgen sass er stumm im Auto, unterhielt sich aus Höflichkeit mit Swetlana, die meiste Zeit aber blickte er regungslos aus dem Fenster.

Wir fuhren zu einer heruntergekommenen Siedlung am Stadtrand von Asbest. Der Professor kannte eine ehemalige Krankenschwester, heute über neunzig Jahre alt, die sich um die Kriegsgefangenen gekümmert hatte. Tatjana Wodamonia nahm zitternd ihre Lupe hervor und hielt sie vor die beiden Fotos meines Grossvaters, die sich in der Akte befanden. Wir sassen in ihrer kleinen Wohnung. Was, wenn sie ihn erkennen würde? Wenn sie ihn gepflegt hätte? Oder mit ihm zusammengearbeitet, war er hier nicht auch Sanitäter gewesen?

Sie sah sich zuerst das Bild an, das ihn 1945 als gesunden jungen Mann zeigte. Dann das andere, auf dem der Kranke, der Lagermensch zu sehen war. «Ich spüre, dass ich mich selbst zerstöre.» Dieser Satz, der im Protokoll nachzulesen ist, ging mir nicht aus dem Kopf.

Doch Tatjana erkannte ihn nicht. Stattdessen erzählte sie von Zügen voller fremder Männer, ausgemergelte, verzweifelte Menschen. Die Frauen im Dorf hatten Mitleid mit ihnen, aber was hätten sie tun können? Sie waren selbst hungrig, die meisten allein, ihre Männer hatten in Stalingrad oder in irgendeiner anderen Schlacht ihr Leben gelassen.

«Zwölf Stunden mussten sie täglich arbeiten», erzählte Tatjana, doch am schlimmsten sei die Kälte gewesen. «In den Baracken gab es kleine Holzöfen, die aber nur die wärmten, die dicht um sie herumsassen.» Die Gefangenen bauten sich aus Konservendosen kleine Benzindampflampen, Kolymka genannt, die ein wenig Licht spendeten und die Luft verpesteten. «Es war

am Morgen so kalt in den Betten, dass die Haare an den Kissen festgefroren waren.» Sie erzählte von den wenigen Affären zwischen Kriegsgefangenen und russischen Frauen. Einige Deutsche seien nach ihrer Gefangenschaft geblieben, hätten Familien gegründet und freiwillig weiter für Uralasbest gearbeitet.

Am Nachmittag fuhren wir wieder durch den Schnee. Motrewitsch hatte alte Lagerpläne in der Hand und zeigte nach draussen: «Hier irgendwo war das Lager Nummer 84, in der Nähe der Schienen.» Ich hatte die Akte meines Grossvaters vor mir auf den Knien, Fotokopien der Verhöre, Pläne, Arztberichte. Ich erinnerte mich an eine Stelle, an der stand, dass sich mein Grossvater bei «Bauarbeiten an Gleisen» die Hand verletzt habe. «Warten Sie!», rief ich, und Ai Weiwei hielt. Unser gelber Bus stand mitten auf der Strasse, die Scheibenwischer waren an, und das Geräusch, das sie machten, während sie von einer Seite zur anderen rutschten, klang wie der Pulsschlag eines alten Gauls. Die Fenster waren beschlagen, und als wir sie mit unseren Ärmeln frei rieben, sahen wir einen kleinen Birkenwald, tiefen Schnee, keine Spur von Baracken, Kerkern oder Wachtürmen. Zu meinem Erstaunen stand mein Vater, der doch den ganzen Tag so müde gewesen war, auf, öffnete die Schiebetür mit einem Ruck und ging hinaus in die Kälte.

«Wohin gehst du?»

«Sind wir nicht deswegen gekommen?»

«Und wenn wir uns irren?» Doch da stieg er schon eine kleine Böschung hinunter, rutschte aus, stand wieder auf, ohne sich den Schnee von der Hose zu klopfen. Ich ging hinterher, erwartete, dass er bald wieder umkehren würde, die Äste, die ihm ins Gesicht schlugen, der Schnee an den Füßen, der kalte Wind. Gleich fängt er an zu fluchen, dachte ich, bald steigt er wieder ins Auto,

keine zwei Minuten hält er es aus. Stattdessen aber ging er immer weiter, vorbei an jungen Bäumen, hinein in dieses Nichts. «Er war hier», sagte er, und irgendetwas in seinem Gesichtsausdruck veränderte sich. Sein Blick öffnete sich. Um seine Lippen herum sah ich so etwas wie kindliche Freude. Mit geradem Rücken stapfte er durch den Schnee, er schien plötzlich nicht mehr in sich gekehrt, ich weiss nicht, wann ich ihn zum letzten Mal so gesehen hatte.

Wir entdeckten einen abgebrochenen Eisenpfosten, der im Boden steckte und vor sich hin rostete. Ich wollte zurück zum Bus, als er fragte: «Und wenn das die Latrine war?»

«Die Latrine?», wiederholte ich. «Wir haben seine Latrine gefunden?»

Er nickte und sah mich an, so voller Leben.

Jetzt war ich es, der resignierte, dem kalt war, während mein Vater schon ein neues Objekt in den Händen hielt, ein Stück eines alten Baumstumpfes, das er begutachtete, als wäre er Fachmann für Holz: «Das muss mehr als siebzig Jahre alt sein. Was, wenn er diesen Baum berührt hat?», und er steckte das Holzstück in seine Jacke, ich konnte es kaum glauben. «Ich werde es auf meinen Nachttisch stellen», sagte er, und ich nickte und kam mir abermals so nutzlos vor wie am Tag zuvor in Petrows Büro. Ich wusste nichts mit mir anzufangen. Also nahm auch ich einen Ast in die Hand, doch es fühlte sich falsch an. Mein Vater spann indes immer neue Ideen, bestieg kleine Hügel, hielt Ausschau, fand hinter jedem Baum etwas, das ihn interessierte: «Man sollte ein Mahnmal errichten», sagte er. Ich war mit meinen Zehen beschäftigt, die ich vor Kälte kaum mehr spürte, er aber konnte nicht genug bekommen von diesem schneebedeckten Birkenwald.

Wir waren vielleicht eine halbe Stunde dort draussen, als sich der Zauber in seinem Gesicht legte, die Spannung in seinem Körper nachliess, wie die Wirkung von Drogen. Schweigend gingen wir zurück zum Bus, wo Swetlana, Ai Weiwei und der Professor auf uns warteten.

Es wurde schnell dunkel, und mein Vater schlief ein, noch bevor wir die Schnellstrasse erreichten. Er hatte seine Hände zwischen den Beinen und sah aus wie ein Kind. Meine Wut, die mich all die Tage begleitet hatte, war weg. Nie hatte ich ihn so lebendig erlebt, so neugierig, all die Jahre nicht. Nicht bei der Geburt meiner Kinder, auch nicht an meiner Hochzeit. Dieser Wald, die Latrine und das Stück Holz, das in seiner Jacke steckte, lösten mehr aus als alles, was ich je getan hatte.

Ich war bis nach Sibirien gefahren, um zu verstehen, dass ich gegen die Weltgeschichte, diese ganzen Kriege, die in seinem Kopf herumspukten, nicht ankam. Deshalb war ich nicht mehr wütend und laut, nein, es war schlimmer. Stalin, flüsterte ich mir selbst zu, hat deiner Familie erst das ganze Land geraubt, dann deinen Grossvater eingesperrt und dir danach deinen Vater genommen.

Am nächsten Tag flogen wir zurück. Die Sonne schien, und Eiskristalle funkelten an den Fenstern unseres Busses auf der Fahrt zum Flughafen. Swetlana sagte uns zum Abschied, wir sollten im Sommer wiederkommen, wenn alles blühte, und wir versprachen es, aber wussten, dass wir Asbest nie wiedersehen würden. Noch blieben uns zwei Tage in Moskau, die sich anfühlten, als wären wir aus der Wildnis zurückgekehrt, als gäbe es nichts mehr, was uns erschüttern könnte. Wir tranken Wodka bereits am Mittag, rauchten wie Russen, und die Pendeltüren, die uns Tage zuvor noch solche Probleme bereitet hatten, stiessen wir mit Leichtigkeit auf. Wir stritten nicht, sprachen über dies und jenes

– und waren für einmal keine Magnete mehr. Dann flogen wir nach München, wo wir umstiegen, er nach Budapest, ich nach Zürich.

Tagebücher V

Agnes

In meiner ersten Zeit in Budapest übernachtete ich in einem Flüchtlingslager, in dem Menschen eintrafen, die – wie ich – nicht wussten, wohin sie gehen sollten. Die ihr altes Leben suchten, es aber nicht mehr fanden. Nach einer Weile fing ich sogar an, dort zu arbeiten, und verteilte Decken. Die Beschäftigung tat mir gut, doch dann wurde ich krank, Hepatitis, ich war ganz allein, es gab niemanden, der sich um mich kümmerte. Man brachte mich in ein Krankenhaus, wo ich gepflegt wurde und mich zwar schnell erholte, doch richtig gut ging es mir nicht. Eines Tages kam eine Krankenschwester zu mir und sagte: «Ich weiss, was dir fehlt. Du fühlst dich einsam, du hast niemanden, mit dem du sprechen kannst. Schau mal da auf dem Gang. Da ist ein Mann, ein Pole. Er war in Auschwitz, wie du. Er ist hier, weil er Wasser in der Lunge hatte. Auch er ist allein. Vielleicht tut es dir gut, mit ihm zu sprechen?» Dieser Pole mit Wasser in der Lunge wurde mein Ehemann.

Wir verbrachten sehr viel Zeit miteinander. Er war ein überzeugter Zionist und half Menschen auf ihrer Weiterreise nach Palästina, den Staat Israel gab es zu dieser Zeit noch nicht. Immer wieder musste er die Stadt für mehrere Tage verlassen, aber er kam stets zurück. Er hatte fünf Brüder und eine Schwägerin, alle anderen Familienmitglieder waren in den Konzentrationslagern

ums Leben gekommen – auch seine Frau und sein Kind. Er wollte mit mir nach Israel, ein neues Leben beginnen, ich aber war unsicher. Ich wusste zwar, dass meine Eltern nicht mehr lebten, aber sollte ich Ungarn einfach so verlassen, für immer? Wer weiss, vielleicht gab es ja doch jemanden, der mehr über sie wusste, der Informationen hatte, wie genau sie gestorben waren. So lief ich umher, von da nach dort, ich suchte, ohne zu wissen, was ich suchte, und ich hatte Angst, verrückt zu werden, doch am Ende entschied ich mich für ihn. Ein Rabbiner, den ich von früher kannte, hat uns vermählt.

Ungarn zu verlassen, war gar nicht so einfach, weil das Land mittlerweile von den Russen besetzt war. Wir besorgten uns falsche Papiere, fuhren erst nach Fiume, dann nach Mailand und von dort in ein kleines Dorf in die Nähe Turins, wo bereits seine Familie in einem alten Palazzo auf uns wartete. Wir waren frei, und doch fühlte sich alles so unsicher an.

Maritta

Goga wurde immer schwächer. Eines Nachts gab ich ihr eine Schlaftablette, um ihren Schmerz zu lindern, und merkte am nächsten Morgen mit Entsetzen, dass sie nicht mehr bei Bewusstsein war. Unser Aufseher schüttete seinen Leiterwagen mit Heu auf und spannte ihn vor zwei elende Ochsen. Das nächste Krankenhaus lag neun Kilometer entfernt. Wir hoben die Sterbende in die dürftige Wiege und machten uns auf den Weg. Auf und ab über die steinige, holprige Landstrasse, ab und auf, so wurde Goga in das ewige Leben hinübergerüttelt. Und mit ihr verlor meine alte Welt ihren letzten Leuchtturm. Kurz darauf mussten wir wieder umziehen, weil die Kommunisten uns auch das Jagd-

haus nahmen, in dem wir uns so schön eingerichtet hatten. Sie schickten uns in ein kleines Dorf am Rande der Welt. Wir lebten getrennt auf zwei Höfen, meine Eltern teilten sich zwei Zimmer mit den Bauern. Meine Mutter, ausgerechnet sie, schlief in der Küche. Ich bezog mit meinem Sohn ein Zimmer bei einer Familie, die uns nicht sonderlich mochte. Es fühlte sich an wie in Gefangenschaft, und das war es auch. Natürlich nicht zu vergleichen mit der meines Mannes, aber doch nahm man uns jegliche Perspektive. Einzig der Wald bot uns Schutz und Trost und Brennholz. Die staatliche Forstwirtschaft stellte uns als Tagelöhner an, ein paar Jahre zuvor hatte uns das ganze Land noch gehört.

Agnes

Eine ganze Weile lebten wir in diesem italienischen Dorf. Die Vorbereitungen für die Weiterreise waren ins Stocken geraten. Und dann erhielt ich aus heiterem Himmel eines Tages ein Telegramm vom Roten Kreuz, in dem stand, dass mein Bruder überlebt habe. Ich war ausser mir vor Freude. «Ich gehe nirgends hin», sagte ich, «ohne zu wissen, was mit meinem Bruder passieren wird.» Also teilten wir uns abermals auf, die Familie meines Mannes brach nach Palästina auf, wir blieben zurück. Doch auch in Italien war das Leben nicht einfach. Es herrschte hohe Arbeitslosigkeit, die Polizei war aufdringlich, kam immer wieder vorbei und wollte wissen, was wir taten. So vergingen drei Jahre. Irgendwann waren wir des Wartens müde, meinen Bruder konnten wir nicht überzeugen mitzukommen. Wir liessen uns im argentinischen Konsulat Visa ausstellen und bestiegen wenige Zeit später ein Schiff Richtung Südamerika.

Mein Mann hatte eine Tante in Buenos Aires, die uns dort empfing. Wir hatten nichts dabei, ausser ein paar Kleidern, dem Foto von meinen Eltern auf der Margarineschachtel und dem Gürtel, den mein Mann einem Wärter in Auschwitz abgenommen hatte, am Tag der Befreiung. Wir nahmen ein Taxi und waren plötzlich mitten in der Stadt. Das war im Jahr 1948.

Mein Bruder wollte nicht herkommen, heiratete und blieb sein Leben lang in Ungarn. Er bekleidete ein wichtiges Amt bei den Kommunisten, verlor gegenüber seiner Frau und seinen Kindern kein einziges Wort über seine Zeit im Lager und starb früh, mit 49 Jahren.

Maritta

Das war mein Leben in diesem Dorf am Rande der Welt: die Arbeit im Wald, mein Sohn, gelegentliche Spaziergänge und Abendessen mit meinen Eltern. Mehr gab es nicht. Meine Mutter war schon früher immer schlecht gelaunt gewesen, jetzt sprach sie kaum noch, mein Vater schwieg, und ich bin auch nicht als Stimmungskanone bekannt, wir waren eine ziemlich triste Runde. Jeder lebte im Verborgenen. Nur manchmal trauten wir uns, die Nase an die frische Luft zu halten und am Leben zu schnuppern. Das konnten Gespräche sein, Spaziergänge, auf denen für Augenblicke alles so war wie vor dem Krieg. Aber gleich darauf zogen wir uns zurück, schämten uns unserer Frivolität und wurden zu dem, was wir fortan blieben, zu Maulwürfen.

Ich erinnere mich an einen Abend, als ich spät nach Hause kam, es war kalt, und mein Sohn schlief schon. Da ich kaum Brennholz hatte, warf ich Zweige ins Feuer, die ich vor dem Haus gefunden hatte und deren Geruch mich sofort an früher erinnerte, an die

Jagdgesellschaften, den Rum, die Puderdosen der Frauen. Ich nahm Papier und Stift und wollte alles aufschreiben, jedes Detail. Die Sonne ging schon auf, als ich übermüdet meine Zeilen las und jedes einzelne Blatt in die sterbende Glut warf, weil es ja doch nichts brachte. Das war 1955. Meinen Mann hatte ich seit mehr als zehn Jahren nicht gesehen, aus meinem Kind war ein schwächlicher Junge geworden.

In dieser Zeitspanne hatte ich alles verloren, was zu mir gehörte: mein Haus, mein Heim, meine Heimat. Ich hatte mich damit abgefunden, dass alles hier in diesem kleinen Dorf enden würde. Doch dann geschah ein Wunder. Feri kündete in einem Telegramm seine Rückkehr an und ein Jahr später, nach dem niedergeschlagenen Aufstand gegen die Russen im November 1956, verliessen wir Ungarn zu dritt. Als ich Jahre danach erneut einreisen durfte, sah ich, dass nichts mehr von damals existierte. Die Welt meiner Kindheit lag vergraben unter den Betontrümmern des Ostens oder dem Müll des Westens. Verschwunden, verschollen. Irgendwo hinter einer vergessenen Kurve.

Agnes

Siebzehn Jahre nach unserer Ankunft in Buenos Aires reisten wir zum ersten Mal wieder nach Ungarn zurück. Wir brauchten unsere ganzen Ersparnisse auf, um die Flüge zu bezahlen. All die Jahre hat mich der Gedanke an meine Eltern nie losgelassen. Ich wollte immer wissen, wie und wo genau sie gestorben waren, die Antwort aber fand ich erst spät. Zu meinem achtzigsten Geburtstag, mein Mann war da schon lange tot, fragten mich meine Töchter, was ich mir wünsche, und ich sagte ihnen, ich wolle zurück in mein Dorf nach Ungarn. Ich wolle es noch einmal sehen. Zur Vorbereitung auf die Reise begann ich, alle möglichen Papiere,

Bücher und Dokumente durchzusehen, vielleicht würde ich noch einen Hinweis finden?

Ich las, dass man 300 Juden aus den Nachbardörfern in ein Ghetto zusammengepfercht hatte, darunter auch meine Eltern, und ich sagte zu meinen Töchtern: «Lasst uns nicht nach Sárosd fahren, sondern dorthin, wo das Ghetto gewesen ist, in ein anderes Dörfchen, ganz in der Nähe, nach Sdrbogdrd.» Dort gingen wir ins Gemeindehaus, um nachzufragen, was mit den Juden 1944 passiert sei. Eine junge Frau stieg für uns ins Archiv und holte die alten Bücher hervor. Auf einmal sahen wir unseren Namen und dieses Datum: 1. Juli 1944. Mein Vater nahm sich das Leben um 5 Uhr morgens. Meine Mutter am selben Tag um 23 Uhr in der Nacht. Sie tranken Gift. Mein Vater war 47 Jahre alt, als er starb. Meine Mutter 44. Später an diesem Tag fuhren wir zum jüdischen Friedhof. Wir suchten ihr Grab, doch fanden es nicht. Da fiel mir ein alter Stein auf, ohne Inschrift, ohne Datum. «Nehmen wir den», sagte ich zu meinen Töchtern. «Hier sind meine Eltern begraben. Wir haben das Grab gefunden.» Und als wir alle davorstanden und Fotos machten, sagte ich: «Und jetzt lasst uns verschwinden. Hierhin zurückkehren möchte ich nie wieder.»

13.

Im Sommer nach der Sibirien-Reise nahm ich ein paar Wochen unbezahlten Urlaub. Ein Freund von mir flog nach Kanada und überliess mir seine Wohnung, um zu arbeiten und zu schlafen. «Was immer du auch vorhast», sagte er, als er mir seine Schlüssel in die Hand drückte. Und so stand ich plötzlich in diesen fremden Zimmern. Der Boden knarzte, wenn ich von der einen Seite zur anderen ging, und wenn ich einfach stehen blieb, war es unfassbar still, kein Kindergeschrei, keine Anrufe und Abgabetermine, als wäre ich in einem anderen Leben. Es gibt Menschen, die sich in einsame Waldhütten verziehen, um sich auszuklinken aus der Welt, ich tat es mitten im Zürcher Rotlichtviertel in einer Zweizimmerwohnung – und nur bis zum späten Nachmittag. Dann fuhr ich mit dem Fahrrad zurück zu meinen Kindern und meiner Frau, kochte Nudeln, kratzte Reste eingetrockneter Zahnpasta aus dem Waschbecken und trat in der Nacht auf die beiden Gummidinosaurier am Boden, wenn eines der Kinder schrie und ich aufstand, um es zu trösten.

Tagsüber aber war ich frei, zum ersten Mal seit Jahren. Ich wollte endlich all die Bücher und Dokumente lesen, all die Akten und Notizen, die sich seit meinen Reisen nach Rechnitz und Russland angesammelt hatten. Ich wollte nachdenken, schreiben, tippte ein paar Sätze in den Computer, sah stundenlang auf den Bildschirm, fand alles schlecht, stand auf, um Kaffee zu kochen,

nahm ein Buch in die Hand und beobachtete mich, statt zu lesen, im Fenster. Ich sah mir zu, wie ich in dieser fremden Wohnung stand und so tat, als würde ich lesen, dabei wusste ich ja, dass ich nicht las. Wen wollte ich eigentlich täuschen?

«Wenn ich mir anhöre, was Sie mir heute erzählen, kommt es mir vor, als würden Ihnen männliche Rollenbilder fehlen», sagte Daniel Strassberg, mein Psychoanalytiker. Es war wieder Mittwoch – oder war es ein Freitag? Andere gingen über Mittag ins Fitnessstudio, ich legte mich schon seit Monaten bei ihm auf die Couch. Die beiden Stunden gehörten jetzt zu meiner Woche, sie waren Teil meines Alltags geworden, und unser Experiment schien zu funktionieren, denn es hatte nicht lange gedauert und ich hatte mich von meiner Ausgangsfrage, was von früher in mir stecke, völlig gelöst. Rechnitz, Tante Margit, all das hing zwar in der Luft, aber all das war auch weit weg, bis es wie eine Seifenblase, die von irgendwoher kam, vor meinen Augen stehen blieb – und platzte.

«Es geht um die Frage, was es bedeutet, ein Mann zu sein.»

«Ach ja?», antwortete ich. Ich hatte die Stunde damit begonnen, ihm von meinem Grossvater zu erzählen, meinem Verhältnis zu ihm, seinen Jahren im Lager in Sibirien und wie sich seine Zeit in Russland auf meinen Vater ausgewirkt hatte.

«Es ist eine Familie der schwachen Männer», fuhr Strassberg fort.

Wieder blieb ich stumm, ich war gekränkt und verärgert. Wer will so einen Satz schon hören an einem Mittwochmittag? Sonnenlicht fiel durch das kleine Fenster, ich sah Staubpartikel im Lichtkegel tanzen. Auf dem Bücherregal befand sich eine kleine

Holzfigur mit breiten Hüften und dicken Lippen, ob er sie zufällig dorthin gestellt hatte, als er seine Praxis einrichtete? Ob er auch schon mal auf seiner Couch gelegen hatte, um zu sehen, wie sich das anfühlte? Vielleicht hatte er schon hier geschlafen, kam mir in den Sinn, als es abends spät geworden war. Vielleicht hatte er mal Streit mit seiner Frau und blieb dann einfach hier, rauchte, las, dachte nach, irgendwo stand bestimmt eine Flasche Cognac.

«Mit anderen Worten», hörte ich ihn sagen, «die einzige Person in Ihrer Familie, die Sie mit männlichen Attributen verknüpfen, mit Macht, Geld, Sex, Kraft und Gewalt, ist Ihre Tante Margit, das Monster.»

«Tante Margit?», erschrak ich. Der Name war schon seit ein paar Wochen nicht mehr gefallen. Ich hatte ihn vergessen, andere Themen waren wichtiger geworden, meine Arbeit, meine Kinder. «Ausgerechnet eine Frau soll mein einziges männliches Rollenmodell sein?» Ich sah noch immer auf die Holzfigur. «Ausgerechnet... Margit?»

«Shit happens.»

Ich schwieg.

«Tut mir leid», sagte er, «das war jetzt ein wenig salopp formuliert. Aber verstehen Sie, was ich Ihnen sagen möchte?»

«Nein», sagte ich, doch natürlich verstand ich. Ich sah alles vor mir, mich, meinen Vater, meinen Grossvater, meine Kinder. «Wir sind am Wochenende in den Bergen gewesen», setzte ich wieder an, nachdem ich eine ganze Weile still gewesen war.

«Ja?»

«Familienausflug, so wie das andere ständig tun. Aber bei uns ging alles schief, und ich hab die Beherrschung verloren und meinen Sohn geschlagen.»

Strassberg schwieg.

«Es ist einfach passiert. Mir ist die Hand ausgerutscht, das sagt man doch, und genau so war es auch. Er sah mich an, er hat grosse, runde Augen, wissen Sie, wie eines dieser Kuscheltiere, und ich habe mich unglaublich geschämt. ‚Du hast mir wehgetan‘, sagte er, sein Unterkiefer zitterte und schliesslich begann er zu weinen, ich kenne niemanden, der inniger weint, dicke Tränen quollen aus seinen Augen, es bricht mir jedes Mal das Herz, ihn so zu sehen. Und was tat ich? Ich habe versucht, alles zu vertuschen, das war mein erster Reflex. ‚Da war doch nichts‘, sagte ich ihm, ‚ich habe dir doch gar nichts getan.‘ Zuerst schlage ich ihn auf den Oberarm, und dann streite ich es ab? Er ist drei Jahre alt, ich meine: Ist das nicht erbärmlich?»

Ich wartete, ob Strassberg etwas sagen würde, ich hoffte auf eine Aufmunterung, doch da kam nichts, also fuhr ich fort.

«Dann habe ich meinen Sohn in den Arm genommen und mich entschuldigt. Ich bin zu meiner Frau und hab es ihr erzählt. Wie ein kleiner Hund stand ich vor ihr und musste mir anhören, was ich für eine Null sei, mein Kind zu schlagen und es dann zu verleugnen, und sie hatte ja recht. Wir waren umgeben von diesen glücklichen Familien mit ihren glücklichen Kindern, und ich war am Ende mit den Nerven, ich konnte einfach nicht mehr. Ich habe mich nicht mehr ertragen, mein Spiegelbild, meine Witze, ich war nicht mehr in meiner Haut, kennen Sie das? Wenn man nicht sprechen kann, ohne sich selbst zuzuhören. Wenn man sich dauernd von aussen beobachtet, als wäre man in einem dieser Fitnesscenter mit Spiegeln an den Wänden, wo man sich zusieht, wie man Hanteln in die Luft stemmt, und sich dafür hasst. Ich war völlig von der Rolle, wie als Teenager, als ich ganze Nach-

mittage nicht wusste, wohin mit mir. Ach, was erzähle ich da.»

Wieder blieb Strassberg stumm.

«Als Sie vorhin von fehlender Stärke sprachen, kam mir diese Gewalt in den Sinn. Warum ist das so? Es kommt immer wieder vor, dass ich meine Kinder anschreie, wenn ich müde oder schlecht gelaunt bin, dabei rennen sie doch nur in der Wohnung herum und wollen spielen. Sie wollen ihren Spass, hüpfen auf den Betten, ich aber höre mich an wie ein frustrierter Rentner: ‚Wisst ihr eigentlich, wie teuer das war?‘, rufe ich ihnen ins Gesicht, wenn sie etwas kaputtmachen, und blicke böse in ihre süssen, kleinen Augen, und dann kichern sie und rennen davon. Was gebe ich ihnen eigentlich mit auf den Weg? Ich habe ja nichts anzubieten. Diese Leere macht mich rasend, verstehen Sie, was ich meine? Ich erinnere mich an einen Nachmittag, da war ich vielleicht vierzehn Jahre alt. Ich war mit ein paar Freunden unterwegs, es war Winter, draussen lag Schnee, wir fuhren mit dem Bus ins Schwimmbad und begannen zu raufen, wie man das in diesem Alter eben macht. Wir warfen unsere Mützen durch den Gang und klatschten uns unsere Badehosen gegenseitig an den Kopf. Ich wurde vom Sitz gestossen, lag plötzlich zwischen den Füßen eines älteren Mannes und merkte, wie er meinen Kopf eingeklemmt hielt, daran erinnere ich mich genau, an den Geruch seiner Stiefel, nach Erde und Leder, dazu kam die warme Luft aus der Heizung. Ich bekam meinen Kopf nicht mehr da raus, zog und zerrte, er aber presste seine Beine gegeneinander und liess mich nicht los. Doch statt zu schreien und nach Hilfe zu rufen, blieb ich ruhig, auch er sagte kein Wort – er tat mir im Stillen weh. Er drückte, so fest er nur konnte, ich spürte, dass seine Beinmuskeln zitterten. Dann hörte ich meine Freunde: Jetzt komm schon‘, riefen sie, sie hatten ja keine Ahnung von diesem Kampf,

den wir da führten. Der Bus hielt, und ich schaffte es, mich zu befreien, weil ich ihn mit meinen Fingernägeln durch die Flanellhose in seine weichen Waden ritzte. Kurz bevor sich die Türen wieder schlossen, sprang ich hinaus. Ich muss ganz rote Ohren gehabt haben und sicher einen heissen Kopf. Ich werde den Geruch seiner Stiefel nicht mehr vergessen, ich trage ihn bis heute in der Nase. Aber warum erzähle ich Ihnen das alles?»

Strassberg schwieg, und auch ich schwieg, sah hoch zu dieser Holzfigur und war ausser Atem, als wäre ich gerannt. «Verdammt noch mal», sagte ich, «bin ich auch wie dieser Mann? Diese leise Gewalt. Was ist nur aus mir geworden?»

Stille.

«Ein kleiner Nazi im Kinderzimmer», antwortete ich.

Der Autor wies 2009 erstmals auf den „Fall Rechnitz hin <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/geschichte/das-grauen-von-rechnitz-80365>

14.

Eines Nachmittags, ich sass in der fremden Wohnung am Schreibtisch, nahm ich die schlammgrüne Mappe meiner Grossmutter in die Hand, die mir mein Vater nach ihrem Tod überreicht hatte. Zwei Jahre hatte sie ungeöffnet in einer Schublade gelegen. Ihre Schrift entziffern zu müssen, war mir zu mühselig gewesen. Die ersten Seiten handelten von der Jagd, von Fasanen und Hasen, was mich nun wirklich nicht interessierte, doch da war etwas anderes, was mich aufhorchen liess: Die Stimme, mit der sie sprach, war fest und kräftig, ihre Resignation war weg, das Gebrochene verschwunden. Meine Grossmutter, die über sich, ihre Eltern und die Ereignisse in Ungarn in der Kriegszeit erzählte, wirkte wie ein Mensch, der genau wusste, was er tat. Irgendetwas schien dringend, so viel verstand ich.

In dieser Mappe befanden sich Hunderte von Seiten, die meisten handbeschrieben, keine passte auf die nächste, was mich erst lähmte, weil ich nicht wusste, wo ich beginnen sollte. Ganze Passagen waren durchgestrichen, offenbar hatte sie sie immer wieder überarbeitet, Bemerkungen hinzugefügt, Ausrufezeichen und kleine Sternchen, die auf Stellen verwiesen, die ich nicht finden konnte. Anders als bei Computertexten, denen man die Arbeit dahinter, den Weg bis zur Vollendung, nicht ansieht, war das hier eine offene Wunde: Ihr Kampf um Formulierungen, um Präzision und Wahrheit, ihre Verzweiflung, ihre Wut, alles lag offen da. Oft

schrieb sie an den Rand, was ihr beim Lesen ihrer eigenen Worte durch den Kopf gegangen war; es waren unverarbeitete Gedanken, sie schrieb, so schnell sie dachte, man sah es ihrer fliehenden Schrift an. Zufrieden war sie nie.

Ich legte die Blätter auf den Boden, vom Schreibtisch ins Bad und von dort bis in die Küche, ein langer Wurm aus weissem, unliniertem Papier, und suchte nach dem Kopf, nach einer Ordnung, einem Anfang. Wenn man mit einem Puzzle beginnt, sucht man doch zunächst auch nach Ecken und Rändern, aber ich stiess immer nur auf diesen Namen, von dem ich noch nie gehört hatte: Mandl. Und die Schilderung eines Nachmittags im Innenhof ihres Schlosses in Sarosd im Sommer 1944, als die Deutschen Ungarn besetzt hatten, Adolf Eichmann im Budapester Nobelhotel Astoria residierte und von dort innerhalb weniger Wochen das Unternehmen Margarethe umsetzte, die Besetzung Ungarns und die Deportation einer halben Million ungarischer Juden in die Konzentrationslager.



«Habe ich Ihnen vom Tagebuch meiner Grossmutter erzählt?», fragte ich Strassberg. Ich lag auf der Couch, wie jede Woche, und starrte an die Decke.

«Nein.»

«Seit Jahren liegt es bei mir zu Hause. Erst jetzt habe ich begonnen, es zu lesen. Ich dachte, es würde sich um harmlose Erinnerungen einer alten Frau handeln, nun aber kommt es mir vor, als hätte sie etwas Grösseres geplant.»

«Etwas Grösseres?»

«Ein Buch. Eine Beichte. Sie sagte meinem Vater auf dem To-

tenbett, er solle alles verbrennen, doch er tat es nicht. Ich bin der Erste, der es liest.»

«Worüber schreibt sie?»

«Über ihr Leben. Ihre Kindheit. Die Zeit von 1920 bis 1956 in Ungarn. Darüber, wie sie als Tochter eines Grossgrundbesitzers aufwächst in einem Schloss mit Innenhof, mit Bediensteten, Zofen, einem Französischlehrer, einem Kutscher. Dann kommt der Krieg in dieses kleine Dorf namens Sarosd. Der Krieg hat alles verändert. Ungarn war Deutschlands Verbündeter ...»

«Ich weiss.»

«Die Juden wurden zusammengepfercht und in die Konzentrationslager geschickt oder in die kalte Donau getrieben. Den Adligen ging es besser, aber auch sie hatten zu leiden. In den Jahren nach dem Krieg nahm man ihnen ihr ganzes Land und erklärte sie zu Volksfeinden, darüber schreibt sie, über den Wandel. Sie behauptet, seit Jahren mit dem Gedanken gespielt zu haben, alles aufzuschreiben, aber sie habe nie gewusst, wie. Eines Morgens dann sei sie aufgewacht und habe alles vor sich gesehen: den Beginn ihres Buches, die Struktur, die Schlüsselszene, alles sei ihr plötzlich ganz klar geworden. Das klingt wie in einem Film, aber es steht so da. Der Untergang ihrer Welt, schreibt meine Grossmutter, habe an einem Nachmittag im Sommer 1944 begonnen. Offenbar war sie Zeugin eines Verbrechens. Ein jüdisches Ehepaar stirbt vor ihren Augen im Innenhof ihres Schlosses.»

«Was genau ist geschehen?»

«Ich weiss es nicht. Mandl hiessen sie. Sie sind unter Umständen ums Leben gekommen, die mir nicht ganz klar sind. Sie hätte sie retten können. *Ich kann nicht in den Spiegel schauen, ohne an die Mandls zu denken*, schreibt sie.»

«Mandl?»

«Es ist alles wirr. Die Blätter wild durcheinander. Es ist wie ein Krimi, darf ich das sagen?»

«Warum nicht?»

«Immerhin sind zwei Menschen gestorben.»

«Merken Sie eigentlich, dass sich die Frage, ob Sie etwas dürfen oder nicht, wiederholt? Sie zieht sich durch die Analyse, es ist die Frage nach der Legitimation: Sei es Ihr Leben, Ihr Beruf, Ihre Empfindungen und Wünsche, immer wieder kommen Sie damit. Wenn Sie es als Krimi empfinden, dann ist es auch einer für Sie.»

«Nein, das ist mir nicht aufgefallen. Warum ist das so?»

«Daran arbeiten wir noch.»

Zurück in der Wohnung, lief ich wieder von einem Blatt zum nächsten, fand den Anfang einer Szene in der Küche, deren Fortsetzung sich am Ende des Ganges befand. Ich begann, auf die unterschiedlichen Stifte zu achten, die sie verwendet hatte, und sah sie vor mir, wie sie mit geradem Rücken am Tisch sass, eine grosse, hagere Frau mit geröteten Nasenflügeln. Sie wird einen blauen Rollkragenpullover getragen haben, eine helle Hose, Rentnerschuhe mit guten Sohlen. Schmuck? Niemals. Die Leselampe ist an, der Rest des Wohnzimmers liegt in der Dunkelheit des späten Nachmittags. Gut möglich, dass ein Glas abgestandenes Wasser vor ihr steht, daneben liegt ein Stift und vielleicht ein Apfel auf einer weissen Untertasse. Nein, Äpfel passen nicht zu ihr, Walnüsse schon eher. Sie nimmt ein Papiertaschentuch hervor, das im linken Ärmel ihres Pullovers steckt, reisst ein Stück ab, formt es zwischen Zeigefinger und Daumen zu einer winzigen Kugel und steckt sie in den Mund. Es ist eine ihrer wenigen Marotten.

Bis auf ein paar Sätze ist sie mit allem unzufrieden. Sie streicht, sie verbessert, sie zerstört, sie schliesst die Augen, weil die Wör-

ter nicht wollen, weil die Sätze nicht passen, «nem jo», nicht gut, nichts ist, wie sie es haben möchte. Und als sie die Augen wieder öffnet, sieht sie Touristengruppen in viel zu bunten Anoraks vor den doppelt verglasten Fenstern, in denen sich Kondenswasser sammelt. Budapest im Herbst ist voller Chinesen.

Sie betrachtet den braunen Filzstift neben dem Wasserglas. Ich stelle mir vor, wie sie ihn in die Hand nimmt, ihn an der oberen linken Ecke des Blattes ansetzt und einmal quer darüberstreicht, bis ganz unten, bis das satte Braun verblasst. Dann schreibt sie – und sie muss den Stift mit jedem Buchstaben fester drücken, um die letzte Farbe aus ihm herauszupressen – als Kommentar zu dieser Passage, an der sie Stunden gearbeitet hat: *Das ist doch alles gelogen!*

Ich kann das Geräusch des ausgetrockneten Filzstiftes hören, das die Stille ihres Wohnzimmers durchbricht, während im Hintergrund die Küchenuhr tickt und die chinesischen Touristen draussen auf dem Platz in den Reisebus steigen.

Es dürfe nichts verloren gehen, hatte sie immer geantwortet, wenn ich sie fragte, warum sie stundenlang schrieb, statt einfach im Garten zu sitzen oder spazieren zu gehen. Sie hatte auch von einem unsichtbaren Band gesprochen, das ihre Welt mit meiner verknüpfe. Man müsse nur die Einzelteile miteinander verbinden, dann würde man das Band erkennen, das zwischen Grosseltern und Enkeln bestünde, hundert Jahre, mehr sei nicht zu überblicken. Ihre Eltern seien schon zu weit weg von mir, meine Kinder zu weit weg von ihr.

Hundert Jahre? Welches Band?

Als sie noch lebte, schenkte ich ihren Worten keine Beachtung. Je mehr ich aber jetzt von ihr las, desto näher fühlte ich mich meiner Grossmutter, als wolle sie mir etwas mit auf den Weg ge-

ben, so kam es mir vor. Besessen beugte ich mich über ihre Seiten, entzifferte Passage um Passage, wie ein Archäologe kleinste Mosaiksteine mit einer Zahnbürste reinigt und neu zusammenfügt, in der Hoffnung, am Ende ergäbe sich ein Bild. So vergingen Tage.

Es war der Sommer, in dem sich die Männer Bärte wachsen liessen, den Frauen rutschten die T-Shirts über ihre Schultern, in Syrien starben Tausende Menschen in einem Bürgerkrieg, während ich barfuss auf der Geschichte meiner Grossmutter lief – und ein bisschen auch auf meiner. Weiterhin legte ich mich zweimal die Woche bei Strassberg auf die Couch und berichtete ihm jetzt ganz aufgeregt von meinem Mosaik. Er war jetzt nicht mehr dieser allwissende Ratgeber, der mir half, Dinge einzuordnen, wie die Monate zuvor, sondern mein Verbündeter. Die Rollen weichen auf, die Hierarchie brach weg. Der Gang in seine Praxis war wie ein Besuch in einem Café, Strassberg wie ein Freund, der immer am selben Tisch sass und Zeit für mich hatte. Und noch ehe ich es mir überlegte, hörte ich mich sagen: «Ich weiss nicht, ob ich so etwas könnte, Juden verstecken.» Ich sagte diesen Satz, während draussen über Zürich die Sonne schien, die Strassenbahn fuhr vorbei, Menschen gingen baden. Ich hatte schon über so vieles mit ihm gesprochen, ihm intimste Dinge anvertraut, aber nur bei diesem Satz stellte sich ein so eigenartiges Gefühl ein, als würde ich schweben, als wäre ich irgendwohin gelangt, wo ich noch nie gewesen war. Als würde plötzlich alles Sinn ergeben, obwohl der Satz natürlich absurd war. Warum sollte ich Juden verstecken müssen?

«Das ist Ihr Massstab», sagte er.

«Mein was?»

«Ihr Referenzpunkt.»

«Ich versteh es nicht.»

«Sie haben Ihren Lebensmittelpunkt in der Vergangenheit.»

War das dieses Band, von dem meine Grossmutter gesprochen hatte?, fragte ich mich gedankenversunken in der Bäckerei um die Ecke. Nach jeder Stunde bei Strassberg kaufte ich mir hier ein Käsesandwich und eine Cola, immer stand dieselbe junge Frau hinter der Theke, mit Bäckersmütze auf dem Kopf und Nasenring, auf dem Unterarm hatte sie einen Karpfen tätowiert. Ich bildete mir ein, eine Linie zu sehen, die die Generationen miteinander verband, noch etwas hinter Nebel, doch da war etwas, eine Brücke über die Zeit. Zwischen meiner Grossmutter und mir lagen so viele Jahre, Kriege, Grenzen, und doch kamen mir ihre Sätze vertraut vor, als hätten wir ein gemeinsames Geheimnis.

«Kommt noch was hinzu?», fragte mich die Frau mit dem Karpfen.

«Nein, danke.»

Wenigstens die Mandls hätte ich retten können, schrieb meine Grossmutter immer wieder über diesen Nachmittag, das Geräusch, als das Ehepaar auf dem Kiesweg im Innenhof zusammensackte, *doch was tat ich stattdessen?*, fragte sie sich. *Nichts*. Ihr ganzes Leben lang habe sie nichts unternommen, habe sich versteckt und geduckt und gelebt wie ein Maulwurf – woher kannte ich diese Sätze bloss? Hatte ich ein paar Wochen zuvor in Strassbergs Praxis nicht exakt diese Worte in den Mund genommen, mich über mein fehlendes Rückgrat beschwert und wie ich das an mir hasse, dieses Abtauchen? Wir litten an ähnlichen Dingen, meine Grossmutter und ich, war das denn möglich? Nur dass sich meine Kämpfe nicht in Kriegszeiten abspielen, sondern in Büros und am Küchentisch.

«Macht acht Franken fünfzig.»

«Was?»

«Acht Franken fünfzig, bitte», wiederholte die Karpfenfrau und streckte mir ihren Arm entgegen, der Fisch sah mir direkt in die Augen.

Auf dem Weg in die Wohnung meines Freundes redete ich mir ein, es sei meine Aufgabe, ihr lückenhaftes Tagebuch zu Ende zu schreiben. Ich suchte im Internet nach Hinweisen zu den Mandls, landete schnell auf der Seite von Yad Vashem, der jüdischen Gedenkstätte, die die Namen und Schicksale aller jüdischen Opfer des Nationalsozialismus sammelt, und entdeckte das Gedenkblatt, das Agnes dort für ihre Eltern angelegt hatte – unterzeichnet war es in Buenos Aires und mit ihrem neuen Familiennamen, Kupfermine. Agnes musste Auschwitz also überlebt haben und nach dem Krieg nach Buenos Aires gezogen sein. Als ich ihren Nachnamen googelte, stiess ich auf die Homepage einer Malerin und sah ihren Bildern an, dass ich an der richtigen Stelle war. Es musste die Enkelin der Mandls sein, die im Schloss meiner Grossmutter umgekommen waren, daran bestand kein Zweifel.

Wieder ein Mittwoch, wieder diese Couch vor dem weissen Bücherregal, deren Kopfende sich bei L befand. Lévi-Strauss, Lacan, Lukâcs, ich kannte sämtliche Buchrücken, und Leibniz natürlich, dunkelblauer Suhrkamp-Einband, gelbe Buchstaben: *Philosophie der Gerechtigkeit*. «Das Ehepaar Mandl hatte zwei Kinder im Alter meiner Grossmutter, Agnes und Sandor», sagte ich zu Strassberg, nachdem ich die ersten Momente einfach nur dagelegen hatte, mir die Augen gerieben und ertastet hatte, ob

mein Pullover nicht hochgerutscht war. «Sie haben als Kinder miteinander gespielt, das habe ich Ihnen doch erzählt?»

«Ich erinnere mich.»

«Meine Grossmutter ging davon aus, dass sie in Auschwitz vergast wurden. Aber sie haben überlebt.»

«Ach ja? Woher wissen Sie das?»

«Google. Agnes hat nach dem Krieg einen Polen geheiratet, der das KZ ebenfalls überlebt hat. Sie bekamen zwei Töchter, die eine habe ich im Internet gefunden, eine Malerin. Sie lebt in Buenos Aires und heisst Mirta Kupfermine. In ihren Bildern verarbeitet sie die Geschichte ihrer Eltern und Grosseltern. In einem Interview, das ich auf ihrer Homepage gefunden habe, sagt sie: ‚Etwas vom Wichtigsten in meinem Leben ist passiert, bevor ich auf die Welt kam‘, ist das nicht verrückt?»

Strassberg schwieg.

«Sie erzählt dem Journalisten, dass sich ihre Grosseltern das Leben genommen hätten, kurz bevor sie nach Auschwitz deportiert worden seien, sie hätten Gift geschluckt, um den deutschen Gaskammern zuvorzukommen. Meine Grossmutter aber schreibt, sie seien erschossen worden. Sie war ja dort, sie hat es gesehen, sie war Zeugin und beschreibt jedes Detail. Ist das nicht seltsam? In einem Ausstellungskatalog las ich über Mirta, dass ihre Kreativität, auch ihre Verzweiflung auf dem Trauma ihrer Familiengeschichte fusse. In ihren Werken würde sie nie etwas zerstören, immer nur aufbauen. Sie findet alte Stühle am Strassenrand, an denen sie Flügel befestigt, verbindet jüdische Traditionen mit dem Leben von heute. Sie sei aufgewachsen voller Sehnsucht nach Vergangenen, Sehnsucht nach Geschichte, nach alten Möbeln, Fotos, Dingen eben, die man sich in Familien weitergibt,

von Generation zu Generation. Sie habe nichts von früher, weil nach Auschwitz alles gestoppt hätte, während es bei mir doch genau umgekehrt ist. Ich habe das Gefühl, zu viel von dem zu besitzen, was sie nicht hat, verstehen Sie, was ich meine?»

«Ja.»

«Sie waren es doch, der mir sagte, mein Lebensmittelpunkt liege in der Vergangenheit.»

«Und der dieser Mirta offensichtlich auch.»

«Ich meine, Mirta hätte auch Krankenschwester werden können oder Lehrerin, dann hätte ich sie nie gefunden. Aber nein, sie ist Künstlerin, und dann malt sie nicht etwa Landschaftsbilder, sondern Schatten von früher. Im Internet habe ich mir eine ihrer Installationen angesehen, ‚Skin of Memory‘. Sie vergleicht Agnes' Auschwitz-Tätowierung mit denen heutiger junger Menschen.»

«Was werden Sie jetzt tun?»

«Ich werde ihr schreiben. Stellen Sie sich mal vor, ich könnte sie besuchen. Und was, wenn ihre Mutter, wenn Agnes noch lebt? Was sage ich ihr dann? Es tut mir leid, was damals geschehen ist? Schwamm drüber? Meine Grossmutter schrieb immer wieder, als wäre es eine Art Mantra ihres Lebens: *Wenigstens die Mandls hätte ich retten können. Wenigstens die.*»

Montag, 2. September 2013, 15:30 Betreff: Journalist aus der Schweiz

Liebe Mirta Kupfermine,

Ich schreibe Ihnen in einer sehr persönlichen Angelegenheit. Ich habe ein Tagebuch gefunden, das meiner Grossmutter gehörte, Hunderte von Sei-

ten. Sie ist in einem kleinen ungarischen Dorf namens Sarosd geboren, in einem Schloss. In diesem Tagebuch ist viel von Ihren Grosseltern die Rede, dem Ehepaar Mandl und ihren Kindern, Agnes und Sändor. Agnes ist Ihre Mutter, nehme ich an. Ist das richtig?

Es gibt da ein paar Dinge, die wir unbedingt besprechen sollten und die kein gutes Licht auf meine Familie werfen.

Montag, 2. September 2013, 20:13 Re: Journalist aus der Schweiz

Lieber Sacha, was für eine Nachricht! Ich kenne den Namen Ihrer Grossmutter gut, wir haben oft über sie gesprochen, ich war auch schon in diesem Schloss in Sarosd. Es sieht in der Tat so aus, als hätten wir einiges zu besprechen. Ich sitze gerade in London am Flughafen und fliege in einer Stunde nach Hause. Vielleicht kommen Sie uns mal besuchen? Meine Mutter Agi ist beinahe neunzig Jahre alt und würde sich sicher freuen.

Montag, 2. September 2013, 20:25 Re: Journalist aus der Schweiz

Wie haben Sie mich eigentlich gefunden?

Montag, 2. September 2013, 20:26 Re: Journalist aus der Schweiz

Ich meine, wie sind Sie vom Namen Mandl auf meinen gestossen? Tausend Fragen schwirren mir durch den Kopf, bin völlig verwirrt.

Montag, 2. September 2013, 21:19

Rere: Journalist aus der Schweiz

Liebe Mirta, Sie zu finden war nicht schwer. Ein paar Klicks und schon bin ich auf Ihrer Seite gelandet, wo ich dann die Bilder sah. Tausend Fragen im Kopf? Die hab ich auch! Ich würde gerne nach Buenos Aires kommen, um Sie und auch Ihre Mutter kennenzulernen. Im Tagebuch steht, dass meine Grossmutter Ihre Mutter in einem ungarischen Lager suchen ging. Sie habe sie aber nicht gefunden, kann das stimmen?

Sie waren in Sarosd, in diesem winzigen Dorf in Ungarn? Raten Sie mal, wohin ich in ein paar Tagen fahre. Wir sollten telefonieren.

Mittwoch, 4. September 2013, 13:27

Rerere: Journalist aus der Schweiz

Lieber Sacha, ich habe Ihre Mail an meine Schwester und andere Familienmitglieder weitergeleitet. Alle sind ganz aufgeregt. Sie müssen verstehen: Wir erhalten nicht täglich Briefe von Menschen, die behaupten, Informationen über unsere Grosseltern zu besitzen. Haben Sie auch Geschwister? Zu Ihrer Frage: Meine Mutter war in Auschwitz und davor in einem ungarischen Lager, es könnte also stimmen, was in diesem Tagebuch steht. Nur muss ich dann zurückfragen: Warum hat Ihre Grossmutter meine Mutter überhaupt gesucht? Ich meine, was wollte sie von ihr? Und was genau machen Sie in Sarosd?

Wie Sie vielleicht wissen, feiern wir das jüdische Neujahr dieser Tage, ich bin also ziemlich beschäftigt. Morgen Nachmittag aber bin ich im Studio, geht das?

Mittwoch, 4. September 2013, 18:27

Rererere: Journalist aus der Schweiz

Morgen passt. Ich wusste nichts vom jüdischen Neujahr – dann wünsche ich eine schöne Feier! Ob ich Geschwister habe? Ja, zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren. Alles andere können wir dann morgen klären, wir haben ja Zeit, jetzt, da wir uns «gefunden» haben.

Mittwoch, 4. September 2013,19:02 Rererere: Journalist aus der Schweiz

Zeit? Wir sollten nicht noch mehr verlieren. Wenn ich morgen am Telefon weinen sollte, stören Sie sich nicht daran, sprechen Sie einfach weiter.



15.

Ein paar Tage später stieg ich in Zürich in den Zug nach Budapest. Es war kalt, und es regnete, ich sass am Fenster, ass kernlose Trauben, die Mappe mit den Notizen meiner Grossmutter lag auf meinen Knien. Ich wollte von Budapest weiter in dieses Dorf fahren, nach Sarosd, ich wollte in diesem Innenhof stehen, in dem das Verbrechen begangen wurde, das siebzig Jahre geheim geblieben war.

Im Unterschied zu all den anderen Passagen existieren von diesem Nachmittag mehrere Versionen. Es war mir gleich aufgefallen, als ich ihre Mappe geöffnet und begonnen hatte, die Blätter auf dem Boden auszulegen. Zunächst dachte ich, es handle sich um Reinschriften, erst als ich die Versionen miteinander verglich, merkte ich, dass sie immer detaillierter wurden, länger, bildlicher. Als hätte meine Grossmutter Anlauf benötigt, um sich dem Kern zu nähern. Und anstatt die alten Versionen zu vernichten, behielt sie sie, vielleicht als Zeugnis des Weges, den sie zurückgelegt hatte, Stück für Stück Richtung Wahrheit. Am Ende der ersten Version, in der von Schüssen noch nicht die Rede ist, schrieb sie mit braunem Filzstift: *Das ist doch alles gelogen!* Am Ende der zweiten fragt sie sich: *Und wenn es viel schlimmer war?*

Am Bahnsteig in Zürich hatten Frauen in engen Pullovern gestanden, in spitzen Lederstiefelchen mit Pfennigabsätzen, die noch ihre letzte Zigarette rauchten, bevor sie ihre schweren Kof-

fer in den Zug wucherten. Sie waren nicht nur mir aufgefallen, auch die anderen Passagiere blickten sich in die Augen und nickten verstohlen, als wollten sie einander sagen: Das sind sie jetzt also, diese ungarischen Frauen, von denen seit Monaten im Fernsehen und in den Zeitungen die Rede ist.

Eine der Frauen hatte sich neben mich gesetzt, sie trug einen Chihuahua in ihrem Handtäschchen, der mit seiner Zunge den goldenen Reissverschluss ableckte, während wir die Vororte Zürichs passierten. Als sie versuchte, ihren Koffer in die Gepäckablage zu stemmen, rutschte ihr Pullover hoch, ihr Bauch sprang aus der Hose und quoll über, wie Milch, die ich für meine Kinder erwärmen will und auf der Kochplatte vergesse. Der Stein in ihrem Bauchnabel befand sich direkt vor meiner Nase. So kamen wir ins Gespräch.

Wenn es mir nur gelänge, die Ereignisse dieses Nachmittages zu schildern, wie sie sich tatsächlich abgespielt haben, wäre ich zufrieden, schrieb meine Grossmutter in ihrem Tagebuch. *Was habe ich gesehen, und was bilde ich mir ein?,* fragte sie sich. *Warum war Mutter im Sanatorium, und wieso gebe ich all meinen Familienangehörigen ein Alibi? Warum habe ich Vater ein ganzes Leben lang geschützt, obwohl er mich kaum beachtete? Ist es nicht an der Zeit, ihn endlich zu verraten?*

«Ich heisse Linda», sagte die Frau mit dem Hund neben mir gelangweilt, als ich ihr ein paar Trauben anbot, die sie ablehnte. «Fährst du auch nach Hause?»

«Nach Hause?», wiederholte ich. «Irgendwie schon.»

Ich schaute noch eine Weile in ihre Richtung, als würde ich gleich noch etwas sagen, und sie starrte auf ihr Telefon, als warte sie auf einen Satz, aber mir fiel nichts mehr ein. Auf Ungarisch, in der Sprache meiner Eltern, fällt es mir leicht, über die Vergangenheit zu sprechen – oder meinetwegen übers Essen. Ich weiss,

was Arbeitslager heisst, Bodenreform. Mein Wortschatz besteht aus Wörtern des 19. Jahrhunderts: Ostermesse, Pferdekutschen, eingekochte Aprikosenmarmelade, weil ich sie höre, seit ich ein Kind war. Aber wenn es um das Leben heute geht, fehlen mir die Worte. Ich weiss nicht, wie sich junge Menschen unterhalten. Ich kenne das Wort für Kopfhörer nicht, für Turnschuhe, Eifersucht, torkeln, tanzen, twittern. Das Alte, das Tantige, das ist mein Ungarn, doch hier in diesem Zugabteil mit Linda und ihrem Chihuahua kurz vor Mitternacht nützte mir das wenig.

In Buchs stieg eine weitere Ungarin ein. Offenbar kannte sie Linda, denn sie begannen sofort, miteinander zu sprechen, packten ihre Kekse aus, Cola, Kaugummi, so ging das die ganze Zeit. Schloss ich meine Augen, hörte ich das Quietschen der Waggons auf den Schienen, das Rascheln einer Chipstüte und über allem das Geräusch der grellen Plastikclips, die sich die beiden Frauen auf die Nägel geklebt hatten und mit denen sie ununterbrochen über die Displays ihrer Mobiltelefone feigten, das war der Beat dieser Nacht. Als würden Ratten über Linoleum laufen.

Freitag, 6. September 2013, 23:15

Rerererere: Journalist aus der Schweiz

Lieber Sacha,

seitdem wir am Telefon miteinander gesprochen haben, stehen wir alle ein wenig unter Schock. Die ganze Geschichte kommt hoch, und es ist wohl das Beste, wenn du uns bald besuchen kommst. Wir haben das Gefühl, du weisst mehr über unsere Identität als wir.

Meine Mutter hat sich ihr ganzes Leben gefragt, warum sich ihre Eltern das Leben genommen haben. Sie hat es nicht verstanden. Wenn das stimmt, was du behauptest, dass sie auf eine andere Art sterben mussten, ändert das für uns einiges. Wir müssen uns gut überlegen, wie wir handeln, ob wir es ihr sagen und wenn, auf welche Weise. Ich würde gerne die Handschrift deiner Grossmutter sehen. Bringst du das Tagebuch mit? Schreib mir, wann du kommst.

«Was machst du in Zürich?», fragte ich Linda.

«Ich arbeite in einem Restaurant, ich bin Kellnerin.» «Wo?»

«Ein kleines Lokal, ausserhalb der Stadt. Das kennst du nicht, niemand kennt das», sagte sie und tat so, als müsste sie gähnen. Und ich schrieb zurück:

Freitag, 6. September 2013, 23:21

Rererererere: Journalist aus der Schweiz

Liebe Mirta, bin im Zug nach Ungarn, kann nicht antworten. Ich melde mich.

Der Zug fuhr in einen Tunnel, wieder fiel mir nichts mehr ein, worüber ich mit Linda sprechen könnte. Ich war noch nie gut darin, Gespräche am Leben zu halten. Ich musste an all die Zeitungsartikel über Ungarinnen wie Linda denken, an die Bilder der Prostituierten am Strassenrand hinter dem Bahnhof. Um sie von dort wegzubekommen, hatte man vor ein paar Monaten in einem Industriequartier eine Zone errichtet, ein paar offene Garagen. Beamte hatten sie konzipiert und gebaut, in Absprache mit Sozialarbeitern, Frauenorganisationen, Gesundheitsexperten. Es wird

eine Menge Sitzungen gegeben haben, runde Tische, Konzepte, Leitzordner voller Pläne, Listen, Kostenvoranschläge. Man wird sich in Büroräumen mit Gummibaum in der Ecke lange den Kopf zerbrochen haben: Wie soll man so etwas bauen? Wie soll das aussehen? Sicherheit geht vor, werden alle gesagt haben, klar, die Sicherheit der Frau hat Priorität.

Und warum keine rote Neonröhre an der Rückwand? Gute Idee! Antrag gestattet.

Und wie soll das Ding heissen? Diese Garagen brauchen doch einen Namen, nur schon für die Medien, hat bestimmt einer eingewandt.

Wieder Sitzungen, neue Vorschläge machten die Runde, jemand zerbrach sich den Kopf über ein Wortspiel mit Rotlicht, aber er fand nichts. Jemand wollte was Französisches, amour, voiture, das würde gleich romantischer klingen.

«Wir sollten sachlich bleiben», mahnte da der Abteilungsleiter, «damit liegt man nie falsch.» Und alle werden genickt haben. Natürlich.

Kurz nach der Einweihung war dann das Fernsehen da und zeigte Bilder der Verrichtungsboxen, so hiessen sie jetzt. Man sah verpixelte Männer in verpixelten Autos, in die verpixelte Damen einstiegen. An der Rückwand rote Neonröhren, dann schwenkte die Kamera nach oben und filmte den Abendhimmel über Zürich. Und was geschah danach? Fuhr der Mann weiter, vielleicht nach Hause, was Kleines essen – oder in die Oper?

Und die Frau? Stellte sich einfach wieder hin?

Wenn du in Budapest bist, geh ins Holocaust-Museum. Da hängt ein Bild von mir. Wir sprechen, wenn du wieder zurück bist. Mirta

Der Zug hielt in Innsbruck, Regen klatschte ans Fenster. Linda, malte ich mir aus, wird ihren Eltern zu Hause sagen, dass das Restaurant, in dem sie arbeitet, sehr gut besucht sei. Sie wird ihnen kleine Geschenke überreichen, Uhren vielleicht, wer in der Schweiz war, der bringt doch Uhren mit, auch wenn sie aus China stammen. Sie wird erzählen, dass das Leben teuer sei, aber die Strassen sauber. «Stellt euch vor, man kann im See auch baden. Es gibt da Schwäne, die sind weisser als bei uns der Schnee», wird sie sagen und verschweigen, wie es ist, jeden Abend vor diesen Boxen zu stehen und in fremde Autos zu steigen; wie es sich anfühlt, wenn der Fahrer in seinem dunkelblauen Mazda den Zündschlüssel abzieht: Die Lichter gehen aus, die Musik aber bleibt an, Lautstärke drei, nicht zu laut, nicht zu leise, gemütlich soll es sein.

Sie erwähnt den Preis, dreissig Franken, die Zahlen kann sie inzwischen auf Deutsch, es gibt in der Schweiz nichts Billigeres als blasen. «You can begin now», sagt er und: «Where are you from?» Sie klemmt sich mit der Zunge ihren Kaugummi unter die Lippe, öffnet erst den Gürtel, dann den Knopf seiner schwarzen Jeans. Sie zerrt am Reissverschluss, was zunächst nicht klappt, bis er ihr hilft. Gemeinsam ziehen sie ihm die Hose bis unter die Knie, seine weissen Schenkel liegen auf dem dunklen Polster, Pharrell Williams singt *Happy*. Linda mag das Lied, sie hat gesehen, wie einen Sommer lang die ganze Welt danach getanzt hat.

Sie hat es in der Dusche gesungen, «happy» mit dunklem A, fast ein O. Jetzt aber neigt sie ihren Kopf hinunter, streift den Duftbaum, der am Rückspiegel hängt und im Licht der roten Neonröhre hin und her baumelt.

«Because I'm happy/Clap along if you feel like a room without a roof».

Ihr Gesicht ist auf der Höhe des Radios, dunkelblaues Display, kursive Schrift, Radio Top, «Die besten Songs aller Zeiten». Sie atmet die warme Luft ein, die vom Motor kommt und nach Plastik riecht, während sie mit der linken Hand in seine Unterhose langt.

«Because I'm happy/Clap along if you feel like happiness is the truth

Because I'm happy/clap along if you know what happiness is to you».

Sie nimmt seinen schlaffen Penis in die Hand und drückt ein wenig daran herum, sein Seufzen vermengt sich mit der Musik, «happy, happy, happy», und er legt die Hand auf ihren Hinterkopf. Sie nähert sich seinem Schritt, den Geruch denkt sie sich weg, darin ist sie gut, nimmt seinen Penis in den Mund, der eingerollt auf seinem linken Schenkel gelegen hat, wie ihr Chihuahua, wenn er es sich bei ihr bequem macht.

Das wird Linda zu Hause nicht erzählen.

«Ich habe einmal in der Schweiz als Kellnerin gearbeitet», wird ihre offizielle Geschichte lauten. So wie Herr und Frau Mandl offiziell Selbstmord begangen haben, mit Rattengift aus ihrem Feinkostladen, das hat man sich damals erzählt, obwohl ihnen doch in den Rücken geschossen worden war, obwohl sie zusammengesackt waren, da war doch ein Blutfleck auf ihren hellgrauen Regenmänteln. *Wer entscheidet, was wahr ist und was falsch? Wer entscheidet über die Geschichte?*, fragt meine Grossmutter in ihren Erinnerungen.

Wir fuhren weiter, Salzburg lag hinter uns. Ich blickte auf. Draussen waren einzelne Lichter abgelegener Höfe zu sehen. Wer ist da noch wach? Mein Gesicht spiegelte sich im Fenster, ich sah müde aus, alt, Augenringe, Scheissfrisur, dahinter die dunklen Umrisse von Linda und dem Hund auf ihren Schenkeln. Wer entscheidet also, was wahr ist und was falsch? Wer kann einen Mord in einen Selbstmord verwandeln?

Meine Grossmutter schrieb: *Derjenige, der an der Macht ist.*

Sie war nicht dabei gewesen, als ihr Vater an jenem Abend im Juli 1944 zum Bürgermeister gegangen war und danach zum Pfarrer, um ihnen mitzuteilen, wie man mit dieser Angelegenheit umzugehen habe. Aber so muss es gewesen sein, denkt sie am Ende ihres Lebens. *Damals war er noch jemand, noch war der Adel an der Macht, ein paar Jahre später hatten wir keinen Einfluss mehr. Die Kommunisten nahmen uns nicht nur das Land, sondern auch unsere Stärke.*

Gut möglich, dass der Vater meiner Grossmutter sein ganzes Leben darauf gewartet hatte, dass die Wahrheit ans Licht kam. Vielleicht hatte er sogar darauf gehofft, dass ihm jemand von hinten auf die Schultern tippte und fragte: Sag mal, wie war das genau damals? Doch das geschah nicht, und die Geschichte sank auf den Grund des Sumpfes, der Sarosd umgibt, von wo sie meine Grossmutter Jahre später geborgen und vom Schlamm befreit hatte.

Als ich meinem Vater eine Woche zuvor angekündigt hatte, ihn zu besuchen, hatten wir auch über Politik gesprochen, über Viktor Orban, den ungarischen Ministerpräsidenten, der auf der ganzen

Welt kritisiert wird, mein Vater aber himmelt ihn an. Die Zeitungen waren voller Meldungen über den «kleinen Diktator», der sich ein Fussballstadion neben sein Haus hatte bauen lassen. Ich hatte ausserdem irgendwo gelesen, dass ein Abgeordneter der rechtsnationalen Jobbik-Partei im Parlament eine Europafahne hatte entfernen und durch die ungarische Flagge von 1920 hatte ersetzen lassen, mit den Umrissen der Grossmacht von einst.

Meinem Vater hat diese Aktion bestimmt gefallen, «oh yeah», wird er gesagt haben, das sagt er in solchen Situationen immer, wie John Wayne in *Red River*, und ich sprach ihn darauf an.

«Stimmt das mit der Flagge?»

«Oh yeah.»

«Was soll das? Woher kommt diese ewige Trauer um die einstige Grösse?»

«Das verstehst du nicht?»

«Nein. Ist doch nur ein Stück Stoff.»

«Du tust mir leid, wenn du das nicht verstehst.» «Warum?»

«Weil du nicht weisst, was Heimat ist. Wenn deine Heimat bedroht wird, dann ist das ein Schmerz. Ebenso, wenn sie dir genommen wird.»

«Schmerz? Heimat? Du klingst für mich wie jemand aus dem Mittelalter.»

«Wann kommst du denn an? Dann reden wir darüber.»

«Kurz vor elf Uhr morgens, wenn ich die Nacht im Zug überstehe. Holst du mich ab?»

«Natürlich.»

Um Viertel nach elf fuhren wir in Budapest ein, es war ein schöner Herbsttag, ich mochte Ungarn im Herbst besonders. Ich war

gekommen, um mit meinem Vater das Schloss zu besichtigen, in dem meine Grossmutter vor dem Krieg gelebt hatte. Ich wollte zu dem Jagdhaus, in das sie später gezogen waren, wollte durch die Wälder und Felder spazieren, in denen sie gearbeitet hatte, als das Land schon mitten im Kommunismus steckte. Ich half Linda mit ihrem Koffer, den Hund hatte sie wieder in ihrem Täschchen verstaут. Wir standen am Ende des Bahnsteigs, als ich sie fragte, ob wir Nummern austauschen könnten.

«Wozu?», sagte sie, nicht unhöflich, eher so, als sei sie die Frage gewohnt.

«Vielleicht brauchst du mal meine Hilfe. Ich spreche Deutsch, ich kenne mich aus ...»

«Ich brauche keine Hilfe.»

«Dann eben nicht.»

«Also gut.» Sie diktierte zehn Zahlen, eine Schweizer Nummer, mein Vater winkte von Weitem. Er kam auf uns zu, blieb dann aber stehen. Linda setzte ihre rosafarbenen Kopfhörer auf, «also dann», sagte sie.

«Also dann», sagte ich.

«Wer war das?», fragte mein Vater und schaute ihr nach, wie sie auf ihren Absätzen in der Menge verschwand.

«Linda. Eine Kellnerin aus Zürich. Sie arbeitet in einem Restaurant ausserhalb der Stadt, aber das kennst du nicht. Niemand kennt das.»

Die nächsten vier Tage reisten wir in die Vergangenheit.

In Sarosd sahen wir uns die Zimmer im Schloss an, ich nahm den Kies im Innenhof in die Hand, von dem im Tagebuch so oft die Rede war, und machte Fotos von dem Kastanienbaum. Wo früher meine Grossmutter mit ihren Eltern gewohnt hatte, mit Goga, der

Zofe, mit den Sattlern, dem Gärtner und dem Französischlehrer, lebten heute alte Menschen, Sozialfälle und Randständige. Pfleger liefen umher und brachten Suppe in grauen Plastikschüsseln. Wo einst Kutschen gefahren waren, schob eine alte Frau mit Kopftuch ihren Rollator und blieb hängen, weil es die kleinen Räder nicht über die Kieselsteine schafften. Wir fuhren weiter zum Jagdhaus, dann in dieses *Dorf am Rande der Welt*, wie es im Tagebuch heisst, ihre letzte Station, bevor sie in den Westen flüchteten. «Da irgendwo muss es gewesen sein», mein Vater zeigte auf eine Gruppe grauer Häuser mit kleinen Fenstern, «Scheisskommunismus», fluchte er seit einer Weile, und es erinnerte mich an unsere Reise nach Moskau, an seine Schimpftiraden gegen die Russen. «Lass uns essen gehen», sagte er.

«Wodka?», frage ich, weil ich plötzlich diese Szene wieder vor mir sah, wie ich ihn am Kragen gepackt hatte, meine Stirn an seiner Nase.

«Wodka trinke ich mit dir nur noch mit Helm.»

Nachdem wir beide bestellt hatten, nahm ich die Mappe mit den Notizen meiner Grossmutter aus meiner Tasche und las ihm vor:

Es ist später Nachmittag, Ich liege in meinem Zimmer im Bett, auf meinem Bauch liegt Tolstois Krieg und Frieden, als ein Schrei mich aus meinen Tagträumen reisst.

«Was ist das?», fragte mein Vater.

«Sagt dir der Name was: Mandl?»

«Nein.»

Ich hatte diese Frage Wochen zuvor schon einmal jemandem gestellt. Ich war nach Liechtenstein gefahren, um die Schwester meiner Grossmutter zu besuchen, sie hatten ihre Kindheit gemeinsam auf dem Schloss verbracht. Lilly war nach dem Krieg

zunächst nach Italien geflohen und lebte nun in einem Nest irgendwo bei Vaduz.

«Herr und Frau Mandl, sagt dir das etwas?», fragte ich sie, nachdem wir uns hingesetzt hatten. Lilly ist 93 Jahre alt, ich musste die Frage fünfmal wiederholen, «M-A-N-D-L», rief ich ihr ins Gesicht, bis sie mich ansah, als wäre ich verrückt, so laut zu schreien.

«Das waren die Dorfjuden», sagte sie und legte ihre Hand auf meine. Früher hätte sie mich nie berührt, aber je älter die Menschen in meiner Familie werden, desto weicher und gutmütiger werden sie. Ich sah die Abdrücke der Ringe an ihren Fingern, die sie ihr ganzes Leben lang getragen hatte. Ich sah diese feine Haut, ganz vorne an den Kuppen, die spannte, als würde sie bald reisen, und stellte mir vor, wie ihr Arzt, um Blut abzunehmen, genau da hineinsticht, doch es kommt kein Tropfen. «Die Mandls hatten einen kleinen Laden, ich kann mich gut an ihre eingelegten Kirschen erinnern. Die waren ganz süß und saftig. Wehe, ich habe mein Kleidchen damit bekleckert. Habe ich dir je erzählt, wie streng unsere Mutter war? Und der Vater erst?»

«Kannst du dich an den Sommer 1944 erinnern?», unterbrach ich sie.

«Jeden Morgen mussten wir mit ihm frühstücken, frisch geduscht mussten wir sein und gut gelaunt. Er hasste es, wenn wir misstrautig waren.»

«Was ist an jenem Tag passiert?», fragte ich sie.

«Was?»

«An dem Tag, als die Mandls starben.»

«Willst du noch Wein?»

«Ja.»

Sie steht auf, sie stöhnt, seit ein paar Monaten habe sie Schmerzen im Rücken. «Du warst doch dort», wiederholte ich und klang wie der Reporter eines Lokalsenders. Jetzt erst merkte ich, wie

dämlich sich das anhörte, 1944, das war über siebzig Jahre her, ein ganzes Leben. Sie zuckte mit den Schultern.

«Aber ich kann mich doch kaum an gestern erinnern», sagte sie und schenkte mir ein, «warum willst du das wissen?»

«Die Mandls waren ein älteres Ehepaar», sagte ich im Restaurant zu meinem Vater. «Die Dorfjuden. Sie hatten einen Laden nicht weit vom Schloss entfernt. 1944, nachdem die Deutschen Ungarn besetzt hatten, haben sie im Schlossgarten gearbeitet, zusammen mit einem Dutzend weiterer Juden. Sie haben uns um Hilfe gebeten, steht hier», sagte ich und tippte auf die Mappe. «Die Mandls wollten, dass wir ihnen helfen.»

«Wir?», sagte mein Vater und trank die Hälfte seines Bieres aus.

«Wir, also unsere Familie», sagte ich. «Dein Grossvater, den du doch so mochtest.»

«Ach, deshalb bist du gekommen.»

«Ja.»

«Lies weiter.»

Der Kiesboden ist ganz aufgewühlt, ich sehe tiefe Furchen von den Autos. Die Deutschen haben sich vor ein paar Wochen die unteren Zimmer genommen, unser Haus ist voll bis zur letzten Kammer, Soldaten, Flüchtlinge, Verwundete. Die Hunde sind bis aufs Äusserste gereizt, Mutter liegt seit Wochen im Sanatorium. Von meinem Fenster sehe ich meinen Vater. Ersteht in der Einfahrt, Herr Mandl steht ihm gegenüber und fuchtelt mit den Armen, Frau Mandl schreit ihn an, sie tragen helle, viel zu weite Regenmäntel. Ich sehe die Judensterne und gehe die Treppen hinunter, Kies knirscht unter meinen Füßen, Herr Mandl sieht mir in die Augen, mein Vater dreht sich nicht um.

«Soll ich weiterlesen?»

«Na klar.»

«Es wird ungemütlich.»

Der Kellner brachte Brot, Salz, Pfeffer, Paprika.

«Von diesem Nachmittag gibt es mehrere Versionen.»

«Warum flüsterst du?», fragte mich mein Vater.

«Hab ich nicht.»

«Doch.»

«Ist das nicht seltsam? Warum hat sie nie jemandem erzählt, wie wichtig ihr dieser Tag war?»

«Keine Ahnung.»

«Hast du sie nie gefragt, was im Krieg alles passiert ist?»

«Offenbar nicht genug. Lies weiter.»

«Es war das Geheimnis ihres Lebens. Sie schrieb seitenlang über diesen einen Moment, aber sie schrieb nur eine Zeile über den Tod ihres zweiten Kindes, deines Bruders, warum?»

«Woher soll ich das wissen?»

«Niemand weiss, wo sie ihn begraben hat. Was hat sie getan, als das Baby in ihren Armen starb? Hast du sie nie gefragt?»

«Lies jetzt endlich weiter.»

«Warum schreist du?»

«Hab ich nicht.»

Ich nahm das Blatt in die Hand und suchte nach der Stelle, an der ich aufgehört hatte.

«Sie sind im Konzentrationslager, sie werden sterben», sagt Herr Mandl, er spricht von Agi und Sandor, ihren Kindern. Er sagt, sie befänden sich bereits in einem der Züge, Frau Mandl hält sich an der Harke fest: «Helfen Sie uns!», schreit sie, «helfen Sie uns, bei Gott, tun Sie was!»

«Welche Züge?», fragt mein Vater, «ich weiss nicht, wovon Sie

sprechen.» *Frau Mandl schreit, Herr Mandl nähert sich ihm und packt ihn am Kragen, mein Vater stösst ihn weg, Herr Mandl fällt auf den Boden und verliert seinen Hut.*

«Was tun Sie da?», schreit ihn mein Vater an. *Herr Mandl sitzt auf dem Kies, früher ein grosser, korpulenter Mann, jetzt plötzlich klein.*

«Meine Kinder werden sterben. Wir alle werden sterben», antwortet er, ganz rot im Gesicht, und er steht langsam auf, nimmt seinen Hut, klopft sich den Staub von der Hose.

«Gehen Sie zurück zur Arbeit!», befiehlt mein Vater ihm, worauf Herr Mandl seine Frau an der Hand nimmt und sagt: «Ich werde gar nichts tun. Ich werde einfach gehen.» Sie entfernen sich, hastig, leicht gebückt laufen sie davon, hinüber zum Teich. «Bleiben Sie stehen!», ruft mein Vater, einmal, zweimal, bis er am Ende brüllt, doch die beiden drehen sich nicht um. Ich schaue meinem Vater ins Gesicht, ich sehe seine Wut, seinen Ärger. «Bleiben Sie stehen!» Dann höre ich die Schüsse.

«Willst du, dass ich dir die anderen Versionen auch vorlese?», fragte ich meinen Vater. «Sie widersprechen sich nicht, sie erzählen nur detaillierter, was geschehen ist. Und wir stehen am Ende nicht gut da.»

«Wir?», fragte er abermals.

«Na ja. Irgendwie schon.»

«Wer hat geschossen?»

«Ein Deutscher. Zu dieser Zeit lebten Soldaten der Wehrmacht im Schloss. Die Verwundeten wurden im Keller und in den Stalungen untergebracht. Überall standen oder sassen sie herum, auch auf der Bank unter dem Kastanienbaum. Sie werden geraucht haben, gequatscht. Einer zückte seine Pistole und schoss. Ein Blonder, so beschreibt sie ihn, jung, hager. Vielleicht lebt er noch, stell dir vor.»

«Kann sein.»

«Er wurde für diese Tat nie zur Rechenschaft gezogen, weil ja offiziell nichts passiert ist. Er brachte ein Ehepaar um, machte eine ganze Familie, die heute in Argentinien lebt, unglücklich. Deine Mutter liess jener Nachmittag nie los, während der Soldat vielleicht Bäcker wurde in Leipzig oder Erdkundelehrer. Zwei Kinder, kleine Wohnung, Schrebergarten, die Samstage verbrachte er bei Lokomotive im Stadion.»

«Wo?»

«Ist nur eine Idee. Lokomotive Leipzig, der Fussballclub.»

«Aha.»

«Sagen wir, er hiess Böhme, Klaus Böhme.»

«Böhme? Unsere Nachbarn in Zürich hiessen Böhme.»

«Ich weiss, aber mir fällt gerade kein anderer Name ein. Sagen wir, Böhme war in jenem Sommer 1944 zwanzig Jahre alt, dann wurde er, lass mich rechnen, 1989 pensioniert. Vielleicht im Winter, in den Wochen, als die Mauer fiel – ein deutsches Leben. Ist das nicht verrückt? Wegen diesem Böhme sitze ich jetzt hier bei dir.»

Mein Vater sagte nichts. Der Kellner brachte das Essen. Wildgulasch.

Montag, 16. September 2013, 15:45

Re re re re re re re re: Journalist aus der Schweiz

Liebe Mirta, ich konnte mich nicht früher melden, ich war in Ungarn und am Wochenende nehmen mich die Kinder ziemlich in Anspruch. Tut mir sehr leid zu hören, wie viel dieses Tagebuch bei euch anrichtet. Ich hoffe, es gibt neben dem Schmerzhaften auch Versöhnliches. War es denn ein

Fehler, dass ich mich bei euch gemeldet habe? Ich könnte in einem Monat kommen. Am 14. Oktoberfrühmorgens. Ein Donnerstag. Passt das?

Montag, 16. September 2013, 22:20

Re re re re re re re re: Journalist aus der Schweiz

Es war kein Fehler. Du gibst uns Antworten auf alte Fragen, die wir uns immer wieder gestellt haben. Der 14. ist gut. Willst du bei uns wohnen? Soll ich dich vom Flughafen abholen? Wie war Ungarn?

Diese Frage stellte mir auch Daniel Strassberg, nachdem ich fünf Minuten auf seiner Couch gelegen und nicht gewusst hatte, was ich sagen sollte. Ich hatte das Gefühl, ihn zu langweilen mit meinen Erzählungen, stets dieselben Themen, hörte ich ihn nicht eben gähnen?

«Ungarn war ganz interessant», sagte ich abwesend. «Mein Vater hat erstaunlich gelassen reagiert, als ich ihm von den Mandls erzählt habe. Er blieb eigenartig ruhig. Sonst ist nicht viel passiert.»

Strassberg schwieg.

Ich schwieg.

«Ich habe das Gefühl, Sie sind nicht bei der Sache», sagte ich.

«Wie kommen Sie darauf?»

«Sie gähnen.»

«Habe ich das? Das darf doch mal sein.»

«Ja, natürlich.»

«Macht Sie das wütend?»

«Ich würde es ja verstehen. Auch ich musste mich überwinden, herzukommen.»

«Ach ja?»

«Ich wusste nicht, was ich Ihnen erzählen soll. Es gibt nichts mehr, ich wiederhole mich ständig. Die Luft ist raus, so fühlt es sich an: Die Intensität des Sommers ist weg.»

«Der Krimi ist zu Ende.»

«Was?»

«Der Krimi. Sie sagten vor ein paar Wochen, es fühle sich an wie ein Krimi.»

Ich schwieg. «Stimmt», sagte ich dann. «Der Krimi – erst Rechnitz, das Tagebuch, die Mandls, dann Agnes, Mirta, diese ganzen Geschichten, die ineinanderflossen. Auch Ihre.»

«Es waren sonderbare Wochen, auch für mich, das stimmt. Es war die Zeit, in der wir Brüder waren.»

«Brüder?»

«Um es psychoanalytisch ganz platt auszudrücken, ja. Brüder oder Söhne, wie Sie wollen. Sie mit Ihrer Geschichte, ich mit meiner. Mein Vater, der nach dem Krieg für eine zionistisch-kommunistische Organisation Juden durch die Schweiz nach Marseille schmuggelte, von wo sie das Schiff nach Palästina nahmen, wie der Mann von Agnes. Und meine Mutter hat wie Agnes das Konzentrationslager überlebt. Mein Vater hätte sie über die Grenze bringen sollen, sie war Schmuggelware, doch sie verliebten sich ineinander, und daraus entstand dann ich. In meiner Jugend und später als Student wollte ich keine Holocaust-Identität, ich wollte nicht der Holocaust-Sohn sein, und doch hat es mich geprägt, und in diesen Wochen mit Ihnen kam all das wieder hoch. Die beiden Geschichten fließen ineinander, wie Sie es richtig sagten. Wissen Sie, woher der Ausdruck Symbol stammt?»

«Nein. Natürlich nicht. Jedes Mal, wenn Sie mich fragen, ob ich dies oder jenes gelesen hätte oder wisse, antworte ich mit Nein.»

«Wieso sagen Sie das?»

«Weil ich mir dumm vorkomme neben Ihnen. Aber vergessen Sie's, ich hätte das nicht sagen sollen.» Ich schwieg. Was bist du nur für ein Idiot?, dachte ich, und um wieder anzuknüpfen, fragte ich: «Was hat es mit dem Symbol auf sich? Woher stammt das Wort?»

«Von dem altgriechischen Symbolon. Es war ein Erkennungszeichen. Ein Ring aus Ton wurde in der Mitte durchgebrochen und eine Hälfte dem, der fortzog, mitgegeben. Wer diese Hälfte bei sich trug, durfte bei den Daheimgebliebenen einkehren. So verhielten sich unsere Geschichten – sie ergaben ein Ganzes. Ich verstehe aber, dass Sie die fehlende Intensität beklagen. Das ist in der Liebe ähnlich, in Freundschaften und eben auch in der Psychoanalyse.»

«Ach ja?»

«Wissen Sie, damals in meiner Ausbildung unterzog ich mich auch einer Analyse, das musste jeder. Eines Tages habe ich meinem Analytiker offenbart, ich würde schlecht schlafen, und folgerte daraus, ich hätte womöglich ein Problem mit meiner Freundin, ich könne Nähe nicht zulassen. Raten Sie mal, was er mir sagte?»

«Keine Ahnung.»

«Er fragte mich, wie gross mein Bett sei. Ich sagte, einen Meter vierzig, und er riet mir, ein breiteres zu kaufen, damit sei die Sache gelöst. Ich will sagen: Mein Gähnen war nur der Müdigkeit geschuldet, da ist nichts dahinter. Erzählen Sie mir von Ihrer Reise, das interessiert mich.»

«Kurz bevor ich nach Ungarn fuhr, habe ich mit Mirta telefoniert, Sie wissen doch, die Malerin, Agnes' Tochter.»

«Ich weiss, ich weiss.»

«Am Ende des Gesprächs meinte sie, das Gefühl zu haben, mich schon lange zu kennen. Und das hatte ich auch. Nicht weil unsere Vorfahren sich irgendwann einmal gekannt hatten, sondern weil eine seltsame Vertrautheit da war. Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Sie hat erzählt, wie sehr ihre ganze Familie mit der Geschichte ihrer Grosseltern verbunden sei, bis heute würden sie Nachforschungen betreiben. Was ich alles wisse, fragte sie mich, und ich erzählte erst die harmlosen Dinge, die Beschreibung des Ladens, die eingelegten Kirschen auf der Theke, und sie weinte vor Freude, als ich vorlas, dass ihr Grossvater stets rote Flecken auf den Wangen hatte. Ich fand es fast unheimlich.»

«Was fanden Sie unheimlich?»

«Ihre Nähe zu ihren Grosseltern, dabei waren das Menschen, die sie nicht einmal gekannt hat; wie sie jedes kleinste Detail erschütterte. Irgendwann fragte sie mich, ob es Stellen im Tagebuch gebe, die sie schockieren könnten, und ich antwortete mit Ja. Ich wollte eigentlich damit warten, bis ich alle Seiten entziffert hatte, aber sie bestand darauf, also erzählte ich ihr alles, was ich über die letzte Viertelstunde im Leben ihrer Grosseltern wusste. Dass sie im Schloss gearbeitet und gemeinsam mit anderen jüdischen Familien im Garten geholfen hätten. Dass sie meinen Urgrossvater um Hilfe baten, dann der Streit, dieser Schrei, die Schüsse. Sie begann zu weinen, und ich wusste nicht, ob ich mich entschuldigen sollte oder nicht.»

«Haben Sie?»

«Nein, ich blieb stumm. Sie sagte, sie sei sich nicht sicher, ob sie diese neue Wendung ihrer Mutter erzählen solle. Sie werde es sich überlegen und mit ihrer Schwester besprechen.»

«Warum zögert sie?»

«Es sei zu schmerzhaft. Man könne das Agnes nicht zumuten. Wozu eine alte Frau, die genug gelitten habe in ihrem Leben, mit neuen Informationen quälen.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Ich auch nicht. «

«Ist es nicht quälender, davon auszugehen, die eigenen Eltern hätten sich umgebracht?»

Montag, 16. September 2013, 22:41

Re re re re re re re re re re: Journalist aus der Schweiz

Liebe Mirta, nicht nötig, mich abzuholen. Ich komme mit dem Bus in die Stadt, ich habe ein Hotel gefunden. Ungarn war schön, ich hab's leider nicht mehr ins Holocaust-Museum geschafft, was ist das für ein Bild, das da von dir hängt? Treffen wir uns zum Mittagessen?

Montag, 16. September 2013, 23:03

Re re re re re re re re re re: Journalist aus der Schweiz

Sehr gut. Restaurant Mott, Ecke El Salvador und Armenia. 13 Uhr?



16.

Zunächst aber ein Sprung nach Ungarn ins Jahr 1982. In der Ära von János Kádár, so verhasst er auch war, hatte sich das Land geöffnet. Die Menschen fühlten sich freier, die Löhne stiegen, Reisen in den Westen waren erlaubt, obschon sehr teuer. So gönnten sich viele ein paar Tage Ferien rund um den Plattensee, hundert Kilometer von Budapest entfernt, wo immer mehr Restaurants öffneten und wo es Campingplätze gab, kleine Pensionen, Schuhgeschäfte für die Frauen, die in neonfarbenen Kleidern die Strassen entlangliefen und sich freuten, wenn ihnen die Männer nachpiffen. In den Badeanstalten hörte man Nena, Supertramp und ungarischen Schlager, ass frittierten Zander, trank Bier und echte Cola und sah durch das Schilf hinaus aufs Wasser, und wenn man an diesigen Tagen von Siofok aus in den Westen blickte, war das Ufer kaum zu sehen, als wäre man am Meer. An die Riviera, wie man die Gegend nannte, kamen zu jener Zeit auch Touristen aus Bulgarien, Gruppenreisende aus der Sowjetunion, aber vor allem Familien aus der DDR. Es gab schönere Orte in Osteuropa, ganz bestimmt, es gab grössere Seen in Polen, in Mecklenburg den feineren Sand und in Dubrovnik den besseren Fisch, aber in Ungarn schien alles entspannter und zugleich fortschrittlicher. «So ist der Süden eben», sagten Ehepaare aus Dresden zu ihren Töchtern, die zusammengepfertcht auf der Rückbank des Trabbis aus dem Fenster blickten und über die Eis-

dielen mit den Spiegelwänden staunten. Ein Hauch von Freiheit umgab Ortschaften wie Balatonfüred von Juni bis in den späten August, wo Teenager aus Budapest den Mädchen aus Ljubljana oder Leipzig am Abend vor der Disco Flört die Zunge in den Mund drückten, Zigaretten mit weissem Filter rauchten und Schnapsbowle tranken, in der Stücke von Wassermelone trieben, durchtränkt vom öligen Pflaumenpalinka der Gegend. Es war das allabendliche Spiel der Jungs, eines dieser Mädchen nachts hinunter zum See zu führen, an den langen Steg, dessen Holzlatten noch warm waren von der Sonne. Dort war dann ein kleines Boot vertäut, er sprang hinein, hielt geschickt das Gleichgewicht, nahm sie an der Hand und half ihr, sich vorne am Bug hinzusetzen, steckte die Ruder in die Halterung und steuerte direkt ins Schilf, wie immer. Für sie aber war alles neu, dieser faule Geruch nach Schlamm und Schlick, die Schilfhalm, die dicht an den Bootsplanken vorbeiglitten, sodass sie links und rechts bald nichts mehr sah, nur noch den dunklen Himmel über sich.

Nehmen wir einmal an, dieses Mädchen, das jetzt in den Himmel schaute und ahnte, was bald geschehen würde, hiess mit Nachnamen Böhme und campierte in jenen unbeschwerten Sommertagen (Anfang der Achtziger) ahre mit ihren Eltern und ihrer Schwester in Siofok, in einem braunen Zelt mit Vordach, unter das haargenau ein Klappstisch passte. Klaus Böhme, ihr Vater, 58 Jahre alt, lag tagsüber die meiste Zeit auf seiner Luftmatratze im Schatten des kleinen Föhrenwaldes, der zum Campingplatz gehörte, und hielt sich sein Kofferradio ans Ohr. Es war Fussballweltmeisterschaft in Spanien, er wollte keines der Spiele verpassen, obwohl die DDR nicht dabei war, weil sie das entscheidende Qualifikationsspiel gegen Polen verloren hatte.

Es war das zweite Jahr hintereinander, dass die Familie an den Plattensee fuhr und dort die Cousine seiner Frau aus dem Westen traf. Böhmes Trabbi stand neben dem Mercedes seiner Verwandten aus Mannheim. Am Plattensee verbrachten Tausende Familien, von der Mauer entzweit, ein paar gemeinsame Tage in Badehosen. BRD und DDR auf bunt bedruckten Frotteehandtüchern eng beieinander, die einen hatten Hawaiian-Tropic-Sonnenöl mit Kokosnusssduft, die anderen Lebona Nussöl. Man sah dem Design der Zelte an, ob sie aus dem Westen oder Osten stammten, doch nach ein paar Tagen spielte das keine Rolle mehr. Was kaum jemand wusste, war, dass sich auch Stasimitarbeiter auf den Campingplätzen rund um den Balaton befanden, freundliche und hilfsbereite Männer, die jeden Morgen grüssten, den Kindern mal ein Eis spendierten und am Nachmittag für ein paar Stunden im Hinterland verschwanden, wo sie sich mit ihren ungarischen Kollegen trafen und einander vorlasen, worüber damals gesprochen wurde und wer mit wem in wessen Zelt verschwand.

Als die Familie vor einer Woche in Ungarn angekommen war, hatte sich Böhme noch rundum zufrieden gefühlt. Das Wetter stimmte, er mochte auch die Cousine seiner Frau, den Mann hielt er für einen Aufschneider, die knappste Badehose von allen, die dickste Uhr, dauernd wusste er über alles Bescheid, aber seit Böhme dieses Föhrenwäldchen für sich entdeckt hatte, fand er wieder zur Ruhe, wenn da nicht was gewesen wäre, seit zwei Tagen schon, aber was?

Muss was mit dem Magen sein, redete er sich ein, dauernd diese saure Sahne auf dem Essen. Er zog Hemd und Badelatschen an, nahm seine Ledertasche, in der sich Geld und Sonnenbrille befanden, lief quer über den Campingplatz zu den Toiletten und sah von Weitem seine Tochter inmitten einer Gruppe Jugendlicher.

Sie lachte, ihre Haare waren von der Sonne noch etwas blonder geworden, es war ihm nicht verborgen geblieben, dass sie an den Abenden immer später ins Zelt kam.

Doch statt vor einer der blauen Toilettentüren stehen zu bleiben, lief er einfach weiter, vorbei am Restaurant, vorbei an dem Büro, wo man ihnen den Zeltplatz zugewiesen hatte, und stand plötzlich vor seinem Auto. Er dachte sich nicht viel oder wollte nichts denken, stieg ein, startete den Motor, er kurbelte das Fenster herunter, es war heiss, und es roch nach dem Kunstleder der Sitze, als er über die Bahngleise auf die Hauptstrasse fuhr, von wo sie eine Woche zuvor hergekommen waren.

Seine Frau würde ihn nicht vermissen, am frühen Abend spielte Ungarn gegen El Salvador, doch darauf konnte er verzichten. Der Wind tat ihm gut, sein Hemd flatterte, einfach ein bisschen die Gegend erkunden, dachte er, aber natürlich wusste Böhme, wohin er fuhr.

Östlich des Plattensees wurde das Land hügeliger, er entdeckte Weinberge, überholte einen blauen Traktor und war bald darauf in einem Moorgebiet; er erkannte es daran, dass kaum mehr Bäume zu sehen waren, keine Felder, er war doch Lehrer für Erdkunde, ausserdem glaubte er, den Sumpf in der Luft riechen zu können. Als Böhme in Sarosd ankam, drosselte er das Tempo, rollte an den Zigeunerhütten am Dorfeingang vorbei, sah Hühner und Schweine und Kinder, die am Boden sassen, fuhr weiter, passierte niedrige Häuser mit Reetdach, sah Störche auf Schornsteinen nisten und den Kirchturm. Dort hielt er an, stieg aus und ihm fiel auf, dass er nur eine Badehose anhatte, ein Hemd mit kurzen Ärmeln, die Strandschuhe, so konnte er doch nicht herumlaufen, also blieb er etwas unentschlossen vor dem Auto stehen. Er sah

zur Kirche, zum Lebensmittelladen und links davon, zwischen den Bäumen, erblickte er das Dach des gelben Schlosses, das er gut kannte. Er wollte es sich genauer ansehen, nur ein bisschen, sagte er sich und überquerte die Strasse. War da nicht ein Bach gewesen?

Es war früher Abend, kein Mensch zu sehen. Böhme lief über eine kleine Brücke und stand vor dem Park, der das Schloss umgab, wo der Kiesweg begann, der zum Innenhof führt. Beim Laufen spürte er jeden Stein unter den Gummisohlen. Er wollte den Innenhof sehen, ein kurzer Blick nur, es schien ja niemand da zu sein, also schlich er die wenigen Meter an der Schlossmauer entlang, spürte die Hitze, die von der Wand prallte, sah von Weitem die Äste des Kastanienbaumes, da fiel ihm der mächtige Stamm ein, befand sich nicht eine kreisrunde Bank darum? Gleich würde er sie sehen, noch ein paar Schritte, und als er um die Ecke bog und plötzlich im Hof stand, sah er den Baum, in dessen Schatten er im Krieg ganze Nachmittage verbracht hatte. Jetzt aber sassen da keine Soldaten, sondern ein Dutzend alter Männer und Frauen in Patientengewändern, die ihre dürren Körper verdeckten. Einige trugen Infusionsflaschen in der Hand, und alle starrten sie ihn an, ihn, Böhme, in Badehose und Badelatschen. Knapp vierzig Jahre zuvor hatte man ihn an gleicher Stelle auch so angestarrt, nur hatte er damals Uniform getragen und eine Waffe in der Hand.

Zurück im Auto, schlug er mit seiner Hand aufs Lenkrad, jedes Mal wenn ein Bild aus der Vergangenheit vor seinen Augen aufblitzte: die Schmauchspuren aus seiner Waffe, das Geräusch dieses Paares, das auf dem Kiesboden zusammensackte. Wie lange war das nun her?, fragte er sich. Er liess das Moor hinter sich, die ersten Weinhügel zeichneten sich ab, ist das wirklich passiert oder bildete er es sich nur ein? Böhme fuhr zurück zum See, bald

schon sah er erste Läden, die Luftmatratzen verkauften und Kisten voller Wassermelonen. Er hörte Kindergeschrei, das beruhigte ihn, er liess eine Familie die Strasse überqueren, und als sie den Blick freigaben, sah er am Seeufer ein Restaurant und steuerte seinen Trabbi auf den grossen Parkplatz. Es war kurz nach neun.

Da alle Tische belegt waren, setzte er sich zu einem älteren Herrn, bestellte ein Soproni, im Hintergrund hörte er Männer jubeln und klatschen, Böhme stand auf und ging zum Fernseher. Ungarn führte gegen El Salvador zwei zu null. Als das Bier kam, trank er es in grossen Schlucken. Dass er den ganzen Nachmittag nichts zu sich genommen hatte, fiel ihm erst jetzt auf. Die Männer jubelten, Böhme sah reflexartig zum Fernseher, sah das dritte Tor für Ungarn in der Wiederholung, kam zurück an den Tisch und bestellte noch ein Bier. «Fussball», sagte er zu dem älteren Herrn, und der nickte.

Der Innenhof, diese Kieselsteine, die Schüsse, all das hatte Böhme spätestens beim vier zu null und dem dritten Glas wieder erfolgreich weggedrückt, dorthin, wo alles landet, was lästig ist. Nur die rötliche Erde auf seinen Badelatschen zeugte von seinem Ausflug.

Nehmen wir einmal an, Böhmes Tischnachbar war Russe, kurze Haare, runder Bauch, und sagen wir, er hiess Andrei Simanowski, Beamter, verheiratet, kinderlos. 37 Jahre zuvor war er Wärter in einem Gefangenenlager in einer Kleinstadt namens Asbest gewesen. Als unter Chruschtschow die letzten Kriegsgefangenen 1955 nach Hause geschickt worden waren, darunter mein Grossvater, fing er an, für die Eisenbahn zu arbeiten, was ihm gut gefiel. Er kam viel herum im Land, lebte nie länger als ein paar Monate an einem Ort und dachte auf seinen Reisen häufig zurück

an seine Zeit als Wärter, weniger an die Häftlinge, an deren Gesichter er sich kaum erinnerte, vielmehr an die Atmosphäre unter den Lagervorstehern, die ewige Sauferei, die ständigen Befehle, denen er ausgesetzt war, die Angst, etwas falsch zu machen. Als er schon nicht mehr damit rechnete, lernte er auf einer seiner Inspektionsreisen in Luhansk seine Frau Julia kennen, mit der er jetzt am Plattensee die Sommerferien verbrachte. Jedes Jahr durfte eine Gruppe sowjetischer Eisenbahner mit ihren Ehefrauen in Ungarn Ferien machen, dieses Mal waren die Simanowskis dran, zehn Tage Riviera, was für ein Glück. Simanowski war ein guter Ehemann, er trank, aber nie viel, war gewissenhaft, treu, ein leiser Mensch, der sich in Gruppen nie wohlfühlte und auch jetzt glücklich war, sich für ein paar Stunden abgesetzt zu haben. Schon als Kind war er gerne allein gewesen, doch jetzt, wo er neben diesem Deutschen in Badehosen sass, der Bier trank, als wäre es Wasser, spürte er zu seinem Erstaunen, wie seine Frau ihm fehlte.



Umzug in Rechnitz

BÖHME 1982 ist er 58 Jahre alt. Verheiratet, Vater von zwei Kindern, gross, hager. Arbeitet als Lehrer an einer Schule in Leipzig und unterrichtet Erdkunde und Chemie.

SIMANOWSKI Fünf Jahre älter als Böhme, ebenfalls verheiratet, hat einen Sohn aus einer kurzen Affäre, den er aber nie sieht, dafür einen Hund. Liebhaber klassischer Musik, nichts geht ihm näher als der zweite Satz von Tschairowskis Klaviertrio a-Moll op. 50, abgesehen vielleicht vom Schluss der *Pathétique*.

ZEIT Juni 1982. Argentinien kapituliert im Falklandkrieg, NATO-Gipfelkonferenz in Bonn, 350.000 Menschen demonstrieren gegen Ronald Reagans Pläne zur atomaren Aufrüstung. Paul McCartney und Stevie Wonder lösen Nicoles *Ein bisschen Frieden* an der Spitze der deutschen Charts ab und Steven Spielbergs *E.T.* sprengt sämtliche Rekorde an den Kinokassen.

ORT Restaurant *Zum guten Zander*, Balatonvilágos

Natürlich ist das unwahrscheinlich. Wieso sollten ausgerechnet diese beiden Herren aufeinandertreffen? Aber wenn man sich überlegt, wie viele Deutsche und wie viele Russen dieses Alters eine ähnliche Biografie hatten und als Soldaten, Spitzel, Wärter

die beiden totalitären Systeme, die Europa im vergangenen Jahrhundert prägten, mittrugen, ohne sich vielleicht dessen bewusst zu sein, dann waren die beiden Herren in ihren kurzärmligen Hemden Durchschnittsmenschen mit Durchschnittsbiografien, die im letzten Drittel ihres Durchschnittslebens steckten und an manchen Tagen Besuch erhielten von ihrer Durchschnittsvergangenheit, die sich in Form leichter Melancholie zeigte, in Anflügen schlechter Laune, die sie so plötzlich überkam, wie sie wieder verschwand. Böhme und Simanowski waren Menschen wie wir.

BÖHME Sie sind Russe, nicht wahr?

SIMANOWSKI Ja.

BÖHME Ich hab Russisch gelernt an der Universität. Das ist auch wieder dreissig Jahre her.

SIMANOWSKI Sie sprechen gut.

BÖHME Ach was. Mögen Sie keinen Fussball?

SIMANOWSKI Nein, hat mich nie interessiert. Sie?

BÖHME Na ja, ein bisschen. *(Sie schweigen.)*

SIMANOWSKI Was haben Sie studiert?

BÖHME Ich habe nach dem Krieg in Leipzig Chemie studiert. Damals hiess es in der DDR, das junge Land brauche neue Lehrer, also habe ich mich gemeldet, dann kam die Mauer, Sie wissen schon. Jetzt unterrichte ich Chemie und Erdkunde. Ich bin gerne

Lehrer, die Arbeit macht mir Spass. Meistens jedenfalls. Sie kennen das ja sicher. Haben Sie Kinder?

SIMANOWSKI Nein. Ja. Ist eine lange Geschichte.

BÖHME Sind Sie...

SIMANOWSKI ... ich bin verheiratet. Meine Frau ist beim Kegeln. Ich habe Kopfschmerzen, deshalb bin ich nicht mit. Was ist mit Ihnen?

BÖHME Wir zelten in der Nähe. Meine Frau und meine beiden Kinder. Ich war gerade, also, ich habe einen Ausflug gemacht, ich ...

Im Hintergrund hört man Jubelschreie, Böhme schaut in Richtung Fernseher, kann aber nichts erkennen, rauchende Männer in Badehosen verdecken die Sicht. «Wer spielt?», fragt Simanowski, «Ungarn», sagt Böhme, steht auf, das Bier in der Hand, macht ein paar Schritte, reckt den Hals und sieht die Wiederholung des Tores, fünf zu eins, 64. Minute. Wie gerne würde er das Spiel sehen, aber das geht jetzt nicht mehr.

SIMANOWSKI Wo sind Sie hingefahren?

BÖHME Was?

SIMANOWSKI Sie sagten, Sie hätten einen Ausflug gemacht?

BÖHME Ja, wissen Sie, ich war, also damals, war ich hier in der

Nähe stationiert. Lange her. Viel passiert in der Zwischenzeit.

SIMANOWSKI Verstehe.

BÖHME Aber ich kann nicht klagen, es geht uns doch gut, finden Sie nicht? Ungarn, der Sommer, ich meine ... Ich brauch noch ein Bier, Sie?

SIMANOWSKI *nickt*.

BÖHME Ich bin nur ein wenig rumgefahren und hab mir die Gegend angesehen, die Moorlandschaft, die Dörfer, so viele nette Menschen, verstehen Sie?

SIMANOWSKI Jedes Wort.

Sieben zu eins für Ungarn.

BÖHME Zum Wohl.

SIMANOWSKI Zum Wohl.

BÖHME Haben Sie auch studiert?

SIMANOWSKI Nein. Ich wollte, aber es ging nicht. Ich war in der Armee, Sie wissen ja, wie das ist. Man kann es sich nicht aussuchen. Ich arbeite jetzt für die Bahn.

Acht zu eins. Die anderen Männer jubeln, Bierschaumreste vertrocknen an ihren Schnurrbärten, die Luft ist schwül, die Sonne längst untergegangen. Zwanzig Minuten dauert das Spiel noch. Böhme und Simanowski sitzen vor ihren Gläsern und blicken auf

den Tisch, sie wissen nicht, worüber sie sich noch unterhalten könnten, sie sind müde, ein wenig angetrunken, aber nicht auf die gute Art, sondern die andere, die schwermütige, die lähmende. Böhme fixiert sein Bierglas, er will noch nicht zurück ins Zelt. Simanowski fällt die Reisegruppe wieder ein, vielleicht sollte er langsam wieder zurück? Er denkt an seinen Hund zu Hause, wie gerne wäre er jetzt bei ihm. Jubelschreie, neun zu eins, Böhme reagiert gar nicht mehr, er hat das Gefühl, seine Arme und Beine nicht mehr bewegen zu können, während sich die Stimme des ungarischen Kommentators überschlägt, zehn Minuten dauert das Spiel noch. Und als Simanowski der Kellnerin endlich ein Zeichen gibt, ist Böhme erleichtert und spürt den Wunsch, diesem fremden Russen noch etwas Freundliches zu sagen, aber weil ihm nichts in den Sinn kommt und er sich für sein Schweigen schämt, übernimmt er die Rechnung. «Nein, nein», sagt Simanowski und wehrt sich, er könne das nicht annehmen, aber Böhme weicht von seinem Angebot nicht zurück, obwohl es ihm jetzt plötzlich doch übertrieben vorkommt, aber er kann nicht.

BÖHME Das war ein gutes Gespräch.

SIMANOWSKI Fand ich auch.

Sie geben sich die Hand, ein ganz klein wenig länger als üblich, zehn zu eins für Ungarn, der Schiedsrichter pfeift ab, das Spiel ist aus, El Salvador erlöst, die beiden Männer ebenso.

17.

Kurz vor ein Uhr betrat ich das Restaurant Mott in Buenos Aires, eine ehemalige Autowerkstatt, ein grosser, lichtdurchfluteter Raum mit dunklen Holztischen. Mirta stand auf und winkte, ich kannte sie von den Fotos ihrer Webseite, ihre bunten Brillen, ihr Lachen, ich hatte alle Google-Einträge über sie gelesen, ihre Installationen angeklickt. Wir hatten uns, noch bevor wir uns zum ersten Mal sahen, auf Facebook angefreundet. Jetzt ging ich quer durch den Raum auf sie zu und fragte mich, wie ich sie begrüßen solle, da streckte sie mir beide Hände entgegen, wie das Menschen tun, die sich lange nicht gesehen haben. Wenig später kam ihre Schwester Marga hinzu, sie war zurückhaltender als Mirta, sprach leiser, gewählter, und so sassen wir zu dritt an diesem Tisch mitten in Südamerika und begannen noch einmal von vorne, als hätte es die E-Mails und Telefongespräche nicht gegeben. Ein Nachmittag auf dem Land in Ungarn vor fast siebzig Jahren hat uns zusammengeführt.

«Ich esse hier sonst immer Lachs, aber heute nehme ich Thunfisch», sagte Mirta. «Für dich ein Stück Fleisch?»

Ich nickte.

«Blutig?»

«Ja.»

Ich zeigte ihnen Fotos meiner Kinder in Badehosen und Schwimmflügeln an den Ufern eines Schweizer Sees, die Mund-

winkel voller Ketchup, woraufhin auch sie ihre Telefone hervor-
nahmen und mir Familienfotos zeigten. «Die ganze Familie ist
mit Ungarn und der Geschichte verbunden», sagten sie, während
ich all die fremden Gesichter sah, die Augen rot vom Blitz.
«Wenn jemand von uns nach Europa gefahren ist, all die Jahre,
hat er nach neuen Hinweisen gesucht.»

«Aber warum?», fragte ich. «Hört es denn nie auf? Ist es nicht
eigenartig, dass selbst eure Kinder noch mit der Vergangenheit
ringen?»

«Aber das tust du doch auch?»

«Stimmt. Aber ich frage mich die ganze Zeit, ob es richtig ist
oder ob man sie nicht ruhen lassen sollte.»

«Wozu?», sagten sie, nicht spöttisch, aber sie waren diese Fra-
gen schon oft durchgegangen, das konnte man hören, es hatte et-
was Routiniertes. «Wir sind mit diesem Gefühl aufgewachsen»,
sagte Mirta, «dass die schmerzvolle Vergangenheit unser heuti-
ges Leben bestimmt. Es ist unser Erbe. Es war immer da, in jeder
Minute unserer Kindheit, jeder Stunde unserer Jugend, an jedem
Tag unseres Lebens.»

Ich nickte und musste an den See denken, den ich ihnen eben
auf den Bildern gezeigt hatte, an die Kieselsteine am Ufer, über
die man laufen musste, um ins Wasser zu gelangen. Ich ging oft
mit meinen Kindern schwimmen, breitete bunte Badetücher im
Schatten der Bäume aus. Manchmal lag Pollenflaum auf der
Wiese. Später kaufte ich ihnen eine Bratwurst, ein Eis, machte
genau das, was meine Eltern auch mit meinen Brüdern und mir
gemacht hatten, als wir klein gewesen waren. Reichte das, um es
als Wurzeln zu bezeichnen? War das etwas, was ich meinen Kin-
dern weitergeben werde, oder war das zu banal? Diese Zufrie-
denheit, wenn man sich nach dem Baden müde auf den Heimweg

macht, die Sonne im Haar, der Geruch der feuchten Badehose in der Plastiktüte. Mirta und Marga hatten den Holocaust, an den sie sich klammerten – was hatte ich?

Wir stiessen an. Ich erzählte von mir, von Rechnitz und wie ich an das Tagebuch meiner Grossmutter gekommen war. Sie erzählten von ihrem Vater Aron, der, bevor er Agnes kennengelernt hatte, schon einmal verheiratet gewesen war und seine Frau und das kleine Baby in Auschwitz verloren hatte. «Im Gegensatz zu unserer Mutter Agi, die Ungarn nie losgelassen hat, wollte Aron von Polen nichts mehr wissen, als die beiden 1948 mit dem Schiff in Argentinien anlegten.» Sehr arm seien sie aufgewachsen, sagten die beiden Schwestern, hätten nicht mal ein Bad gehabt, aber alles sei sauber und ordentlich gewesen, «sehr europäisch», fügten sie an. Es gebe nur zwei Dinge, die von früher existierten, erzählten sie: das Foto, das Agnes auf wundersame Weise auf eine Magarineschachtel genäht in Auschwitz an den Wärtern vorbeigeschleust hatte. «Heute hängt es eingerahmt hinter Glas bei mir zu Hause», sagte Mirta. Das andere war der Gürtel, den Aron am Tag seiner Befreiung aus Auschwitz von einem deutschen Soldaten eingefordert hatte. Seine Hose solle, jetzt da der Krieg zu Ende und er den Gaskammern entkommen sei, nicht mehr dauernd zu den Knien rutschen. Ein Akt der Würde.

«Mirta hat das Foto. Ich habe den Gürtel. Er hängt bei mir an der Wand», sagte Marga.

«Sein Gürtel?»

«Ja.»

«Natürlich», sagte ich leise, als gäbe es nichts Normaleres, als den Gürtel eines Auschwitz-Wärters an die Wand zu nageln.

«Vor zehn Jahren sind wir gemeinsam mit Agi nach Ungarn geflogen, um das Grab der Grosseltern zu suchen», sagte Mirta.

Sie hätten neue Informationen gehabt, wonach alle Juden aus der Gegend um Sarosd im Frühjahr 1944 ihre Häuser verlassen mussten, darunter auch ihre Grosseltern. Wie Vieh habe man sie zusammengetrieben und in Stallungen des Nachbardorfes untergebracht.

«Von da müssen die Deutschen sie dann zu der Familie meiner Grossmutter auf den Hof geschickt haben, so steht es auch im Tagebuch», fiel ich ihnen ins Wort und blätterte an die Stelle. «Moment, gleich hab ich's.» *Von diesem Tag an, so las ich laut vor, kamen jeden Morgen ungefähr zwanzig Juden auf den Hof. Sie trugen einen gelben Stern auf ihrer Jacke. Die Brüder Goldner halfen bei den Pferden, die Medaks und die Mandls im Garten, der Rest ging auf die Felder.*

«Sie putzten die Ställe», sagte ich, «zogen Unkraut, säuberten die Karpfenteiche.»

«Sie waren eure Sklaven», sagte Mirta.

«Unsere?»

«Die deiner Familie.»

Ich las weiter: *Manche von ihnen kannten wir, wir grüssten sie, sie grüssten zurück. Doch die, die uns nicht kannten, schauten uns aus Furcht nicht mal in die Augen – was hatten wir denn getan?*

Auf jener Reise nach Ungarn hätten sie in einem Archiv den Namen und die Todesursache entdeckt: Mandl, Selbstmord. «Da stand es schwarz auf weiss, und zum ersten Mal hatten wir ein offizielles Dokument, das belegte, dass unsere Grosseltern überhaupt existiert haben – und wie sie gestorben sind», sagte Marga und schaute mich mit grossen Augen an. «Verstehst du, wie wichtig dieser Moment für uns war? Zum ersten Mal waren es keine Geister mehr, sie waren real», und ich nickte, doch ich log. So richtig verstehen konnte ich das nicht.

Aufgewühlt seien sie an jenem Tag gewesen. Am Rande des

Friedhofes, hinten bei den Büschen, wo alles von Pflanzen überwuchert war, habe Agnes einen verwilderten Stein entdeckt ohne Inschrift, und sie hätten für sich beschlossen, dass dies das Grab sei, erzählten sie. Das Steak stand inzwischen auf dem Tisch, ich schnitt mein Fleisch, sägte durch das Fett, die Fasern, das Blut sammelte sich am Tellerrand und lief in den Kartoffelsalat. «Wir waren uns plötzlich sicher, ihnen ganz nahe zu sein.»

«Selbstmord?», fragte ich.

«Ja.»

«Warum steht dann in diesem Tagebuch etwas anderes?», und ich zeigte auf die Mappe, die sich jetzt auf meinen Knien befand, von der Stoffserviette bedeckt.

«Das fragen wir uns auch.»

Schweigend assen wir weiter.

«Wer hat die Tat begangen, deine Familie?», wollten sie wissen. «Wer hat sie vertuscht?»

«Ein deutscher Soldat der Wehrmacht hat geschossen, ein hagerer, junger Mann, mehr steht da nicht über ihn. Die Tat vertuscht aber habe ihr Vater, schreibt meine Grossmutter. Es sei ein Kinderspiel gewesen für ihn. Er war mächtig, hatte Einfluss, er hat eure Geschichte erfunden, ja, so könnte man heute sagen. Ein Anruf hat genügt, und der Beamte wird es in das Buch geschrieben haben, das ihr im Archiv gefunden habt. Ungefähr so wird es wohl gewesen sein, ganz sicher, wahrscheinlich. Gab es damals schon Telefone?»

Wir verabredeten uns für den Abend. Mirta sagte, ich solle das Tagebuch meiner Grossmutter mitbringen und daraus vorlesen, ob ich die Seiten nicht fotokopieren könne? Den Nachmittag verbrachte ich im Regen. Seit Tagen schüttete es, in Paraguay kam es zu Überschwemmungen, ich sah die Bilder im Fernsehen, ein

Bus war umgekippt und füllte sich mit hellbraunem Wasser. Ich wollte mich in ein Café setzen, aber konnte mich nicht entscheiden, mal war es zu laut, mal zu teuer, zu voll, also lief ich weiter, und wenn ich mich in den Schaufenstern sah, meine strähnigen Haare, die weissen Stellen auf der nassen Kopfhaut, diese lächerlichen Schuhe mit den bunten Sohlen, die sonst Teenager tragen, hätte ich am liebsten geschrien. Tu es doch, warum schreist du nicht? Diesen Gedanken kannte ich seit meiner Jugend. Warum sieht man nie Menschen auf der Strasse, die plötzlich stehenbleiben und schreien? Oder zusammenbrechen und nicht mehr weiterwissen? Woher nehmen alle nur die Kraft sich zu beherrschen? Als meine älteste Tochter zur Welt kam und ich zum ersten Mal erlebte, wie sie schrie und tobte, wie Kinder das halt tun, war ich wie alle frischgebackenen Eltern besorgt und mit der Zeit auch genervt, doch vor allem war ich erstaunt. Tat sie nicht, was ich auch tun wollte, nur waren meine Schreie leise?

Am Abend sass ich mit Mirta und Marga und ihren beiden Ehemännern am Tisch. Wir sprachen über alles Mögliche, Ungarn, die Schweiz, den Regen. Und als wir fertig gegessen hatten, nahm ich die Notizen und fing an zu lesen, zunächst auf Deutsch, dann auf Englisch, wobei ich im Kopf nach der passenden Übersetzung suchen musste: Was heisst noch einmal Kastanienbaum? Kieselstein? Sauerkirsche?

Ich hatte mir das vorher nicht überlegt, erst jetzt merkte ich, wie wichtig jedes einzelne Wort war, weil es eine Spur vorgab, auf die sie sich beziehen werden. Was ich erzählte, gehörte ihnen, und doch war ich es, der über ihre Vergangenheit entschied. Ich wählte die Wörter, jetzt schrieb ich ihre Geschichte, jetzt war ich es, der Macht hatte – was war das für ein Gefühl?

Jemand hatte mir ein Glas Whiskey auf den Tisch gestellt, ich sah auf die Eiswürfel, die an der Oberfläche schwammen, während ich die Passage über den Laden ihrer Grosseltern übersetzte, die vollen Regale, diese Waage, mit der Herr Mandl den Zucker wog, Mehl, im Herbst die Äpfel – und am Ende noch ein wenig drauflegte.

«Wie schön zu hören, dass er grosszügig war», sagte Marga und ihre tränenvertrockneten Augen strahlten.

Ich las von dem Zug, dessen Dach in der Sonne funkelte, meine Grossmutter hatte ihn eines Sonntags vom Feld aus gesehen, *da sind die Juden drin*, habe man geflüstert, und sie hatte nicht aufhören können, in diese Richtung zu starren, bis sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Ich las die Stelle vor, als meine Grossmutter Agnes in einem Gefängnis in Ungarn suchen ging, bevor Agnes nach Auschwitz deportiert wurde. Die beiden hätten sich beinahe getroffen, so stand es da, doch dazu war es nicht gekommen. Dann die verschiedenen Versionen des Nachmittags, an dem das Ehepaar Mandl gestorben war. Ich fing mit der kürzesten an, dann die zweite, die dritte, alle am Tisch hingen an meinen Lippen, ich konnte spüren, wie meine Worte in sie eindringen und Bilder entstehen liessen. *Herr Mandl nahm seine Frau an der Hand*, las ich, *er lief über den Hof «bleiben Sie stehen!»*, rief man ihm hinterher, doch er dachte nicht daran zu gehorchen, lief weiter zum Teich, wollte über die Brücke, vielleicht zu seinem Laden, als der Soldat seine Waffe zückte. Mirta und Marga hielten sich Taschentücher vor die Augen, «ein mutiger Mann», sagten sie durch ihr Seufzen hindurch: «Er hat sich nichts befehlen lassen, das passt zu uns.» Ich nahm einen grossen Schluck Whiskey, spürte diesen angenehmen Schmerz im Rachen, das warme Gefühl erst im Brustkorb

und dann im Magen. Nach längerem Schweigen fragten sie mich, warum ich eigentlich gekommen sei.

«Warum?»

Ich war etwas überrascht. Ähnlich wie Jahre zuvor, als mich der Schriftsteller Maxim Biller vor versammelter Runde gefragt hatte, was ich von meiner Grosstante Margit in mir trüge. Margit, die mitschuldig war am Massaker an 180 Juden in Rechnitz – und ich? Nichts, hatte ich ihm geantwortet, doch meiner Verlegenheit angemerkt, dass das nicht alles war, so wie ich jetzt merkte, wie kraftlos sich meine Antwort anhörte: «Ich bin nur der Kurier», sagte ich, ein Überbringer, doch das stimmte nicht. Denn als sie mich erneut fragten, ob ich ihnen die Tagebuchseiten überlassen könne, auf denen stand, was mit ihrer Familie passiert war, nickte ich zwar und sagte: «Selbstverständlich», aber eigentlich hatte ich etwas dagegen – es waren doch auch meine.

«Das Ehepaar Mandl starb in eurem Hof», sagte Mirtas Mann. «Habe ich richtig verstanden, dass deine Grossmutter ihnen hätte helfen können, es aber nicht getan hat?»

«Ja», sagte ich. Unser Hof? Mein Hof? War ich doch mehr als ein Kurier? «Sie hat ihr ganzes Leben darunter gelitten», schob ich schnell hinterher, und der Satz hörte sich an wie eine Entschuldigung.

«Sie ist Agi suchen gegangen in einem Gefängnis?»

«Sie fuhr in diese Stadt namens Kistarcsa und hat dort einen Soldaten gefragt, ob sie mit Agnes Mandl sprechen könne. Ehrlich gesagt habe ich mich auch schon gefragt, ob sie wirklich dort war oder ob sie es sich nur gewünscht hat. Denn um Sarosd zu verlassen, musste sie ihr Kind bei ihren Eltern zurücklassen, zudem war sie schwanger, das Land voller Deutscher, die Lage war unsicher.»

«Sie war dort«, sagte Marga in die Stille hinein und weil ihr

fröstelte, rieb sie sich die Arme. «Vor ein paar Jahren sass ich mit unserer Mutter im Wohnzimmer, wie jede Woche, als sie auf einmal begonnen hat, von ihrer Zeit in diesem Zwischenlager zu sprechen. Jemand habe sie dort gesucht, erzählte sie, jemand wollte mit ihr sprechen. ‚Wer war das?‘, fragte ich sie, doch sie wusste es nicht. Sie hatte solche Angst gehabt damals, sie war noch jung, ganz allein, ohne Eltern, ohne den Bruder. Jetzt wissen wir endlich, wer dieser Jemand war. Es war deine Grossmutter, diese tapfere Frau.»

Wir sahen uns alle an, als hätten wir eine Art Rätsel gelöst.

«Und was, wenn es zu diesem Treffen gekommen wäre?», fragten sie mich. «Was hätte deine Grossmutter ihr gesagt: Tut mir leid, dass deine Eltern in meinem Hof sterben mussten?»

«Ich weiss es nicht», antwortete ich, und noch bevor ich weitersprechen konnte, klingelte es an der Tür, ein schriller Ton, der alle am Tisch aufschrecken liess. Mirta und ihr Mann runzelten die Stirn, sie erwarteten niemanden, wer konnte das sein, um diese Zeit, ausgerechnet heute? Mirta stand auf, öffnete die Türschlösser, zog die Kette weg, man konnte hören, wie sie mehrere Personen begrüßte. Dann standen plötzlich ihr ältester Sohn, seine Freundin und deren Eltern vor uns, und er verkündete, dass sie im nächsten Jahr heiraten werden, worauf sich erst alle ansahen, dann aufstanden, in Gedanken noch bei Agnes im Lager, und sich umarmten. Mirta weinte vor Freude, als sie ihn in ihre Arme schloss, ihr Mascara war schon verschmiert von den Tränen zuvor.

18.

Das Erste, was ich von der Mutter sah, war der Rollator, den sie vor sich herschob. Agnes kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie hatte sich geschminkt, frisiert und schön gemacht für mich, Mirta und Marga standen um sie herum und waren glücklich, ihre Mutter so zu sehen. «Das ist der Besucher aus Europa», sagten sie zu ihr, «der Enkel.»

«Wer?», fragte sie ein wenig zu laut.

«Der Enkel, du weisst doch.» Doch Agnes wusste nicht, das sah ich ihr an.

Wir begrüßten einander und setzten uns an ihren runden Wohnzimmertisch. Ich sei auf Durchreise, so hatte man Agnes auf mein Kommen vorbereitet, ich hätte in dem Tagebuch meiner Grossmutter Informationen über sie gefunden. «Über deine Eltern», sagte man ihr, über eine Zeit vor siebzig Jahren. Jetzt sei ich hier, um ein wenig daraus vorzulesen.

«Wie wunderbar», sagte sie und sah mich an. Sie zögerte, dann fuhr sie mit ihrer dünnen Stimme fort: «Bist du der Enkel von Maritta oder von Lilly?»

Jetzt wusste sie wieder.

«Von Maritta.»

«Lebt sie noch?»

«Nein. Aber Lilly lebt noch, ihre Schwester.»

«Was?»

Wir sassen nebeneinander und berührten uns beinahe.

Ich sah ihre Auschwitz-Tätowierung, die langsam in den Runzeln ihrer Haut verschwand, die Ziffern waren kaum mehr lesbar, 802...6. Oder war das eine 8? «Lilly lebt noch», sagte ich zu ihr.

«Das ist schön.»

Agnes sprach Ungarisch, Spanisch, Deutsch, manchmal wechselte sie die Sprache innerhalb eines Satzes, während sie von meiner Grossmutter erzählte, gross und schlank und dunkelhaarig sei sie gewesen, als Kind hätten sie sich täglich gesehen, aber nie viel geredet. «Damals konnte man nicht einfach mit allen sprechen», sagte sie, und ich erinnerte mich daran, wie am Abend zuvor jemand von Agnes' deutschem Kindermädchen erzählt hatte, das sich um sie gekümmert und ihr Deutsch beigebracht habe. «Das hat ihr im Konzentrationslager das Leben gerettet. Ausgerechnet eine Deutsche.»

Es gab zwei Sorten Strudel. Agnes erzählte, wie gut sich ihr Vater mit meiner Familie verstanden habe, «das waren besondere Menschen», sagte sie, «gute Nachbarn», und uns allen blieb der Atem weg.

Gute Nachbarn?

Ich hatte mit ihren Töchtern am Vorabend vereinbart, die Wahrheit für mich zu behalten. Sie sei zu alt, zu zerbrechlich, ihr Herz, sie würde es nicht verkraften, also spielte ich mit, Theater für Agnes. Es war ein so seltsames Gefühl, wie wir alle zusammenhielten und schwiegen, damit sie ja nichts betrübe. Agnes hat Auschwitz gesehen, die Öfen, sie stand vor Mengele auf der Rampe, das reicht für ein Menschenleben. Warum sollte sie mit fast neunzig noch erfahren, dass man ihrer Mutter und ihrem Vater in den Rücken geschossen hatte?

«Deine liebe Familie hat sich im Winter um unsere Pflanzen

gekümmert», fuhr Agnes fort, und ihre Töchter schienen erstaunt, weil sie davon noch nie gehört hatten. «Neben dem Schloss stand ein kleines Gewächshaus», erinnerte sie sich, «und wir durften dort unsere Blumen unterstellen, damit sie nicht kaputtgehen.» Hilfsbereit seien sie gewesen, sagte Agnes zu mir und blickte mich an. «Es gab auch andere im Dorf, die haben mich ‚stinkende Jüdin‘ genannt». Das erste Wort sagte sie auf Deutsch, das zweite auf Spanisch, alles gefärbt in ihrem ungarischen Akzent, «stinkändä judia», während sie sich mithilfe ihres Daumens ein Stück Strudel auf die Gabel schob. Ihr Vater habe sogar ihren Nachnamen Mandl in Mero umändern lassen, weil das ungarischer klinge, «er dachte, das würde was gegen die Nazis nützen, die Deutschen würden uns verschonen, aber es hat nichts gebracht». Judengeruch, erinnerte sie sich, sei auch so ein Wort gewesen, das sie damals häufig gehört habe, «aber nicht von den Leuten im Schloss, die waren anders», sagte sie und wandte sich wieder ihrem Teller zu, während ich an die Eltern meiner Grossmutter dachte: Ihr habt die Pflanzen der Mandls im Winter bei euch aufgenommen, damit sie nicht erfrieren? Frische Erde und ein netter Platz zwischen den Rosen und Begonien? Wie nett von euch.

Und was war mit den Menschen?

Sie haben euch angefleht: «Helfen Sie uns!», ihre Kinder seien bereits in den Zügen, worauf ihr so getan habt, als würdet ihr sie nicht verstehen. Wieso habt ihr nichts unternommen? Ihr hättet sie doch verstecken können, hat euch nicht das ganze Scheissland gehört? Die Wälder, die Ställe, ein Wort hätte genügt, und der Pfarrer hätte geholfen, der Bauer, der Kutscher – warum nur seid ihr stumm geblieben: War das Risiko zu hoch? Oder wart ihr zu sehr mit euch beschäftigt, mit dem schleichenden Untergang eu-

res ganzen Standes, wart ihr zu lethargisch, zu gleichgültig und müde, wie es im Tagebuch heisst: *Mutter war im Sanatorium, immer schlecht gelaunt, immer krank. Vater war am liebsten auf der Jagd.*

Man hätte ja nicht nur den Mandls helfen können, dachte ich, und Mirta legte mir noch ein Stück Strudel auf den Teller. Was war mit all den anderen, die täglich auf dem Schloss für euch geschuftet haben, wie hiessen die noch? Medak? Goldner? Was ist mit denen? Alle vergast?

Habt ihr euch nie gefragt, was aus ihnen wurde? Haben sie euch im Schlaf heimgesucht? Habt ihr ihre Schreie gehört? Und später, nach dem Krieg, als die Kommunisten euch alles nahmen und ihr gezwungen wurdet, in einem kleinen Bauernhaus zu leben, ohne Kutscher und Zofen, ohne Status und Macht, waren sie dann bei euch in dieser kleinen Küche und sassens tonnenschwer auf euren Schultern?

Sassens sie später auch auf den Schultern meiner Grossmutter, auf denen meines Vaters und sitzen sie heute auf meinen?

Nein, das wäre zu einfach. Oder doch?

«Kannst du Goga, die Zofe, Mami?», wurde Agnes von einer ihrer Töchter gefragt. Es war seltsam, in einem Wohnzimmer in Argentinien diesen Namen zu hören – Goga, über die ich im Tagebuch las: *Goga sah aus, wie wenn Kinder die Sonne malen*, und mir gefiel diese Beschreibung. Meine Grossmutter musste sie geliebt haben, vielleicht mehr als ihre Mutter.

«Wer?»

«Goga.»

«Nein», antwortete Agnes, während ich überlegte, ob es von den anderen, die im Schloss arbeiten mussten, vielleicht auch Überlebende gab: Enkel der Medaks, Kinder der Goldners, was

war mit denen? Für Sekundenbruchteile sah ich Bilder dieser Parallelleben vor meinen Augen, vielleicht irgendwo in Amerika? Sie tranken schwachen Kaffee aus grossen Tassen, fuhren in ihre klimatisierten Büros und feierten Thanksgiving. Wie viele Menschen mag es geben auf der Welt, deren Leben anders verlaufen wäre, hätten ihnen die Eltern meiner Grossmutter geholfen? Bei einem sass ich soeben im Wohnzimmer, aber was war mit den anderen? Ein Netz von Personen, verteilt über die ganze Welt. Und wenn man alle besuchte, würde man etwas Verbindendes finden? Gehörte ich nicht auch dazu – und ich erschrak über den Gedanken: Wäre ich nicht auch ein anderer Mensch, wenn sie damals etwas getan hätten, statt einfach nur zuzusehen?

«Wisst ihr», sagte Agnes, «viele Leute in der Gegend kannten uns, wir waren doch die Juden mit dem Laden, ich aber kannte kaum jemanden. Wir spielten kaum mit den Bauernkindern auf der Strasse und nur selten mit den Leuten vom Schloss.» Die Aristokraten, sagte Agnes, hätten es nach dem Krieg nicht einfach gehabt, «auch sie mussten leiden, natürlich nicht wie wir, aber es wurde ihnen alles genommen. Ich habe nur gute Erinnerungen an diese Familie», und wieder schwiegen wir und blickten beschämt auf unsere Teller. Umso erleichterter waren wir, Agnes glücklich zu sehen. Wir logen für einen guten Zweck, das war der Pakt.

Ich nahm das Tagebuch zur Hand. Am Morgen im Hotel hatte ich mir die Stellen gekennzeichnet, die ich vorlesen wollte, ich erfand nichts, liess aber vieles weg, was ihr Bild hätte trüben können. *Der Laden der Mandls war zauberhaft, begann ich. Klein und spärlich beleuchtet und in der Dämmerung begann alles zu funkeln.*

«Was?»

Zu funkeln, wiederholte ich lauter. Hinter der Ladentheke stehen Zuckertüten auf den Regalen, von der Decke hängen Feigen, Zwiebeln, Würste, in der Ecke stehen Säcke voller Nüsse und Äpfel.

«Äpfel, ja, daran erinnere ich mich.»

Auf einem gelben Tisch neben der Kasse standen mächtige Glasbehälter und darin befanden sich bunte Bonbons und in Zuckerwasser eingelegte Sauerkirschen, die Luft roch süsslich und auch ein wenig nach Petroleum, denn die Mandls hatten die einzige Tankstelle in der Gegend. Herr Mandl war ein freundlicher, etwas dicker Mann mit roten Wangen ...

«Oh ja, die hatte er.»

...der nach dem Wiegen jedes Mal noch ein wenig drauflegte. Jeden Sonntag nach der Kirche liefen wir am Laden vorbei, wo er uns ein Bonbon mit auf den Weg gab, das genau so lange hielt, bis wir vor unserer Haustüre standen.

«Das stimmt», sagte Agnes. «An Sonntagen war unser Laden geschlossen, aber für die Grafenfamilie hat er eine Ausnahme gemacht. Mein Vater hat alles für sie getan», sagte sie, schaute uns an und strahlte. War es nicht falsch, was wir taten?, doch ich las weiter, von dem Zug aus Budapest, den man an seiner Russwolke schon von Weitem kommen sah, und von den Kranichen am Dorfeingang. Ich las die harmlosen Stellen, die anderen übersprang ich.

19.

Was unterschied die Eltern meiner Grossmutter von Tante Margit?, dachte ich, während ich zum Hotel zurücklief, an Bäckereien vorbei, schummrigen Bars mit Männern, die vor Glücksspielautomaten standen und nicht merkten, dass ihnen Zigarettenasche auf die Hose fiel. Die einen sahen zu, wie die Mandls erschossen wurden, und unternahmen alles, um das Verbrechen zu vertuschen, und Margit tanzte damals in Rechnitz kurz vor Ende des Krieges einfach weiter, während 180 Menschen in eine Grube fielen, die sie sich selbst hatten schaufeln müssen.

Es war später Nachmittag, es hatte tatsächlich aufgehört zu regnen, der Asphalt war an manchen Stellen schon trocken. Ich hatte Kopfhörer auf und lief am Hotel vorbei, stattdessen schritt ich die Strassen ab wie beim Rasenmähen, vier Blocks nach links, einen hoch und vier Blocks zurück. Das waren keine blutrünstigen Monster. Meine Verwandten hatten nicht gefoltert, nicht geschossen, nicht gequält. Sie hatten nur zugeschaut und nichts unternommen, hatten aufgehört zu denken und als Menschen zu existieren, obwohl sie alles wussten. War das die berühmte Banalität des Bösen, wie es Hannah Arendt formuliert hatte?, fragte ich mich, während ich lief und lief und am liebsten nie aufgehört hätte, einen Fuss vor den anderen zu setzen. «Alle wussten alles», murmelte ich vor mich hin, Passanten, die mich sahen, hätten

meinen können, ich summte zu einem Lied, aber ich dachte an eine Stelle im Buch *Von äen Flammen verzehrt*, der Journalistin Lilly Kertész, einer Ungarin aus der Stadt Eger, die 1944 nach Auschwitz deportiert worden war. Sie beschreibt, wie die Nachbarn in den Hof hinuntergeblickt und zugesehen hatten, während die Juden abtransportiert wurden. «Ihr kommt nicht mehr zurück», schrien sie aus ihren Wohnungen, aus denen Tanzmusik und Gelächter drang, und sie wunderte sich: «Ich kannte die Bewohner des Hauses doch. Sie hatten mich stets freundlich empfangen.»

Die ungarischen Pfeilkreuzler kamen in den Wintermonaten 1944 mit dem Morden nicht mehr nach. Die Züge waren voll, also schickten sie Zehntausende Juden und Roma auf Todesmärsche – angetrieben von ungarischen Gendarmen, die sie täglich bis zu dreissig Kilometer voranpeitschten; jeder Fünfte starb. Auch das haben doch alle gesehen aus ihren Fenstern, sie standen hinter blickdichten Gardinen und sahen dieser Parade zu. Und was war danach? Suppe kochen und früh zu Bett gehen?

Und was war mit all den Menschen, die zugesehen haben, wie die Budapester Juden – Frauen, Kinder und Greise mit Handschellen aneinandergekettet – in die eiskalte Donau fielen? Erschossen wurde nur der Vorderste, und der riss die anderen mit sich. Wieso fingen die Passanten nicht an zu schreien? Oder die Menschen in ihren schönen Wohnungen, wieso legten die sich nicht auf den Rücken und strampelten wie Kinder? Warum beherrschen sich denn alle? Der Ordnung willen? Aus Angst, die Kontrolle zu verlieren?

20.

Ich hätte besser ein Taxi bestellen sollen, dachte ich, während wir an den letzten Hochhäusern der Innenstadt vorbeirauschten, aber ich war zu feige gewesen, abzulehnen, als Marga und ihr Mann mir vorgeschlagen hatten, mich zum Flughafen zu bringen. Seit wir im Auto sassen, sprach Marga von ihrer Mutter Agnes und dem gestrigen Nachmittag bei ihr zu Hause. «Sie hätte die Wahrheit nicht verkraftet», sagte sie und hob die Stimme, damit es wie eine Frage klang. Ihr Mann legte ihr seine Hand aufs Knie. «Lass gut sein, Marga, das haben wir doch diskutiert.»

«War es nicht auch schön, sie so zu sehen?», fragte sie und drehte sich zu mir um. Die Tränen, die ihr über die Wange liefen, versteckte sie nicht. Was sollte ich denn darauf antworten? Ich sass hinten auf der Rückbank und drückte mich in die Ecke. Als wäre ich verwundet, so sass ich da, als sei ich auf der Flucht.

In der Hand hielt ich ein schmales Buch, das mir die beiden Schwestern zum Abschied geschenkt hatten. Agnes hatte vor ein paar Jahren im Shoah-Museum in Buenos Aires einen Historiker kennengelernt und ihn gefragt, ob er ihr helfen könne, ihre Erinnerungen an die Kriegsjahre aufzuschreiben. Ich wollte es im Flugzeug lesen.

«Ich glaube, es war richtig», hörte ich mich zu Marga sagen und blickte hinaus, weil ich ihre Tränen nicht sehen wollte.

Zu dritt standen wir in der Reihe vor der Gepäckaufgabe und sprachen über die engen Sitzreihen in der Economy-Klasse, die schlechten Filme, das Essen, ich kam mir vor wie ein Kind, das seine Eltern zum ersten Mal für lange Zeit verlässt, am liebsten hätte ich sie umarmt. Ich stellte mir vor, wie es sich anfühlen würde, den Kopf auf ihre knöchigen Schultern zu legen, aber das ging nicht, wir kannten uns kaum. Später tranken wir Kaffee im ersten Stock der Abflughalle. Marga hielt ein Taschentuch in der Hand und bat mich noch einmal um Kopien des Tagebuchs, was ich ihr abermals versprach. Und als ich endlich durch die Passkontrolle ging, mich zum letzten Mal umdrehte, winkte ich artig. Warum nur wollte ich ihnen so demütig in Erinnerung bleiben?

Weil sie die Opfer sind?

Was bin dann ich – Täter?

Sieben Jahre waren vergangen, seit ich den Zeitungsartikel über Rechnitz gelesen, das Foto von Tante Margit gesehen und begonnen hatte, mich mit meiner Familie auseinanderzusetzen. Wozu das alles?

Bringt das was?, es war die Stimme meines Vaters.

Nein, natürlich bringt es nichts, brüllte ich zurück. Im Vergleich zu der Entdeckung des Antibiotikums bringt das alles nichts.

Was also ist los?, fragte ich mich, so wie ich mich das immer wieder mal fragte, meist wenn ich alleine war, in Zügen, in Cafés, die ersten Minuten in einem neuen Hotelzimmer, wenn man den Vorhang zu Seite schiebt und die Nase ans Fenster hält – was ist nur los? Ich sass im Flugzeug am Fenster, trank Tomatensaft, das

Leselicht schien von der Decke auf den Klapp Tisch vor mir, auf dem die Tagebücher von Agnes und meiner Grossmutter lagen. Ein einsames Licht über dem schwarzen Atlantik, 10.000 Meter über dem Meer, so fühlte es sich an. Neben mir sass ein Paar aus der Schweiz. Sie trugen die gleichen Hosen, ein wetterfestes Modell mit allerlei Reissverschlüssen, unten, oben, überall konnte man etwas ausklappen, einrollen und hochraffen, je nachdem, ob es regnete oder ob die Sonne schien. Sie werden zwei, drei Gletscher in Feuerland bestiegen und danach ein paar Tage in der Wüste verbracht haben, dachte ich, und zum Abschluss eine faule Woche in den Weingütern Mendozas? In den Rillen ihrer Wanderschuhe steckte Erde, und ich konnte meinen Blick nicht von ihnen wenden. Aus dem Augenwinkel musterte ich seinen Unterlippenbart, ein kleines millimetergenau getrimmtes Feld, das genauso aussah wie der Klettverschluss an seiner Jacke. Jedes Mal wenn sie einen Satz zu Ende gesprochen hatten, gaben sie sich ein Küsschen, wofür ich ihnen den Kopf hätte abreissen können. Warum eigentlich? Woher kam meine Wut auf diese Harmonie? Woher kam meine abgrundtiefe Verachtung für diese Hosen, dieses Symbol der Zuversicht, dass alle Probleme der Welt mit Reiss- und Klettverschlüssen gelöst werden könnten?

Warum hasse ich dieses Paar?, schrieb ich in mein Notizbuch, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte tun sollen. Was haben sie dir denn getan? Ich wollte die Fragen mit Strassberg durchgehen.

Bist du neidisch?, schrieb ich, aber worauf?

Ich erinnerte mich daran, wie ich einmal vor Jahren mit Freunden nach Italien in die Ferien gefahren war. Wir hatten kaum Geld, haben draussen geschlafen, Feuer gemacht, Fleisch gegrillt, hatten eine Autopanne, eine Woche lang keine Dusche gesehen, und als wir dann wieder nach Hause mussten, durch den Gott-

hardtunnel, die Berge hinter uns, vorbei an flaschengrünen Seen mit weissen Schwänen, an mächtigen Bauernhöfen und vor Gesundheit strotzenden Kühen, sagte einer: «In der Schweiz ist es eben doch am schönsten.» Für diesen Satz hätte ich ihn am liebsten erwürgt. Auch damals hatte ich mich so unendlich einsam gefühlt in meinem Leid, wie jetzt im Flugzeug neben den glücklichen Schweizern, die es nicht abwarten konnten, endlich zu Hause zu sein.

War ich neidisch auf das Gefühl, einen Ort zu haben, wo alles in bester Ordnung war und man nicht zu zweifeln brauchte? War es das?

Ja, vielleicht. Und ich sah zu, wie sie in ihre Brote bissen und deren Krümel sich in den Härchen ihrer Fleecejacken verfangen, während sie sich durch die Urlaubsfotos klickten: «Das ist der Tupungato», hörte ich ihn sagen. «Bist du sicher?», fragte sie und küsste ihn wieder. «Klar, schau doch, diese markante Flanke.» Er küsste zurück.

Ich nahm die Kopfhörer und stellte den Klassiksender ein. Chopin, das passte, oder zumindest hörte es sich so an. Der Lichtkegel, der von oben auf die Tagebücher der beiden Frauen fiel, war jetzt wie ein Scheinwerfer auf einer Bühne. Ich sah plötzlich einen Raum voller Menschen aus verschiedenen Epochen vor mir, manche trugen Turnschuhe und Kopfhörer, manche Uniform, Wehrmacht, NKWD, ungarische Gendarmerie, alles war dabei. Ich sah meine Frau und meine Kinder, es gab jetzt kein Entkommen mehr, ich sah Linda, die Prostituierte, und ihren Hund, Strassberg rauchte Pfeife, sein Blick war düster, er schien mit alledem nicht zufrieden. Ich sah Böhme und Simanowski, sie sassen eine Reihe vor Agnes und unterhielten sich wie beste Freunde. Jemand hustete, ein anderer räusperte sich. «Na sag schon», rief

der Schriftsteller Maxim Biller voller Verachtung: «Und was hat das mit dir zu tun?»

Was also?

Es hat etwas mit fehlender Aufrichtigkeit zu tun, so viel ist mir klar geworden. Das ist das verbindende Element – das menschliche Versagen.

Im Machthunger meiner Tante Margit erkenne ich mich nicht wieder. In ihrer Sympathie für die Nationalsozialisten erst recht nicht. Ich erkenne mich weder in der Trauer um das feudale Ungarn meiner Grossmutter noch in ihrer Sehnsucht nach Heimat und Ordnung. Aber in ihren Schwächen schon.

Hätte ich denn anders gehandelt als meine Grossmutter, damals, an jenem Nachmittag? Hätte ich mich denn gegen meinen Vater aufgelehnt, der nicht einschreiten wollte? Hätte ich ihn gestoppt, als er die Morde vertuschte? Habe ich mich jemals gegen irgendetwas aufgelehnt? Nein, warum auch?, in der Schweiz ist ja alles in bester Ordnung, höre ich mich antworten.

Ist das so?

Natürlich, ich war gegen den Einmarsch der Amerikaner in den Irak. Gegen die Einwanderungspolitik der Konservativen. Gegen das Abschlichten der Delfine in der Bucht von Taiji. Und wenn die Demonstrationen nicht zufällig dann begönnen, wenn ich die Kinder von der Kita abhole, wäre ich auch öfter auf der Strasse, um zu protestieren. Auf Facebook und Twitter sind wir heute stündlich für oder gegen irgendwas, teilen blutige Fotos und kluge Analysen, verlinken Videos von Schiffsunglücken, bei denen Flüchtlinge vor Lampedusa ertrinken, und unterschreiben virtuelle Petitionen gegen Genitalverstümmelung im Südsudan. Aber wie würden wir handeln, wenn sich das Geschehen von un-

seren Computern auf die Strasse verschöbe? Wenn wir plötzlich als Menschen gefordert wären, nicht als User, wenn alles physisch würde, nicht mehr virtuell. Wenn es stinken, schmerzen, lärmern würde und wir die Welt nicht mehr durch das zurückhaltende Design unserer Apple-Laptops wahrnehmen könnten: Wäre Krieg wie vor siebzig Jahren, liefen wir nicht alle mit?

Natürlich nicht, würden die Jungen schreien, die mit den Turnschuhen und den Jutetaschen. Wir haben doch alle was daraus gelernt. Uns könnte das nicht passieren.

Ach ja?

Sind wir nicht plötzlich gehorsam und pflichtbewusst, wenn es darum geht, unsere Haut zu retten? Sind wir keine Simanowskis und Böhmes, tragen wir nicht alle ein wenig Margit in uns?

Wir sind zwar keine Wärter und führen keine Verhöre, wir lassen auch niemanden erschiessen, aber wie handeln wir denn in Auseinandersetzungen, die weit weniger bedrohlich sind als Kriege? Im Büro zum Beispiel, wenn wir gut dastehen wollen? Sind wir aufrichtig genug, Wahrheiten anzusprechen, auch die unbequemen? Haben wir Menschen geschützt, die von unseren Chefs gemobbt wurden – oder haben wir nur danebengestanden, wie die Passanten in Budapest, als man die Juden in der Donau ertränkte. Hätten wir uns für sie eingesetzt, weil ihnen Unrecht geschah, oder hätten wir geschwiegen, wie meine Grossmutter? Hätten wir das Risiko auf uns genommen? Nehmen wir überhaupt je Risiken in Kauf? Wer denn? Wofür?

Wir sitzen auf Podien, schreiben Blogs, ernten Beifall, schütteln Hände, spenden Geld, besuchen Psychoanalytiker und empören uns virtuell über den Rückgang der Mangroven, die Abschiebung nigerianischer Flüchtlinge, was dann 107 Menschen gefällt und zu Einladungen in neue Netzwerke führt, Xing, Pinte-

rest, LinkedIn, in denen wir in den Profilen unserer Freunde stöbern und staunen, verdammt, was die alle lesen, verdammt, wohin die alle reisen, Phnom Penh, Detroit, TED-Konferenz, Burning Man und Art Basel. Ich muss mich ranhalten.

Aber hat denn irgendwer schon je über Schwächen getwittert, Ängste geteilt, über Zweifel gebloggt, darüber, dass ihn die muslimische Minderheit in Burma nicht interessiere, dass er von Mangroven nichts wissen wolle und er nicht mutig genug gewesen sei, seinem Chef die Meinung zu sagen?

Sind wir wirklich so sauber, wie wir uns virtuell präsentieren? Wie standhaft sind wir? Wie standhaft bin ich?

Ich schlug mein Notizbuch auf, las das Datum, das ich in der Flughafenhalle vor dem Abflug oben links auf eine neue Seite geschrieben hatte, schrieb den Satz: «Könntest du das, Juden verstecken?», und darunter die Antwort – «Nein.»



21.

Eine Woche später lag ich wieder auf Strassbergs Couch. Ich hatte mich auf die erste Sitzung nach meiner Argentinien-Reise gefreut. Am liebsten wäre es mir gewesen, er hätte mich nach Buenos Aires begleitet, und wir hätten uns jeden Abend in einem dieser Grillrestaurants getroffen, hätten schweren Malbec getrunken, der an den Mundwinkeln blutrote Reste hinterlässt, und über alles gesprochen. Jetzt aber wusste ich nicht, wo ich beginnen sollte.

«Wissen Sie», sagte ich nach einer Weile. «Es war seltsam harmonisch.»

«Ach ja?»

«Schon bevor wir uns trafen, war das so. Am Telefon und in den E-Mails war diese Vertrautheit da. Und als ich die beiden Töchter von Agnes im Restaurant zum ersten Mal sah, betonten sie, wie schön es sei, dass wir uns persönlich trafen und wie nahe sie sich mir fühlten, als würden wir uns schon lange kennen – mir ging es ja ähnlich. Und trotzdem ...»

«Was?»

«Schwer zu sagen.»

Strassberg schwieg.

«Als sie mich fragten, ob ich die Seiten des Tagebuchs kopieren könne, habe ich gezögert. Ich wollte nicht. Noch nicht, ich bin noch nicht so weit. Es ist noch zu roh, zu unfertig. Es ist doch

auch meine Geschichte. Keine Ahnung, was sie damit machen.»

«Das ist der Kern.»

«Welcher Kern?»

«Es geht um die Macht über die Geschichte. Darum ging es schon bei Ihrer Grossmutter und dem Vater, der den Mord vertuscht hat. Darum geht es jetzt zwischen Ihnen und Agnes' Töchtern: Wer entscheidet darüber, was am Ende stehen bleibt?»

«Hmm», machte ich.

«Ich habe das bewusst nicht erwähnt, bevor Sie abgeflogen sind, weil ich Sie nicht beeinflussen wollte», fuhr er fort. «Aber Sie stecken, was Ihre Beziehung zu Agnes' Töchtern betrifft, in einer verzwickten Lage: Sie können nur verlieren. Wenn Sie nicht exakt das tun, was von Ihnen verlangt wird, sind Sie schnell auf der Seite der Täter. Diese Harmonie, von der Sie reden, mich würde es nicht wundern, wenn es damit bald zu Ende ist.»

Im April traf ich Linda wieder, die Prostituierte, die ich im Zug kennengelernt hatte, die mit dem Hund. Ich sah sie zufällig in einer Seitengasse in der Nähe des Bahnhofs. Erst war ich mir nicht sicher, ob sie es war, und lief ihr ein paar Meter hinterher. Sie war in Begleitung einer anderen Frau, ihre Schultern berührten sich, sie trugen lange schwarze Daunenjacken bis zu den Knien, obwohl es angenehm warm war. Ich stand jetzt ganz dicht hinter ihnen, hörte ihr Ungarisch, das so anders klang als das meines Vaters, dunkler, rauher, und ich zögerte, sie anzusprechen, was wollte ich denn von ihr? «Linda», rief ich dann doch, worauf sie sich umdrehte und mich überrascht anblickte. Sie war kaum ge-

schminkt und kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte, an ihrer Unterlippe erkannte ich eine geplatzte Herpesblase. «Weisst du noch, wer ich bin?», doch sie schüttelte den Kopf. «Wir haben uns Ende letzten Jahres im Zug nach Budapest kennengelernt», sagte ich. «Wir sassen nebeneinander, du hattest einen Hund dabei», jetzt nickte sie, ihre Bekannte sah sie fragend an. Sie rauchten beide diese schmalen, länglichen Zigaretten mit weissem Filter, die von Weitem aussehen wie Strohhalme und die ich nur von Frauen aus dem Osten kenne.

«Was für ein Glück», sagte ich, weil mir das Wort für Zufall nicht einfiel. War das nicht zu aufdringlich?, schoss es mir durch den Kopf. «Habt ihr Zeit für einen Kaffee?» Mir fiel kein besserer Satz ein.

Sie schüttelten mit dem Kopf. «Warum?», fragten sie.

«Nur so», antwortete ich. Linda war, wie damals im Nachtzug nach Budapest, nicht unfreundlich. Sie war nur vorsichtig.

«Ich würde mich gerne mit euch unterhalten.» «Worüber?»

«Über euer Leben und über Ungarn.»

Sie sahen sich an, sie lachten und schmissen gleichzeitig ihre brennende Zigarette weg, die unter ein Auto rollte. Ihr Leben sei langweilig, und Ungarn sei ein Scheissland, sagte Linda. Wieder sahen sie sich an. «Wir können auch was Kleines essen», schlug ich vor. «Von mir aus», sagte Linda, ohne mir ins Gesicht zu schauen. Wir überquerten die Strasse und betraten einen türkischen Imbiss, es roch nach Zwiebeln und Seife, und wir setzten uns hinten in die Ecke vor die verspiegelten Wände, in die die beiden Frauen ständig blickten und sich die Haare glattstrichen. Ihre Telefone legten sie neben sich auf den Tisch, als wären es Pistolen.

«Warum ist Ungarn ein Scheissland?», fragte ich nach einer Weile. Marika, Lindas Bekannte, sprach nicht viel. Sie war jünger, kaum zwanzig, hatte schwarze, fast schulter-lange Haare, die am Hals ein Feuermai überdeckten. Sie lachte, wenn Linda lachte, und antwortete oft dasselbe wie sie.

«Weil es in Ungarn keine Arbeit gibt. Weil das Leben schlecht ist», sagte Linda.

«Verstehe.»

«Was verstehst du?»

Wir schwiegen.

«Was arbeitest du?», fragten sie mich.

«Ich bin Journalist. Ich schreibe.»

«Was hast du in Ungarn gemacht?»

«Ich habe meinen Vater besucht. Und ich war in einem kleinen Dorf namens Sarosd, kennt ihr das?» Dann begann ich zu erzählen. Von meiner Reise, vom Tagebuch meiner Grossmutter. Der Kellner brachte das Essen, ich erwähnte das Verbrechen, das sich im Hof des Schlosses zugetragen hatte. «Ein jüdisches Ehepaar wurde ein Jahr vor Ende des Zweiten Weltkriegs erschossen», sagte ich, während ich zusah, wie Linda und Marika in ihre Kebabs bissen, aus denen Joghurtsauce tropfte. Ich muss mich angehört haben wie ein verwirrter Greis, ich sah nichts als Verwunderung in ihren Gesichtern.

«Zweiter Weltkrieg?», wiederholte Marika umständlich, als wäre es ein Begriff aus der Antike, etwas, was man erst ganz vorsichtig aus einem Seidentuch wickeln und vor direktem Sonnenlicht schützen musste.

«Ja», sagte ich. Die Zwiebeln, die aus den Brottaschen auf ihre Teller fielen, klemmten sie sich zwischen ihre langen Fingernägel, wie man das mit chinesischen Stäbchen tut. «Aber das ist doch alles hundert Jahre her.»

«Siebzig», korrigierte ich sie oberlehrerhaft, aber was machte es für einen Unterschied. Wir assen weiter, ohne viel zu reden, und ich kam mir lächerlich vor, weil sie in wenigen Stunden wieder vor diesen Boxen stehen und auf Kunden warten würden und ich hier sass und ihnen eine Geschichte erzählte, die sich vor Jahrzehnten auf dem Hof meiner Grossmutter abgespielt hatte, damals, in einer Welt, die längst untergegangen war. Ich half ihnen, die weissen Säckchen mit Erfrischungstüchern aufzureissen, die der Kellner uns brachte, woraufhin um uns herum alles nach Zitrone roch, dann standen wir auf und gingen nach draussen. Sie wollten zum Kaffee eine Zigarette, stellten sich neben den Eingang an die gelbe Hauswand und suchten in ihren Jacken nach einem Feuerzeug.

«Wissen eure Eltern, was ihr in Zürich tut?», fragte ich. Marika schüttelte den Kopf.

«Arbeitet ihr in diesen Boxen?»

«Schreibst du über uns?», fragte Linda.

«Darf ich?»

Linda sagte: «Mein Vater ist weg. Meine Mutter ist zu Hause bei meiner Tochter. Reicht das?», sie blies den Rauch ihrer ersten Züge aus der Nase. «Ein Foto wäre gut», sagte ich und griff schon in die Tasche. «Ich bring dich um, wenn du das tust», antwortete Linda und mied meinen Blick: «Ich bin nicht geschminkt und sehe aus wie ein Pfannkuchen», worauf ich was Nettes sagen wollte, aber mir fiel auf Ungarisch nichts ein.

«Es gibt Frauen, die erzählen es ihren Töchtern», sagte sie.

«Du nicht?»

«Nein.»

«Du könntest sie warnen.»

«Jeder sorgt für sich selbst.»

«Ich würde als Kind wissen wollen, was meine Mutter macht.»

«Was redest du da?» Sie rauchte, blickte zu Boden und begann, von ihrem Dorf zu erzählen, von den anderen Zigeunermädchen, die neben den Schnellstrassen Plastikflaschen an die Äste der Bäume binden oder Fetzen von Aluminiumfolie, die im Sonnenlicht funkeln, damit die Lastwagenfahrer sie von Weitem sehen. Sie warten im Sommer in den Gebüschern neben der Strasse, bis einer bremst und aussteigt und stöhnt und zahlt und wieder verschwindet. Manche nähmen die Mädchen auch ein paar Kilometer mit, würden per Funk ihre Kollegen benachrichtigen, sie hätten da eine, eine schmale oder mollige, eine dunkelhaarige oder blonde, und so würden sie von Fahrer zu Fahrer übergeben, wie der Stab im Staffellauf, mit dem einen westwärts und mit dem anderen in den Süden, quer durchs Land, manchmal würden sie auch auf einem Rastplatz zurückgelassen wie lästige Köter, und wenn sie schwanger würden, dann war es halt so. «So fängt es an», sagte Linda ganz sachlich und gab Marika ein Zeichen, dass es Zeit sei zu gehen. Wir verabschiedeten uns, ich schrieb meine Nummer auf zwei Zettel, die ich in meiner Jacke gefunden hatte, «falls ihr was braucht, ruft an», sagte ich und wusste, dass sie es nicht tun würden. Dann gaben wir uns die Hand.

«Was ist eigentlich mit deinem Hund?», rief ich ihr nach. Linda schüttelte den Kopf.

«Ich habe Ihnen nie erzählt, dass ich auf meiner Ungarn-Reise vergangenen Herbst eine Prostituierte kennengelernt habe», sagte

ich Daniel Strassberg eine Woche später auf seiner Couch.

«Nein», sagte er.

«Ich habe sie im Zug angesprochen und vor ein paar Tagen zufällig wiedergesehen. Wir waren was essen. Sie und eine Freundin, beide stammen aus Ungarn, aus einem kleinen Dorf, jetzt stehen sie vor den Verrichtungsboxen und warten auf Freier. Ich habe ihnen vom Tagebuch erzählt, von den Mandls, von meiner Reise zum Schloss.»

«Warum?»

«Ich weiss es nicht. Ich wollte ihnen etwas von mir erzählen. Vielleicht wollte ich auch sehen, wie sie reagieren. Mich hat immer fasziniert, wie Menschen wie Linda dieses Doppelleben leben: Was erzählen sie ihren Müttern zu Hause? Was tun sie, wenn ihre Töchter fragen? Wie oft denken sie darüber nach, was wirklich geschieht?»

«Was hat das Doppelleben dieser Prostituierten mit Ihnen zu tun?»

«Eigentlich nichts», antwortete ich und sah, vorbei an Leibniz und Lacan, hoch zur Holzfigur auf dem Regal, jemand hatte sie umgedreht, ich sah ihren Hintern, grosse, breite Hüften. «Doch, eigentlich schon. Es geht um die Frage, was man von sich preisgibt. Welche Erzählungen lässt man zu? Welche Wahrheit zimmert man über sich? Was gibt man weiter und worüber schweigt man lieber? Meine Grossmutter hat erst am Ende ihres Lebens entschieden, sich zu öffnen, die Töchter von Agnes behalten die wahre Version über den Tod ihrer Grosseltern für sich, so wie Linda nichts über diese Boxen erzählen wird und wie es sich anfühlt, sich wieder in die Reihe zu stellen, nachdem sie aus dem Auto ausgestiegen ist, im Mund noch Spermareste.»

Strassberg schwieg.

«Bleibt die Frage ...»

«Ja?»

«Was ist mit mir?»

«Was meinen Sie?»

«Wie lautet meine Erzählung? Was gebe ich weiter und was behalte ich für mich?»

«Sie haben sich für die Psychoanalyse entschieden. Sieht also ganz so aus, als ob Sie sich Ihren Schwächen stellen.»

«Meine dunklen Flecken ausleuchten. Aber tue ich das denn wirklich?»

«Wie haben die beiden Frauen auf das Tagebuch Ihrer Grossmutter reagiert?»

«Sie hielten mich für verrückt. Wir assen Kebab, und ich sprach vom Zweiten Weltkrieg, es war absurd. Ich kam mir unglaublich alt vor, weil das alles so lange her ist, und gleichzeitig auch unglaublich jung und naiv und verwöhnt, als sei ich einer dieser bleichen Schüler einer englischen Eliteuniversität, der das Leben nur aus Büchern kennt. Seit Jahren liege ich auf dieser Couch und zerbreche mir den Kopf über Dinge von früher, während Linda und Marika täglich um ihr Heute kämpfen.» Ich schwieg, weil ich nicht mehr weiterwusste. Minutenlang lag ich da, ohne ein Wort zu sagen. «Müsste ich diesen ganzen Ballast, dieses Vorleben, nicht einfach abwerfen, wie Ballonfahrer das tun?», fragte ich.

Er antwortete nicht, und ich hatte wieder mal das Gefühl, nur Schwachsinn von mir zu geben.

«Dann würde ich meinen eigenen Kurs fliegen», fuhr ich trotzdem fort. «Ich wäre leichter, ich würde an Höhe gewinnen. Können Sie sich an dieses Band erinnern, von dem meine Grossmutter gesprochen hat, das Band zwischen ihr und uns, den Grosseltern und Enkeln?»

«Ja.»

«Ich bin mir nicht sicher, ob man es nicht kappen sollte. Man kann dann bei null beginnen, ohne Altlasten mit sich zu tragen. Wobei, wie soll das gehen? Man kann seine Wurzeln nicht verleugnen, kann seine Vergangenheit nicht auf den Müll werfen, oder doch? Vermutlich muss man erst verstanden haben, woher man kommt und wer man ist, um neu beginnen zu können, kann das sein? Erst wer dieses Band vor sich sieht, wie es leuchtet, wie die Markierungen der Landepisten auf Flughäfen in der Nacht, der kann es durchtrennen. Ach, lassen wir es gut sein für heute. Ist alles nicht so wichtig.»

«Da ist dieser Satz wieder.»

«Welcher Satz?»

«Ich glaube schon, dass das alles wichtig ist, sonst wären Sie nicht hier. Vielleicht sollten Sie aufhören, Ihre eigenen Dinge als unwichtig abzutun. Sie verraten niemanden, wenn Sie für Ihre eigenen Dinge eintreten.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Ich verstehe es auch nicht ganz. Aber wir haben ja noch Zeit.»

Im September setzte ich mich dann endlich an den Schreibtisch und zog die Vorhänge zu. Ich hatte ein Diagramm gemalt, um mir einen Überblick zu verschaffen; hatte versucht, meine ganzen Reisen und Recherchen in einer Zeichnung unterzubringen, mit Pfeilen und Strichen und Symbolen für die verschiedenen Personen, mein Vater, der Mond, meine Grossmutter, der Kreis, Agnes, ein Vogel – und Margit war das Hakenkreuz. Ich schnitt das Diagramm aus und pinnte es vor mich an die Wand, rückte meinen Stuhl zurecht und begann zu schreiben, jeden Tag, ohne

Unterlass. Der erste Monat lief gut, ich tippte, ohne zu merken, wie die Tage immer kürzer wurden, die ersten Blätter fielen von den Bäumen, meine Kinder brauchten neue Gummistiefel. Im zweiten Monat habe ich mich verflucht, im dritten gemerkt, dass man über seine eigene Psychoanalyse nicht schreiben kann, während sie parallel dazu weiterläuft, weil man frühere Sitzungen wieder thematisieren müsste, worauf sich alles verändern würde. Man kann nicht in Worte fassen, was in diesen Stunden geschieht, und macht man es doch, zerbröselt es vor den eigenen Augen. Im vierten Monat fiel tagelang Schnee, die Gummistiefel wichen gefütterten Modellen, und ich kam zum Schluss, dass ich noch eine letzte Reise machen musste.



22.

Es gab eine Stelle im Tagebuch meiner Grossmutter, an deren Wahrheitsgehalt ich gezweifelt hatte. Kurz nach den Schüssen auf das Ehepaar Mandl habe sie sich auf den Weg in das Lager gemacht, in dem sich Agnes und Sandor befanden, hatte sie geschrieben. Ihren Eltern sagte sie, sie fahre nach Budapest, um ein paar Dinge zu erledigen, den wahren Grund ihrer Reise liess sie unerwähnt.

Wenige Monate zuvor hatten deutsche Truppen Ungarn besetzt, Lastwagen der Wehrmacht fuhren quer durchs Land, die Pfeilkreuzler patrouillierten, die ungarische Regierung unter Dome Sztojaj, dem neuen Ministerpräsidenten und Nazisympathisanten, verkündete die Gründung von Ghettos, für Juden wurde das Tragen des gelben Sterns Pflicht. Auch Eichmann war in Budapest vor Ort, und er hatte seinen ganzen Stab mitgebracht, sein Sondereinsatzkommando bestand aus erfahrenen Männern wie Franz Novak und Dieter Wisliceny, Hitler hatte sie mitausgewählt. Eichmann bezog eine Suite im Hotel Astoria, wo er sich am 31. März zum ersten Mal mit dem Budapester Judenrat traf. «Wisst ihr, was ich bin?», soll er die versammelte Runde gefragt haben, darunter den Ratsvorsitzenden Samuel Stern, und er wird dessen Kopfschütteln abgewartet haben, bevor er antwortete: «Ein Bluthund.» In den folgenden zwei Monaten schickte er 437.402 jüdische Männer und Frauen, Kinder und Greise nach

Auschwitz, die meisten von der Rampe direkt in die Gaskammern.

In jenen Tagen also reiste meine Grossmutter mit dem Zug aus ihrem kleinen Dorf nach Budapest und von dort weiter nach Kistarcsa, wo sich das Lager befand. Sie war 22 Jahre alt, schwanger mit ihrem zweiten Sohn, der den nächsten Frühling nicht überleben sollte, ihr erstes Kind, meinen Vater, liess sie bei ihren Eltern zurück. In Budapest musste sie umsteigen, an Soldaten und Verletzten vorbei, die am Ostbahnhof herumlungerten, die Luft voller Russ und Wasserdampf von den Lokomotiven. Auf dem Bahnsteig angekommen, setzte sie sich auf eine Bank und wartete, eine junge Frau vom Land und aus gutem Haus, wie sie wohl angezogen war? Sicher nicht zu elegant, sie war auf dem Weg in ein Gefängnis, und aus Kleidern hat sie sich nie viel gemacht. Vielleicht trug sie einen Hut? Vielleicht hatte sie ein Täschchen dabei, darin ein Notizbuch, in dem sie sich mit einem Bleistiftstummel aufschrieb, was sie Agnes sagen würde, während im Hintergrund eine Stimme aus dem Megafon verkündete, dass ihr Zug eintraf.

Agnes' Töchter hatten mir inzwischen doch erzählt, dass es sich wirklich so zugetragen hatte. Dass meine Grossmutter tatsächlich nach Kistarcsa gereist war, um Agnes und Sandor zu sehen. Warum also fiel es mir so schwer, ihr das zu glauben?

Weil ich es ihr nicht zutraute, deshalb. Es lag nicht am Mut, vielmehr war es ihre Entschlossenheit, die mich überraschte, die Kraft und der Glaube an sich. Sie war es doch, die sich im Tagebuch an mehr als an einer Stelle als Maulwurf beschrieben hatte, *den Kopf unter der Erde, immer am Ducken*.

Vor Jahren hatte mir mein Vater erzählt, dass alle zwei Wochen ein fremder Mann mit Rollkoffer bei meiner Grossmutter geklin-

gelt und ihr jedes Mal einen neuen Feuerlöscher angedreht habe, die sich bald im Keller stapelten. Sie war nicht senil, sie wusste, dass er sie betrog, doch sie wimmelte ihn nicht ab, weil sie sich das Recht nicht herausnahm, ihn zu brüskieren. Lieber verschwand sie als Mensch, als sich zu wehren, lieber den Vortrag über die Vorteile des neuartigen Löschschaums erneut über sich ergehen lassen, als diesem fremden Mann in seinem schlecht sitzenden Anzug die Tür vor der Nase zuzuknallen. Der Vertreter hat das offenbar gespürt und nutzte es aus. So war sie erzogen worden, sie hat sich und ihre Bedürfnisse immer zurückgestellt, kaute lieber auf hartem Brot, statt sich frisches zu kaufen, und wenn es darum ging, sich Platz zu verschaffen, sich etwa im Supermarkt mit Ellbogen vorzudrängen, dann verkroch sie sich. Darin lag ihre Vorstellung von Grösse, in der Zurückhaltung.

Umso bemerkenswerter war ihre heimliche Reise in dieses Lager vor siebzig Jahren. Es war der einzige mir überlieferte Moment, in dem sie sich nicht fügte. Alles, was sie ausmachte und was sie mit sich trug, ihre ganze Scham, den Schmerz der untergehenden Epoche, die Trägheit ihres Standes legte sie an jenem Tag ab. Sie überwand die Müdigkeit, die ganz Ungarn erfasst, diese Resignation, die das Land nach dem Ende der Monarchie befallen hatte und die den Menschen ins Blut übergegangen war. Mit der Fahrt ins Lager widersetzte sie sich auch ihrem Vater und dem Pfarrer, die beide das Verbrechen an den Mandls vertuscht hatten. Sie legte den Maulwurf ab, ihre zweite Haut, sass nackt in diesem Zug und sah aus dem Fenster, der Wille, endlich etwas zu tun, trieb sie an.

Deshalb fuhr auch ich in diese Stadt, in der sich das Lager befand, um ihr Tribut zu zollen, um ihr nahe zu sein in diesem Moment. Und ja, vielleicht wollte ich auch etwas von dieser Kraft,

die sie damals umgeben hatte, für mich.

Eine Halbliterdose Bier kullerte zu meinen Füßen, als sich der Zug in Budapest in Bewegung setzte, vorbei an Ikea und McDonald's, vorbei an Reklamewänden und Plattenbauten am Stadtrand – was sie wohl damals gesehen haben mag? Felder, auf denen vereinzelt noch etwas Schnee lag, ein Pferd an einem Pflug, eine einzelne Mohnblume am Wegrand, einen Panzer an einer Kreuzung und Soldaten, überall Soldaten. Die Bierdose kullerte weiter bis nach hinten und rollte beim ersten Halt wieder an mir vorbei. Es war ein kühler Samstagmorgen im Dezember, von der Sonne sah man nur einen hellen Kranz, der Rest lag hinter dichten Wolken, die Heizung unter mir brummte. Mir saßen zwei ältere Frauen gegenüber, die sich über die Rentenbeiträge beschwerten, ich sah an ihnen vorbei auf das türkisfarbene Sitzpolster mit dem seltsamen Muster, ein gezackter Knäuel aus verschiedenen Farben, Blitze, die in alle Richtungen zuckten. Wer kommt auf so etwas?, dachte ich, während die Frauen nun darüber sprachen, wie sich die Gaspreise in den vergangenen Jahren entwickelt hatten. Jemand muss dieses Muster entworfen haben, den Verlauf der Linien, jemand hatte nächtelang deswegen vor dem Computer gesessen. Es muss Besprechungen gegeben haben, Präsentationen und irgendwann hatte diese Person den Zuschlag erhalten, was sie sehr gefreut hatte. Hinter jeder Entscheidung stehen Menschen, seien es Sitzpolstermuster oder Verrichtungsboxen, stets war einer da, der sagt: «So wird das gemacht.» Ich fand diesen Gedanken schon immer faszinierend.

Wir fahren am kleinen Flughafen Matyasföld vorbei. Ob hier Flugzeuge mit Hakenkreuzen standen damals? Hat sie sich vorgestellt, wie das sein wird, wenn sie vor den Lagertoren steht?

Hatte sie sich einen Satz zurechtgelegt für diesen Moment? Hatte sie Geld dabei, um Soldaten zu bestechen? Wollte sie Agnes freikaufen – oder sich von ihrer Schuld?

Das Lager in Kistarcsa existiert schon seit den Zwanzigerjahren. Ursprünglich war es eine Textilfabrik mit über tausend Arbeitern, für die auf der anderen Seite der Gleise Schlafräume gebaut worden waren. Doch die Weltwirtschaftskrise 1929 setzte der Fabrik zu, das Innenministerium übernahm und baute sie in ein Gefängnis um. Zu dieser Zeit herrschte in Ungarn die Idee des gesunden Volkskörpers, der von schädlichen Einflüssen ferngehalten werden musste, die Vorstellung also, in Zonen zu leben: da die Guten, die Schlechten kamen hinter Gitter. Bis zum Zweiten Weltkrieg wurden hier Kommunisten eingesperrt, Kriminelle, Schwule, psychisch Kranke, Menschen, die störten und nicht ins Bild passten. Der Ort wurde schon mit Dachau verglichen, beides ehemalige Fabriken ausserhalb grosser Städte, ans Schienennetz angeschlossen – wie praktisch. Ausser ein paar Bauern, die taten, als würden sie nichts bemerken, war niemand da, kaum Zeugen, kaum Fluchtgefahr. Heute würde man es eine Black Site nennen, Kistarcsa war ein Ort, den niemand kannte.

Mit dem Einmarsch der Deutschen am 19. März 1944 kam das Lager in die Hand der SS, die es mit Juden füllte, die nach Auschwitz kommen sollten. Und als die Kommunisten 1948 die Macht übernahmen und Mättyas Rakosi ausführte, was Stalin aus Moskau befahl, waren es die politischen Gegner des Regimes, ein paar Adlige, viele Geistliche, die in denselben Zellen gefangen gehalten wurden wie Agnes und ihr Bruder Sandor Jahre zu-

vor. Wärter und Häftlinge kamen und gingen, Kistarcsa blieb. Bis zum Aufstand gegen die Russen 1956 lagen Tausende von Menschen auf diesen Böden, Betten gab es nicht und kaum Decken, ohne Hoffnung auf einen fairen Prozess, darunter Kardinal Mindszenty, das Oberhaupt der Ungarischen Katholischen Kirche, der den Mut hatte, das Regime der Pfeilkreuzler von seiner Kanzel aus zu kritisieren, später dann das ebenso menschenverachtende System der Kommunisten. Doch im Unterschied zu Mindszenty überlebte Kistarcsa sogar die.

Anfang der Achtziger wurden ein paar der Räume für die Ausbildung von Polizisten genutzt, andere standen leer, es waren die vielleicht ruhigsten Jahre im Ort, eine eingefrorene Zeit hinter dem Eisernen Vorhang, bis die Wende erneut alles auf den Kopf stellte und man sich wieder an die wahre Bestimmung Kistarcsas erinnerte. Bald waren die Zellen wieder voll, die Wärter trugen Schlüssel am Hosensack und Knüppel in der Hand, in der Kantine wurde Kartoffelbrei auf Teller geklatscht, wie seit eh und je. Kistarcsa war wieder da – es war jetzt eines der grössten Abschiebegefängnisse Europas. Nach den Juden, nach den Gegnern des Kommunismus waren nun die Schwarzen dran, die Mittellosen und Hungrigen, Schädlinge, die man fernhalten musste – auch sie. Rund 20.000 Menschen, die meisten aus Afrika, verbrachten vor ihrer Abschiebung noch einmal ein paar Monate in diesen Räumen, in denen sich die gesamte Geschichte der Brutalität Europas des vergangenen Jahrhunderts widerspiegelte.

Bei den allerletzten Insassen des Lagers handelte es sich um achtzehn Männer aus Ruanda. Sie waren über die Berge des ehemaligen Jugoslawiens geflohen, wo sie beinahe erfroren wären, nachdem sie ihre Freunde und Familienmitglieder schon auf der

Fahrt über das Mittelmeer verloren hatten, und natürlich wussten sie nicht, wo sie hier gelandet waren. Die Schlaf- und Essenssäle standen leer, da war sonst niemand, abgesehen von ein paar Wärtern, die die Zeit absassen, und Mitarbeitern einer Flüchtlingsorganisation, die Früchte mitbrachten und dem verdutzten Koch verboten, Schweinefleisch für sein wässriges Gulasch zu verwenden. Längst bröckelte der Putz, die Toiletten funktionierten nicht mehr, Baumwurzeln stiessen durch die asphaltierten Wege zwischen den einzelnen Trakten. Die Männer aus Ruanda taten, was all die Insassen vor ihnen auch getan hatten, sie warteten, sie rauchten, sie schliefen schlecht. Sie waren die Übriggebliebenen, die Letzten einer Kette aus Weggesperrten, bis man auch sie eines Tages holte und über die Grenze nach Serbien brachte, woher sie gekommen waren, vielleicht flog man sie auch in Handschellen mit dem Flugzeug zurück nach Kigali, wer weiss das schon.

Seit zehn Jahren standen die Gebäude leer. Einige wurden abgerissen, andere neu gebaut, ein Kindergarten zog ein. Wo man früher Menschen eingesperrt hatte, bevor sie nach Auschwitz gebracht wurden, war jetzt eine Schule, die mithilfe von Geldern der Europäischen Union finanziert worden war. «Magyarország megújul», Ungarn erneuert sich, stand gross auf einer Tafel vor dem Eingang, der Lack glänzte, die Fenster waren doppelt verglast, dahinter sah man Kinder an niedrigen Tischen sitzen.

Ich lief durch die Strassen dieser Kleinstadt, vielleicht so wie meine Grossmutter damals, und suchte nach einem Tor, einem Eingang. Mir fielen die Denkmäler auf, die überall verstreut waren, sechs oder sieben: eine Marmorplatte für die Opfer des Zweiten Weltkriegs, ein Holzstamm für die Opfer des Kommunismus, ein weisser Stein, der an die Friedensverhandlungen von

Trianon 1920 erinnert. Das Böse kommt in Ungarn immer von aussen, seien es die Deutschen, die Russen, die Alliierten, so wird es jedem Besucher der Budapester Museen vermittelt, Ungarn war immer Opfer, Ungarn war immer unschuldig. Aber war nicht dieses Lager das eigentliche Denkmal dieser Gegend? Müsste man nicht wenigstens ein paar seiner Mauern erhalten, damit man nicht vergisst, welche Grausamkeiten ungarische Wärter hundert Jahre lang verübt hatten? Das Land mochte sich erneuert haben, wie auf der Tafel vor dem Kindergarten stand, aber was behielt es von früher, welche Geschichte wurde hier erzählt?

An einer Kreuzung kam ich mit einer alten Frau ins Gespräch, die mir erzählte, wie es hier vor sechzig Jahren ausgesehen hatte. Sie zeigte mit ihrem Stock auf einzelne Häuser, «dieses, dieses und dieses», sagte sie, «gab es noch nicht. Und das und das.»

«Dafür gab es das Lager», unterbrach ich sie.

«Ja, das Lager», sie blickte zu Boden.

Ich half ihr mit ihren Einkaufstaschen, aus denen Lauchstangen ragten, wir gingen die Strassen entlang zu ihrem Haus. «Ich kenne jemanden, der im Lager war», sagte ich umständlich, worauf sie nickte, aber kein Wort darüber verlor und schon gar nicht nachfragte. «Irgendwo muss sich doch ein Tor befunden haben?», fragte ich sie.

«Das ist weit weg.» Hinter dem Bahnhof, man müsse sicher eine halbe Stunde laufen. Ich lud die Taschen vor ihrer Haustür ab, bedankte mich, zog mir die Mütze über die Ohren und machte mich auf den Weg. Fünf Minuten später war ich da. Wie konnte sich die alte Frau nur so geirrt haben? Weil man nicht anders kann, als das Lager von sich zu schieben, war es das? Jedes Jahr noch ein Stück weiter, bis es irgendwann ganz verschwunden

war. So wie es Menschen geben soll in Deutschland, die neben ehemaligen Konzentrationslagern wohnen und Geranien vor ihre Fenster stellen, und wenn man sie fragt, ob sie denn gar nichts daran störe, hier zu leben, antworten sie: Was denn?

Ich hielt mich an dem grünen Gitter fest, das die Gebäude umzäunte. Ob meine Grossmutter auch hier gestanden hatte? Viel ist im Tagebuch darüber nicht zu erfahren, sie wird nervös gewesen sein, ängstlich, und sie wird gefroren haben, weil sie selbst im Sommer im Schatten grosser Bäume fror, aber sie war nicht aufzuhalten, als hinge alles von diesem Treffen ab: *Ich musste mit Agi reden*, schrieb sie, wie gerne würde ich ihr Gesicht von damals sehen können, ihre Augen, ihren Mund. Hat sie geraucht? Hastige Lungenzüge, bevor sie sich dem Soldaten näherte? Aber nein, das kann nicht sein, sie war doch schwanger, ausserdem gehörte es sich nicht für junge Damen, auf der Strasse zu rauchen – na und? Hatte sie nicht auf all das verzichtet, indem sie hergefahren war? Sie war an jenem Tag keine Dame, das ist es ja, sie war endlich Mensch.

Das Lager befand sich in der Nähe der Schienen, ich kann mich an umliegende Wiesen erinnern und an ein Tor, das bewacht wurde von einem uniformierten Soldaten, ich weiss nicht, welchen Ranges. Im Erkennen der Abzeichen war ich ungeübt. Ich fragte ihn, ob sich die Geschwister Agnes und Sandor Mandl im Gefängnis befänden und ich mit ihnen sprechen könne, es sei wichtig. Er notierte mein Anliegen. Er war nicht mal unhöflich, eigentlich ganz nett.

Ich konnte vom Gitter aus durch die zerbrochenen Fensterscheiben in einige der Räume sehen, sah Kritzeleien an den Wänden, auch auf den Aussenmauern der Gebäude waren Graffiti, und ich musste an Simon und seine Freunde denken, über die ich Vorjahren geschrieben hatte, eine Gruppe junger Briten, die an den Wochenenden in stillgelegte Fabriken einstiegen, in verlassene-

ne Sanatorien für psychisch Kranke, in unbewohnte, vor sich hin modernde Schlösser. Sie brachen nicht ein wie Diebe, sie waren gut vorbereitet, keine Vandalen, sie hatten sich auf dem Grundbuchamt Pläne beschafft und kannten die Kanalisationsschächte, durch die wir dann den ganzen Morgen robbten, mit Stirnlampe an toten Ratten vorbei, um durch den Heizungsschacht der Wäscherei endlich in dieses Sanatorium zu gelangen, wo sie in alten Akten blätterten, sich auf schimmelige Matratzen legten und Fotos der Gummizellen schossen. Den ganzen Tag über sprachen sie davon, wie sich das wohl angefühlt haben musste, damals, als man die Depressiven und Schizophrenen mit Elektroschocks therapiert hatte. Ich fühlte mich wohl bei Simon und seinen Freunden. Ich verstand ihre Sehnsucht nach dem Vergessenen, ich teilte ihren Sinn für die Ästhetik des Zerfalls, all dies kam mir jetzt in den Sinn, als ich vor diesen nikotingelben Lagermauern stand.

Tagebücher VI

Maritta

Ich wartete sicher zwei Stunden vor dem Lagertor. Ging ein paar Schritte und überlegte mir, was ich Agi und Sandor sagen werde, wenn ich sie sehe.

Agnes

Einmal kam ein Polizist vorbei und sagte, dass da jemand mit mir sprechen wolle.

Doch ich vertraute ihm nicht und hatte Angst mitzugehen. «Da ist aber wer», behauptete er. Ich schüttelte den Kopf, und er verliess den Raum.

Maritta

Sicher werden sie erstaunt sein, mich zu sehen, dachte ich.

Agnes

War da wirklich jemand, der mich suchte? Wer sollte das sein?

Maritta

Als der Soldat zurückkam, sagte er mir, dass sich keine Personen dieses Namens im Lager befänden, also fuhr ich wieder nach Hause. Ich musste in Budapest umsteigen; auf dem Platz vor dem Bahnhof wimmelte es von Soldaten und Hunden und Kranken-

wagen. Die Dächer der Innenstadt strahlten im Schein der untergehenden Sonne, und in der Luft tanzten Pollen. Plötzlich sah ich eine Frau, die mir sehr vertraut vorkam. Ich erkannte sie aber erst nach einer Weile, als sie schon fast auf meiner Höhe war. Es war die Inhaberin der vornehmsten Parfümerie Budapests, eine ältere Dame, die ich nur in weissem Kittel und an ihrem Platz hinter der Theke kannte. Nun trug sie auf ihrer dunklen Jacke einen Davidstern. Doch als ich auf sie zugehen wollte, ging sie mit abgewandtem Gesicht an mir vorbei, worauf ich zum nächsten Blumenstand lief – irgendetwas musste ich ja tun, ich war so aufgewühlt – und eine gelbe Narzisse kaufte, die ich mir ins Knopfloch steckte. Ein Deutscher kam mir entgegen. Ich sah ihn so böse an, wie ich nur konnte, er aber, wohl ein höherer Offizier, sagte: «Fabelhaft» – und verbeugte sich mit einem Lächeln. Was war ich nur für eine lächerliche Demonstrantin. Eine gelbe Narzisse statt eines Judensterns. War das alles, was ich zustande brachte? Ja, das war alles.

23.

Angenommen, meine Grossmutter hätte mit Agnes sprechen können, wie hätte sie das Gespräch begonnen, was hätte sie ihr erzählt? Darüber hatte ich mich schon in Buenos Aires mit Agnes' Töchtern unterhalten.

Hätte sie sich entschuldigt? «Tut mir leid, dass ich tatenlos danebenstand, während man deiner Mutter und deinem Vater in den Rücken schoss.»

Hätte sie sich erklärt? «Wir waren zu feige, ich, mein Vater, die Familie, der ganze Scheissadel, wir waren zu satt geworden und zu gleichgültig, verstehst du das denn nicht? Wir konnten es nicht, Juden verstecken, menschlich sein, wir haben das Risiko nicht auf uns genommen. Wir sind keine Familie von Helden, wir sind Maulwürfe.»

Und wie hätte Agnes auf diese Nachricht reagiert? Sie war jünger als meine Grossmutter und ahnungslos, was auf sie zukommen würde. Sie war allein, man hatte sie von ihrem Bruder getrennt, sie trug ein Foto ihrer Familie bei sich und hatte den letzten Satz ihres Vaters im Ohr: «Und was wird aus euch?»

Was hätte sie also getan, nachdem ihr meine Grossmutter das Verbrechen gestanden hätte? Sie wäre vermutlich daran krepirt, ihr Lebenswille, den sie bis heute in sich spürt und von dem mir auch ihre Töchter dauernd erzählten, wäre zerschellt. Ohne Hoffnung, ihre Eltern wiederzusehen, hätte sie Auschwitz vermutlich nicht überlebt. Im Unterschied zu den meisten Insassinnen,

schrieb Agnes, sei sie noch lange bei Kräften gewesen, wie durch ein Wunder von Krankheiten verschont. Nur so gelang es ihr zu überleben, weil die Deutschen sie als arbeitsfähig einstufen. Was, wenn ihr meine Grossmutter durch ihre Beichte diese Kraft genommen hätte? Hatte sie sich das überlegt, bevor sie hergefahren war? *Ich musste mit Agnes reden*, schrieb sie, aber was hiess dieser Satz? An wen hatte sie dabei mehr gedacht, an Agnes oder an sich?

Meine Grossmutter hätte sich zweifelsohne besser gefühlt, Schuld zu bekennen erleichtert, ging man nicht deshalb zur Beichte? War es das, was sie wollte, Agnes' Absolution? Danach hätte sie ihrem Vater mitgeteilt, dass sie seine Täuschungsmanöver nicht mehr länger decke, und wäre vielleicht etwas aufrechter durchs Leben gegangen, zwei, drei Grad, mehr nicht. Aber das hätte gereicht, um früher mit dem Schreiben zu beginnen, denn das war es, was sie immer wollte, so steht es im Tagebuch: *Schreiben ist meine einzige Leidenschaft im Leben*. Nur schreibend, das wusste sie, konnte sie ihr eigenes Verschwinden bekämpfen. Kistarcsa hätte ein Wendepunkt in ihrem Leben werden können, meinem Vater hätte sie von diesem neuen Feuer, das sie in sich spürte, ein paar Funken übertragen, mehr Spannung im Körper gelehrt, mehr Zuversicht. Und er hätte es dann an mich weitergegeben. Denn das war es doch, worüber auch ich auf Strassbergs Couch seit Jahren sprach, endlich existieren, endlich Fussabdrücke hinterlassen im Schnee. Dieser Nachmittag in Kistarcsa, betraf er etwa auch mich?

Die Beichte meiner Grossmutter, die unsere Familie hätte aufleben lassen können, hätte die Familie Mandl vernichtet, das eine war nur auf Kosten des anderen zu haben.

Und so war es gut, dass der Soldat behauptet hatte, es würden sich weder Agnes noch Sandor Mandl in diesem Lager befinden.

Meine Grossmutter muss mit hängendem Kopf am Bahnhof gestanden und auf den Zug gewartet haben, weil es ihr nicht gelungen war, mit Agnes zu sprechen, und man sie in ihrem Eifer gebremst hatte. Nun blieb ihr nichts anderes übrig, als zu ihrem Vater ins Schloss zurückzukehren, zurück in den Maulwurfsbau, den Kopf in der Erde. So liess sie die nächsten Jahre alles mit sich geschehen – während Agnes überlebte.



Ich ging einmal um die Gebäude herum, immer nah am Gitter, an jungen Bäumen und Gebüschten vorbei, hörte das Rascheln von gefrorenem Laub unter meinen Füßen. Ich hoffte, eine Stelle zu finden, von der ich leicht auf die andere Seite klettern konnte. Ich würde die Schlafräume des Lagers erkunden, wie damals in England im Sanatorium, würde die Toiletten, die Wände berühren. Die Todesangst Hunderttausender Menschen, war sie noch spürbar, wenn man durch die leeren Hallen spazierte? Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn man die Geräusche im Innern des Lagers all die Zeit aufgenommen hätte – was würde man hören, hundert Jahre Schreie? Oder waren alle still gewesen vor Angst? Dann blieb ich stehen und hielt die Luft an, als würde mich ein Reh anstarren, das bei der geringsten Regung fortspringen könnte. Bin ich nicht aus demselben Grund nach Argentinien geflogen, aus dem meine Grossmutter vor siebzig Jahren nach Kistarcsa gekommen war? Beide wollten wir Agnes die Wahrheit über den Tod ihrer Eltern überbringen. Dieser Gedanke war mir neu, dass

wir dasselbe vorhatten und wir beide gescheitert waren. Sie kam nicht ins Lager hinein, ich nicht an den Töchtern vorbei, die behaupteten, es würde Agnes nur schaden, so wie es ihr damals geschadet hätte.

«Weshalb bist du nach Buenos Aires gekommen?», hatte mich Mirta am ersten Abend gefragt, gleich nachdem ich aus dem Tagebuch vorgelesen hatte. Ich hatte es damals für eine Verlegenheitsfrage gehalten und war überrascht gewesen. Wir waren alle so aufgewühlt, ich dachte, sie wolle nur die Stille überbrücken, jetzt aber merkte ich, dass mehr dahintersteckte – ja, weshalb eigentlich? Ich sei ein Kurier, hatte ich damals geantwortet, ich wolle ihnen ihre Geschichte überreichen, aber tat ich es wirklich für Agnes und ihre Familie? Tat ich es nicht eher für mich?

Ich hatte ihnen nichts überreicht, fiel mir jetzt ein, noch immer ganz starr. Ich hatte ihnen nichts gegeben, nein, die Wahrheit lautet, dass ich mir etwas geholt hatte. Ein Stück Existenz. Das ist der geheime Pakt von uns Nachkommen, seien wir Enkel der Täter oder Enkel der Opfer, wir alle holen uns etwas, wir graben danach, als wäre es Seltene Erde, und verleiben es uns ein. Dann sprang das Reh weg.

Ich lief noch ein wenig in der Gegend umher, an einem Schwimmbad vorbei, einem chinesischen Imbiss, es regnete stark, und ich stellte mir vor, wie es gewesen wäre, wenn mich meine Kinder auf diese Reise begleitet hätten. Meine älteste Tochter war nicht einmal ein Jahr alt, als ich zum ersten Mal nach Rechnitz fuhr, sie war vier, als ich Agnes in Buenos Aires besuchte, bald wird sie sechs.

«Papa, uns ist kalt», hörte ich sie sagen.

«Aber wir müssen uns doch noch alle Denkmäler anschauen», antwortete ich ihnen, «vielleicht haben wir eines übersehen?»

«Wozu denn?», riefen sie, «wir können nicht mehr.» Und ich nickte, ja, wozu eigentlich? Um zum Bahnhof zu gelangen, musste ich wieder am Lager vorbei, an den Schienen entlang, alles lag offen vor mir, die ganzen letzten hundert Jahre, das hat mich an Ungarn immer fasziniert, dass die Geschichte des Landes auf der Strasse lag, man konnte sich ein eigenes Bild machen, konnte sie berühren, konnte auf ihr laufen und brauchte nicht in ein Museum zu gehen, wo sie in Vitrinen hinter Glas konserviert wurde, wo es kleine Lämpchen gab und in der Ecke einen Stuhl, um sich auszuruhen. «Versteht ihr das?», fragte ich meine Kinder in Gedanken, doch sie schüttelten den Kopf. Ich sah meine Grossmutter vor mir, als ich am Bahnsteig auf den Zug wartete, und blickte mich um – irgendwo in der Nähe wird man Agnes in den Waggon nach Auschwitz verfrachtet haben.

Meine Tränen kamen ohne Ankündigung, sie waren einfach da und wurden eins mit den Regentropfen, die auf mein Gesicht fielen. Ich drehte mich ab, damit niemand sah, dass ich weinte, klappte den Kragen meines Mantels hoch, zog die Mütze noch tiefer ins Gesicht. Minutenlang ging das so, und ich tat nichts, um die Tränen zu stoppen, bis ich am Ende nur noch zuckte, als müsste ich erbrechen, und es fühlte sich gut an. Dann kam der Zug.

Ich setzte mich wieder auf diese Polster, die bunten Blitze auf türkisfarbenem Hintergrund. Ich war glücklich, ich konnte nicht sagen, weshalb, und war plötzlich überzeugt, das Tagebuch meiner Grossmutter vernichten zu müssen, worum sie meinen Vater auf dem Sterbebett gebeten hatte. Das Buch hat seinen Zweck erfüllt, dachte ich. Ich werde den richtigen Tag abwarten, werde

meine Kinder mitnehmen, meine Frau, ich sah uns plötzlich alle auf einem Feld stehen, der Himmel grau, ein paar Raben in der Luft, und wir würden die Seiten, vollbeschrieben mit der Kritzelschrift meiner Grossmutter, die ich wochenlang entziffert hatte, dem Wind übergeben, als würden wir Drachen steigen lassen. Einzelne Blätter würden liegen bleiben, andere verfangen sich in den Ästen der Bäume, wir würden ihnen hinterhersehen und lachen, bis die Mappe leer war. Als sich der Zug in Bewegung setzte, sprang unter mir die Heizung an, warme Luft kroch in meinen nassen Mantel.



Dank

Ich danke der UBS Kulturstiftung, der Goethe-Stiftung Zürich und der Literaturförderung des Kantons Zürich für ihre grosszügige Unterstützung bei der Arbeit an diesem Buch.

Mein Dank gebührt Martin Breinfeld, meinem Lektor, der mich vorwärtspeitschte und der meinetwegen ein paar graue Haare bekam. Silke Pfeiffer danke ich für ihre unermüdliche Mitarbeit am Text, Dieter Bacher für das Beschaffen der russischen Akten und Ritva Hämäläinen für die Übersetzung derselben. Ich danke Paul Gulda für erste Recherchetipps, Daniel Strassberg für so vieles, der Familie Kupfermine für ihre Wärme, Bruno Augsburger für die schönste Wohnung der Welt und Finn Canonica vom MAGAZIN des *Tages-Anzeigers*, in dem eine Reportage über meine Grosstante Margit erschien, dafür, dass er mir Auszeiten gewährte. Christoph Zürcher von der *NZZ am Sonntag* verdanke ich wertvolle Tipps für das Erzählen von Geschichten und Miklos Gimes den Blick für die wahren Dramen im Leben. Meinen Eltern danke ich für alles und kann es nicht in Worte fassen, und meinen Schwiegereltern für ihre wertvolle Hilfe in den letzten nicht ganz stressfreien Jahren. Zum Schluss danke ich meinen beiden Brüdern dafür, dass sie immer da sind und dass ich diese Geschichte aufschreiben durfte, denn es ist auch ihre.

Mein allergrösster Dank und meine uneingeschränkte Liebe aber gilt Suleika, die mich auch an Tagen erträgt, an denen ich kaum mehr als fünf Worte von mir gebe, und ohne die es dieses Buch nicht gäbe.